

Herrn Carl Denina,

Profess. emer. der Beredsamkeit und der griechischen Sprache
auf der Königl. Universität zu Turin, jetzigen
Mitglieds der Akademie der Wissenschaften zu
Berlin,

Bibliopoeie,

oder:

Anweisung für Schriftsteller,

aus

dem Italiänischen übersetzt.



Berlin und Stralsund,
bey Gottlieb August Lange

1783.



Nachricht.

Das hier übersetzte Werk erschien bereits 1776. bey den Gebrüdern Neycends zu Turin unter den Titel: *Bibliopea*, o sia parte di compor libri di *Carlo Denina*, Professore d'Eloquenza e di Lingua greca nella regia Vniversità di Torino. Der Verfasser, der jetzt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin lebt, ist bereits durch seine, auch ins Französische, Englische und Deutsche übersetzte *Rivoluzioni d'Italia*, durch seine *Vicende della Letteratura*, durch die *Istoria politica e letteraria della Grecia*, durch seine *Biblioteca Italiana*, und andere Schriften (*) zu seinem Vortheil bekannt.

Eine das Ganze der schriftstellerischen Kunst umfassende Anweisung ist in unsern Tagen, wo

X 2

fast

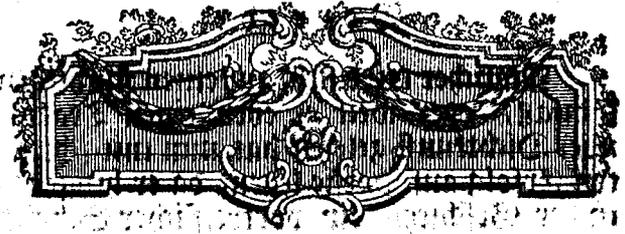
(*) Z. E. *Discorsi Storici e Genealogici*, in 2 Bänden, ingleichen eine lateinische Abhandlung: *de studio Theologiae et norma fidei*. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke in 16 Oktavbänden, darinnen aber die *Bibliopea*, und der Traktat: *de studio Theologiae etc.* nicht enthalten seyn soll, ist 1781. angekündigt. S. Hn. Jagemanns Magazin der italiänischen Literatur und Künste. 5ten Band. S. 365. ff. 72

N a c h r i c h t.

fast alles, was nur Finger hat, einen Beruf zum Schreiben zu haben glaubt, gewiß nicht überflüssig, um den guten Köpfen die gehörige Richtung zu geben, und den ganz unfähigen ihre Impotenz fühlbar zu machen; und wenn dieser Unterricht von einem Mann kommt, der mit so vieler Erfahrung schon so lange auf der schriftstellerischen Bahn mit Ruhme wandelte, so muß es desto mehr Gewicht haben.

Der Verfasser scheint zuweilen auf Italien vorzügliche Rücksicht genommen zu haben. Allein das meiste, was er sagt, findet gewiß seine Anwendung allenthalben, auch für Deutsche; wie denn überhaupt aus dieser Schrift Bekanntheit des Verfassers auch mit der auswärtigen Litteratur hervorleuchtet. Nur darf man bey einigen Stellen nicht vergessen, in welcher Lage, und unter welchem Zwang er schrieb.

Die wenigen Anmerkungen, die der Uebersetzer beyzufügen für gut befunden, sind von den eigenen des V. durch die Buchstaben A. D. U. unterschieden worden, nur, daß diese bey der Note: 8. 76. 79. 97. 120. † 130. 133 (**). 145 (*). 149 (*). 214 (*). 253 (*). 273. 300. 318. 379. weggelassen sind. Geschrieben in der Michaelismesse 1783.



Vorrede

des Verfassers.

So nüglich die besondern Bemerkungen und Abhandlungen über Dichtkunst, Historik, und Redekunst, in mancher Rücksicht sind, so können sie doch auf der andern Seite Studierende leicht zu solchen Gegenständen verleiten, die sich für ihre Talente und Anlagen nicht schicken.

Vor-

X3

Man-

Mancher wird sich, auf einen flüchtigen Einfall, oder weil er eben einen Traktat über Dichtkunst gelesen hat, nun mit schlechten Erfolg auf Poesie legen, da er hingegen in der Geschichte ein vortrefflicher Schriftsteller worden wäre, wenn die ersten Bücher, die ihm in die Hände fielen, den Gedanken von Geschichte in ihm rege gemacht hätten, und so ist es mit Kritik, und Moral. Ein anderer wird sich unglücklicher Weise mit der Oratorie abgeben, der, wenn er bey Zeiten ein Buch gelesen hätte, das seine Ideen und Aussichten erweiterte, in einem andern Fach ein ruhmvoller Schriftsteller worden wäre!

Ueberdem wie vielerley Schriften giebt es nicht, die weder in die Klasse der Dichter, noch auch der Historiker, oder Redner gehören? Wie viel andere giebt es nicht, welche poetische, historische, und oratorische Gegenstände behandeln, ohne sich an die gewöhnlichen Regeln dieser Künste zu binden?

Daher habe ich mich oft gewundert, daß unter so vielen Schriftstellern, die seit dreyhundert Jahren, nicht nur über jeden Theil der Litteratur, sondern fast über jede gelehrte Kleinigkeit geschrieben haben, kei-

ner

ner darauf gefallen ist, über die schriftstellerische Kunst überhaupt zu schreiben (*). Außerdem, daß eine solche Abhandlung auch

X 4

alle

(*) Aurelius Brandolinus Agostinianns im XVI. Jahrhundert, hat uns einen ziemlichen und gut geschriebenen Traktat hinterlassen: *de ratione scribendi*. Aber er handelt blos von der Art Briefe und Reden zu schreiben. Der Cardinal Valerius, oder Valier, berührte diese Materie in einem etwas allgemeinem Umfang; aber eine Schrift, die wir im Verzeichniß seiner Werke unter dem Titel: *de conficiendis commentariis commentarius*, angeführt finden, ist nie ans Licht getreten, und eine andere: *de cautionibus adhibendis in edendis libris*, die 170 Jahr nach des Verfassers Tode herauskam, enthält unter diesem Titel nichts, als die Geschichte seiner Schriften, und die Ursachen, warum viele derselben noch nicht gedruckt wären. Ein kleines Büchelgen: *Christiani Liberrii Germani Bibliophilia, sive de scribendis, legendis, et aestimandis libris exhortatio paraenetica. Ultrajecti, 1681.* enthält außer einigen Gemeinplätzen vom rechten Gebrauch und Mißbrauch der Bücher, nicht eine halbe Seite, die zu unserm Zweck diene, ausgenommen eine Stelle des *Vossius de Cognitione sui*,

alle wesentlichen Regeln der Poetik, Rhetorik, und Historik enthalten kann, scheint sie mir auch von dem Vorhitz Bemerkten Nachtheil frey zu seyn; daher habe ich mich bewogen gefunden, diese Materie, als etwas Nützliches und Neues, zu behandeln.

Es haben zwar viele Kunstrichter, Rhetoren, und Kommentatoren, der eine bey der, der andere bey jener Gelegenheit, einige, zu der Absicht, die ich mir vorgesetzt habe, gehörige Punkte berührt; unter andern Thomas Bartolin (*), Morhof (**), Baillet (***), Fontanini und Seno (†), Muratori (††), und die Verfasser des *Dictionnaire encyclopédique* (†††). Aber der einsichtsvolle Leser mag selbst urtheilen, ob durch alles dieses dasjenige überflüssig wird, was über gewisse Artikel in diesem Werke abgehandelt worden ist.

Aber,

(*) de libris legendis dissertationes.

(**) Polyhistor.

(***) Jugemens des sçavans Tom. I.

(†) Biblioteca Italiana.

(††) Buon gusto.

(†††) Man sehe die Artikel: *Livre, Epître, Préface, Citation, Annotation, Dialogue.*

Aber, werden einige sagen, warum will man eine Kunst lehren, die vielleicht schon allzu hoch gestiegen ist, da wir von allen Seiten mit Büchern überschwemmt werden? Oder warum untersteht man sich dieses mit der Mine eines Meisters für solche zu thun, die, wenn sie Schriftsteller abgeben, sich schon selbst für Meister halten dürfen.

Auf die erste Schwierigkeit läßt sich leicht antworten: Eben um deswillen, weil so vieles geschrieben, und gedruckt wird, ist es nöthig einige Anmerkungen darüber zu machen, damit man das, was man thut, nicht auf ein Gerädewohl thut. In Ansehung des zweyten, will ich zwar nicht sagen, daß vielleicht gerade diejenigen, die meine Arbeit stolz und eitel nennen mögten, dasjenige am meisten nöthig haben dürften, was der Titel des Buchs verspricht, aber das muß ich doch sagen, daß, wenn man nach diesem Grundsatz verfahren wollte, man eben so wohl einen Aristoteles, Quintilian, und so viele andere berühmte Schriftsteller, die über Poetik oder Rhetorik geschrieben haben, ob sie gleich selbst keine Dichter und Redner waren, der Verwegenheit beschuldigen könnte. Selbst Horaz, und Boileau würden nicht frey von Vor-

Vorrede des Verfassers

was zur Bildung eines Schriftstellers erfordert wird, im zweyten von alle dem, worauf er, wenn er nun wirklich schreibt, aufmerksam seyn muß, und im dritten von dem handeln, was nach Fertigstellung des Buchs ihm noch vorkommen kan.



Ver

Verzeichniß

der

in diesem Traktat enthaltenen

Kapitel und Artikel.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Von den einem Schriftsteller nöthigen Kenntnissen.

- | | |
|--|-----|
| §. 1. Begriff eines wahren Gelehrten, nach dem Maas berühmter griechischer und lateinischer Schriftsteller. | 1. |
| §. 2. Unterschied der Fakultäten. Was die Systeme des öffentlichen, und Privatunterrichts in sich fassen. | 8. |
| §. 3. Verschiedene Schwierigkeiten, die man hier entgegen setzt. | 13. |
| §. 4. Allgemeine Antwort auf diese Einwürfe. | 19. |
| §. 5. Allgemeine Gelehrsamkeit; neuerer Schriftsteller. | 22. |
| §. 6. Die Studien eines eigentlichen Gelehrten sind nicht so sehr verschieden von denen, die zu öffentlichen Bedienungen erfordert werden. | 27. |
| §. 7. Woher man bürgerliche und politische Kenntnisse zu schöpfen habe? | 31. |
| §. 8. | |

Verzeichniss

- §. 8. Litteratur, die zu einigen besondern Professionen nöthig ist. S. 39.

Zweytes Kapitel.

Von der Philosophie und dem guten Geschmack.

- §. 1. Wie die Mängel des ersten Unterrichts zu verbessern sind. S. 44.
- §. 2. In welchem Verstande Philosophie genommen wird. Eine richtige Abbitdung der studierenden Lebensart. 48.
- §. 3. Von der Einbildungskraft und Beurtheilungskraft, und wie man den guten Geschmack bildet. 53.
- §. 4. Wahl der Schriftsteller, durch welche man den guten Geschmack bildet. 56.
- §. 5. Von den Regeln der Kunst, und von der Nachahmung. 62.

Drittes Kapitel.

Von der Schreibart, und den Sprachen überhaupt.

- §. 1. Woher es komme, daß die guten Schriftsteller so selten sind. S. 66.
- §. 2. Von den verschiedenen Sprachen, deren man sich im Schreiben bedienen kan, und zuerst von der lateinischen. 70.
- §. 3. Unterschied zwischen Sprache und Schreibart. 75.
- §. 4. Ueber die Schwierigkeiten, in neuen lebenden Sprachen gut zu schreiben. 78.

Dier

der Artikel.

Viertes Kapitel.

Von der italiänischen Sprache.

- §. 1. Ueber das Genie der italiänischen Sprache, und ihre verschiedenen Nahmen. S. 90.
- §. 2. Von der gelehrten Sprache der Italiäner. 94.
- §. 3. Was für Vortheile die Florentiner und andere Toskanier im Gebrauch dieser Sprache voraus haben. 104.
- §. 4. Nützlichkeit der ersten Mitglieder der Akademie della Crusca. Mäßiges Studium der Grammatik. 114.
- §. 5. Auswahl der Schriftsteller der italiänischen Sprache. 122.

Fünftes Kapitel.

Verschiedene Erfordernisse der Schreibart.

- §. 1. Hauptregel in diesem Stücke. S. 128.
- §. 2. Von der poetischen Sprache. 133.
- §. 3. Vom figurlichen Styl. 138.
- §. 4. Von reimlosen Versen und vom Reim. 140.
- §. 5. Von poetischen Wörtern und Freyheiten. 143.
- §. 6. Vom Geschäftsstyl. 145.
- §. 7. Wie man sich Kürze und Deutlichkeit zu eigen macht. 150.
- §. 8. Nothwendigkeit und behutsamer Gebrauch neuer Wörter. 155.

Zwey

Verzeichnis

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Von der Wahl der Materie, und der innern Form der Bücher.

§. 1. Ueber die Veranlassungen und Bewe-	S.
gunasgründe zu schreiben.	167
§. 2. Reden, woraus zufälliger Weise Schrif-	
ten werden, politische Reden.	163
§. 3. Verschiedene Arten von geistlichen Reden	
und Abhandlungen.	169
§. 4. Von akademischen Reden und Vorles-	
sungen.	171
§. 5. Von Schriften, die in öffentlichen An-	
gelegenheiten, oder Privatstretigkeiten auf-	
gesetzt werden.	176
§. 6. Fortsetzung, von Streit- und kritischen	
Schriften.	181
§. 7. Verschiedene Materien und Formen der	
Schriften, die sich zu den verschiedenen Ei-	
genschaften und Umständen der Verfasser	
schicken.	184
§. 8. Von weitläufigen Werken und kleinen	
Schriften.	194
§. 9. Ob es besser sey, einen allgemeinen, oder	
partikulären Gegenstand zu wählen.	194
§. 10. Personen, vor die man schreibt.	208
§. 11. Von poetischen Gegenständen, und Wer-	
ken der Einbildungskraft.	211
§. 12. Was Erfindung, und lobliche Nachah-	
mung sey?	216
§. 13. Von Uebersetzungen und Kommenta-	
rien.	222
§. 14	

der Artikel.

§. 14. Von Analysen oder Auszügen aus	S.
Schriften.	229
§. 15. Von Bibliotheken und Journalen.	233
§. 16. Von historischen und andern Reallexicis.	237
§. 17. Von Sammlungen.	239

Zweytes Kapitel.

Von der Ueberschrift.

§. 1. Nothwendigkeit jeder Art von Aufsätzen	
und Schriften einen Titel zu geben.	242
§. 2. Schwierigkeit, neue und schickliche Titel	
auszudenken.	245
§. 3. Verschiedene Arten von Ueberschriften.	250
§. 4. Ueberschriften, die von der Form des	
Werks hergenommen sind, und von doppel-	
ten Titeln.	255
§. 5. Von figurlichen, sonderbaren, und ganz	
willkührlichen Ueberschriften.	259
§. 6. Andere dergleichen willkührliche, und von	
gleichzeitigen Umständen hergenommene	
Ueberschriften.	262
§. 7. Zu allgemeine, und unnütze Ueberschriften.	264
§. 8. Von speciellen Ueberschriften der verschie-	
denen Theile eines Buchs.	268
§. 9. Von der Epigraphe und dem Titelblatt.	273

Drittes Kapitel.

Von der Dedikation.

§. 1. Was es für Vortheile habe, die Rede	
an bestimmte Personen zu richten.	277
§. 2. Verschiedene Bewegungsgründe, warum	
man Bücher dedicirt.	283
)(
	§. 3.

Verzeichniss

§. 3. Mögliche und unnütze Dedikationen.	S. 287
§. 4. Von Dedikationen an Heilige, und andern dergleichen.	291
§. 5. Von vervielfältigten Dedikationen.	296
§. 6. Verschiedene Arten von Dedikationen.	299

Viertes Kapitel.

Von der Vorrede, und dem Konspektus der Kapitel.

§. 1. Ob allemal eine Vorrede nöthig sey?	305
§. 2. Welches der Hauptzweck der Vorrede sey?	308
§. 3. Wie fern ein Verfasser sich selbst loben dürfe?	310
§. 4. Andere in der Vorrede anzuzeigende Dinge.	313
§. 5. Von Eingängen, die mit Anrufungen gemacht werden.	316
§. 6. Abtheilungen der Materie.	319
§. 7. Wie die Abtheilung in Bücher und Kapitel, und der Konspektus derselben nach und nach aufgefunden ist.	321
§. 8. Doppelter Vortheil, der daraus entsteht.	326

Fünftes Kapitel.

Vom ganzen Plan eines Werks.

§. 1. Wie schwer es sey, denselben zu entwerfen.	328
§. 2. Ueber die gehörige Vertheilung und Abwechselung der Materien in historischen Schriften.	334
§. 3.	340

der Artikel.

§. 3. Wesentliche Eigenschaften der Romanen und erzählenden Gedichte.	337
§. 4. Betrachtungen über die Mannigfaltigkeit, deren der Dialog fähig ist.	342
§. 5. Verschiedene Formen wissenschaftlicher oder dogmatischer Abhandlungen.	344
§. 6. Ueber den Plan eines Lehrbuchs oder wissenschaftlichen Traktats.	347
§. 7. Von Digressionen.	349
§. 8. Vom Epilog, oder von der Wiederholung.	354

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Von Citationen, Anmerkungen und Randglossen.

§. 1. Von indirekten Anführungen.	359
§. 2. Ungerechte Klagen, und falsche Beschuldigungen des Magiums.	363
§. 3. Von nützlichen und nothwendigen Citationen.	367
§. 4. Von Schriften, worinnen Citationen unnöthig, oder wohl gar unschicklich sind.	371
§. 5. Von überflüssiger, oder beschwerlicher Genauigkeit im Citiren.	374
§. 6. Willkührliche Anführungen, und ihre Folgen.	376
§. 7. In welcher Sprache man die Reden anderer anführen müsse?	380
§. 8. Wie man in Dialogen, und andern poetischen und rhetorischen Werken citirt.	382
§. 9.	385

Verzeichniß der Artikel.

- §. 9. Von Anmerkungen, und Marginalien, 6.
Misbrauch, den einige damit getrieben ha- 386
ben.

Zweytes Kapitel.

Von der Approbation.

- §. 1. Von der öffentlichen Büchercensur. 392
§. 2. Besondere, und die Lehren selbst betref- 395
fende Approbationen.
§. 3. Unvermeidliche Widersprüche und Kriti- 398
ken.

Drittes Kapitel.

Vom Druck.

- §. 1. Lage der italiänischen Gelehrten in Anse- 400
hung des Drucks.
§. 2. Unnütze und schädliche typographische 402
Pracht.
§. 3. Von Verbesserungen und Zusätzen. 406
§. 4. Von neuen Ausgaben. 409



Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Von den

einem Schriftsteller nöthigen Kenntnissen.

§. I.

Begriff eines wahren Gelehrten nach dem Mu-
ster der berühmten Griechischen und Latei-
nischen Schriftsteller.



Man mag sich versehen, aus welcher Wissen-
schaft, und von welcher Materie man
will, zu handeln, so wird eine solche
Schrift weder von vielen, noch gerne gelesen und stu-
diert werden, wenn der Verfasser nicht mit vielen und
mannig-

männigfaltigen und gleichsam allgemeinen Kenntnissen versehen ist. Da die Dinge, die dieses Ganze ausmachen, alle untereinander verflochten und verknüpft sind, und sich alle auf das höchste Wesen beziehen, von dem sie abhängen, so müssen nothwendig auch Künste und Wissenschaften, die sich um diese Gegenstände, wie um ihre Angeln, drehen, durch wechselseitige Bande zusammenhängen. Daher ist es schwer, daß jemand in einer derselben groß und vortreflich werde, der nicht einen wißbegierigen und durchdringenden Blick über viele derselben verbreitet hat. Noch ausgemachter ist, daß die großen lichtvollen Ideen, ohne welche man weder in Prosa noch in Versen ein vortrefliches Werk liefern kann, ordentlicher Weise solche sind, welche aus der Beziehung und Betrachtung ganz verschiedener und zu verschiedenen Fakultäten gehörender Gegenstände entstehen.

Man darf auch nicht glauben, daß dieser Gedanke von allgemeiner Gelehrsamkeit, wir wollen sagen, von Encyclopädie, in unsern Tagen, wie einige sich einbilden, aus Stolz und Einbildung der neuern Philosophen entstände, da er eben so alt ist, als Wissenschaften und Gelehrsamkeit selbst. Durch mehr als 12 oder 15 Jahrhunderte gab es keinen Schriftsteller von einigem Belange, der nicht ein Litterator in der Bedeutung gewesen wäre, die man bey uns gemeiniglich damit verbindet, und es gab keinen Gelehrten, der nicht gewissermaßen

fen ein allgemeiner oder encyclopädischer Gelehrter, (das heißt, in allen Arten der Gelehrsamkeit bewandert) gewesen wäre, so daß, wie Suetonius (*) einen Litteratur und einen Schriftsteller synonymisch braucht, eben so Vitruvius (**) die Litteratur Encyclopädie nennt. Auch gab es für die Gelehrten keinen Unterschied von Studien oder Professionen, außer in dem Hauptzweck, den sie sich vorgesetzt hatten. Wer wird es bezweifeln, daß Geschichtschreiber und Dichter zugleich in der Theologie ihrer Zeiten, in der Moral, dem Völkerecht, der Politik, Astronomie, Physik, und so gar in der Medicin, in der Privat- und Staatsökonomie unterrichtet gewesen sind. Von den Philosophen und Sophisten ist es zu bekannt, daß sie Metier davon machten, alles zu wissen und in allen Unterricht erteilen zu können. Selbst die Bedeutung des Nahmens beweist es, und der langwierige Streit zwischen den Lehrern der Beredsamkeit, den Rednern und Philosophen, welchen unter ihnen eine allgemeine Gelehrsamkeit hauptsächlich zugehöre, versichern uns noch mehr, daß sie allseits diesen Vorzug in gleichem Grade sich anmaßten. Auch überhaupt alle die Personen, welche, entweder vermöge ihrer Geburt, oder vermöge ihres vortreflichen Genies, über den gemeinen Haufen erhoben, sich den Wissenschaften

U 2

Schafz

(*) de illustribus Grammaticis.

(**) Archit. in der Vorrede des 6ten Buchs.

schaften widmeten, suchten alle auf gleiche Weise aus den nemlichen Quellen die nemliche Gelehrsamkeit zu schöpfen, und alsdenn bestimmten sie sich, nach Verschiedenheit ihrer Neigungen, des Temperaments, oder ihrer Umstände, vielmehr diesen, als jenen Theil der Gelehrsamkeit, der Philosophie, oder Civilwissenschaften zu treiben. Aus der Schule des Sokrates und Isokrates kamen einige Dichter, wie Euripides, einige Metaphysiker und Moralisten, wie Plato, Geschichtschreiber, wie Theopompus und Philistus, Redner, wie Demosthenes und Lysias, Physiker und Naturforscher, wie Theophrast. Diese alle, ob sie gleich in verschiedener Art Schriftsteller wurden, hatten doch ein ziemlich gleiches Kapital von Kenntnissen und Begriffen, die sie sich aus den nemlichen Wissenschaften erworben hatten. Xenophon, der aus der nemlichen Schule ausgieng, war ein eben so großer Feldherr, als zierlicher Schriftsteller, in der Geschichte, in philosophischen und politischen Materien. Aristoteles, ihr Zeitgenosse, von Natur ein weit allgemeineres und fähigeres Genie umfaßte alle Theile der Gelehrsamkeit, der praktischen und spekulativen Philosophie dergestalt, daß niemand diesem Philosophen jemals den stolzen Titel eines allgemeinen Gelehrten abgesprochen hat, (obgleich vielmals und von vielen jetzt noch die Frage aufgeworfen wird: ob diese Allgemeinheit möglich sey) und der so oft behauptete Grundsatz, daß alle freyen Künste und Wissenschaften durch gewisse gemeinschaftliche Bande und eine

eine Art von Verwandtschaft mit einander vereinigt sind (*), wird in den Schriften dieses Philosophen durch die That selbst bewährt. Ob uns gleich vom Demetrius Phalereus kein anderes Buch übrig geblieben ist, als eine kleine Abhandlung rhetorischen Inhalts, so ist doch gewiß, daß er nicht nur Staatsmann, sondern auch Redner, Grammatiker, und ein Philosoph war, der vielleicht allen andern seiner Zeit den Vorzug streitig machte. Hippokrates ist der einzige unter den alten berühmten Schriftstellern, welcher eine Zeitlang und in seiner Jugend wegen seiner häuslichen Umstände nur einer besondern Kunst gewidmet gewesen zu seyn scheint. Aber obgleich dieses berühmte Medicinische Orakel sich im Anfange bloß auf dieses Studium gelegt hatte, unterließ er gleichwohl nicht in der Folge auch die andern Wissenschaften zu studieren, und war so gut, als andere Schriftsteller, ein allgemeiner Gelehrter.

Das Beyspiel der Lateiner ist noch überzeugender. In Rom betrachtete man, wie zu Athen, die Eigenschaft eines Redners als den Gipfel der Gelehrsamkeit, und fast alle strebten nach diesem Ziel. Es ergiebt sich aus vielen Stellen in den Werken des Cicero (**), daß er alle besondere Fächer der Gelehrsamkeit, als dem Redner untergeordnet und zu Diensten stehend, betrachtete.

H 3

Er

(*) Analytic. poster. L. I. c. 3.

(**) in seiner Rede pro Murena, ingl. de orator, L. I.

Er spottete über die Rechtsgelehrten, die sich bloß auf die Kenntnis der Gesetze einschränkten, als über verborbene bankeroutte Redner, und rühmte sich mit Grunde, von Philosophischen Materien besser, als diejenigen selbst geschrieben zu haben, die von der Philosophie ganz als kein Metier machten. Diejenigen aber, welchen Lebhaftigkeit des Genies, eine nachdrückliche Stimme, starke Seiten, ein gutes Gedächtnis oder sonst einige andere physische und moralische zu einem vollkommenen Redner erforderliche Eigenschaften fehlten, begnügten sich durch andere weniger ansehnliche und glänzende Professionen sich schadlos zu halten. Diejenigen, welche Credit und einen Anhang von Klienten haben wollten, um Würden und Ehrenstellen zu erhalten, legten sich auf die Rechtsgelehrtheit, ein Fach, welches bey den Römern geehrter war, als bey den Griechen. Einige von etwas ruhigerem und stillern Temperament wurden Lehrmeister der Beredsamkeit und lehrten andere dasjenige ausüben, worinnen es ihnen selbst nicht hatte glücken wollen. Die Fleißigsten und Gelehrtesten gaben sich damit ab, Bücher über allerlei selbstbeliebige Materien zu schreiben. Zu dieser Zahl gehört Varro, der gelehrteste Römer, den man in unsern Tagen im eigentlichsten Verstande einen Encyclopädisten und einen Gelehrten vorzugsweise nennen würde. Als einen solchen müssen wir einige Zeit nachher auch einen Cornelius Celsus betrachten (*).

A 2

(*) E. Morgagni praefat. ad Cornel. Cels.

reinen Schreibart, Mediciner und Wundärzte studieren ihn und führen seine Aussprüche, als eines classischen Schriftstellers in ihrer Kunst an, aber in der That war er auch ein Gelehrter von erstem Range, Grammatiker, Rhetor und Critiker, und nicht etwa bloß ein Arzneiverständiger, der sich nur auf diese Kunst alleine gelegt hätte. Der berühmte Lehrmeister des Nero ob er gleich in der Tiefe und Gründlichkeit seiner Kenntnisse mit dem Hofmeister des großen Macedonischen Königes nicht zu vergleichen ist, war doch eben so gewis ein Gelehrter von allgemeinen Umfange. Und was wollen wir von dem unsterblichen Verfasser der Naturgeschichte sagen, eines Buchs, das auf eine vorzügliche Art von allgemeinen Inhalt ist? Plinius (sagt ein berühmter französischer Schriftsteller (*)), der in unsern Tagen mit ihm um den Ruhm wetteiferte, und an Gelehrsamkeit ihn vielleicht übertraf) wollte alles umfassen, und es scheint, daß, in dem er die ganze Natur umspannen wollte, er sie noch zu klein für sein alles umfassendes Genie gefunden habe. Seine Naturgeschichte begreift außer der Geschichte der Thiere, der Pflanzen, und der Mineralien, die Geschichte des Himmels und der Erde, Medicin, Handel, Schifffahrt, die Geschichte der freien und mechanischen Künste, den Ursprung der Sitten und Gewohnheiten, kurz alle Naturkenntnisse und alle menschliche

A 4

che

(*) Mr. Buffon in der Einleitung zu seiner Naturgeschichte.

che Künste. Außerdem daß er alles wußte, was man zu seiner Zeit wissen konnte, besaß er auch das glückliche Talent mit seinen Gedanken ins Große zu gehen, wodurch die Kenntnisse ungemein vermehrt werden. Er besaß jene Feinheit der Reflexion, von welcher das Zierliche und Geschmackvolle abhängt, und er stößt seinen Lesern eine gewisse Freiheit des Genies, eine gewisse Kühnheit im Denken ein, welche der Keim der Philosophie ist.

S. 2.

Unterschied der Fakultäten: Was die Systeme des öffentlichen und Privatunterrichts in sich fassen.

Nicht allein die durch ihre Schriften berühmten Männer, sondern auch diejenigen, welche sich der Regierung des Staats und den politischen Geschäften widmeten, pflegten sich nicht auf eine einzige Wissenschaft einzuschränken, sondern auf alle auszubreiten; daher diejenigen selten waren, die sich nur auf eine einzige Art der Beschäftigung eingeschränkt hatten. Ein Römischer Bürger war Advokat für Gericht, ein Staatsmann im Senat, Quästor, oder wie wir sagen würden, Finanzier in der Provinz, Pontifex in dem Orden der Priester und Augurs, Soldat an den Grenzen des Reichs, Dekonom auf seinen Gütern, Philosoph und Schriftsteller in seiner Muse. Ob die Eintheilung der Fakultäten, die

die man hernach eingeführt hat, der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften vorthellhaft gewesen sey, überlasse ich andern zu untersuchen und zu entscheiden. Das weiß ich wohl, daß ein sehr berühmter Schriftsteller unseres Jahrhunderts (*) unter die Ursachen des Verfalls des Römischen Reichs auch diese zählt, daß man die Beschäftigungen der Bürger getrennt habe; und daß Ludovicus Vives (**) und ein unsterblicher Baco von Verulamio (***) dieser Trennung den Verfall der Gelehrsamkeit zuschreibt. Aber wir müssen doch bemerken, daß, obgleich diese Unterscheidung der Fakultäten sehr allgemein die Gewohnheit eingeführt habe, sich nur zu einer davon zu bekennen, gleichwohl die Lehrer in einer jeden derselben sich vorbehalten, sie zu vereinigen und die übrigen als Zusätze und Hülfsmittel zu gebrauchen; so, daß, wie diejenigen, die sich mit dem Studio der Theologie beschäftigen, verlangen, daß der Theolog Philosophie, Beredsamkeit, Rechtswissenschaft und auch etwas Medicin verstehe, eben so auch andere, die sich mit der Rechtswissenschaft beschäftigen, fordern, daß ein Jurist nicht nur die Moral, Theologie, Geschichte, Beredsamkeit und Geographie, sondern auch Physik und

U 5

Meta-

(*) Considerations sur la grandeur et decadence des Romains.

(**) de causis corrupt. discipl.

(***) de augm. scient.

Metaphysik verstehe. Auch die Aerzte schränken ihre Wissenschaft nicht ein auf die Kenntnis der Naturgeschichte, der Anatomie und der körperlichen Krankheiten, sondern halten es vor nothwendig auch in andern Wissenschaften unterrichtet zu seyn, um ihre Kunst mit Nutzen und mit Beyfall zu treiben. Noch mit mehreren Grunde aber eignen sich die, welche sich Gelehrte vorzugeweise nennen, sie mögen nun Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Lehrer der Redekunst, oder Critiker seyn, auf ganz besondere Weise diese allgemeine Gelehrsamkeit zu.

Und das ist ohnstreitig der Grund von der Einförmigkeit, welche man in den entferntesten und verschiedensten Zeiten über gewisse Grundsätze der Erziehung bemerkt. Denn dasselbe System, welches die Scholastiker vom Aristoteles annahmen, und auf den Universitäten einführten, kam bis auf uns und erhielt sich fest und unverändert. Und bey allen Angriffen der Protestanten und vieler Catholicken auf die Vorurtheile, Barbarei, und Unwissenheit dererjenigen, in deren Händen einmals der öffentliche Unterricht war, finde ich gleichwohl nicht, daß ein einziger von so vielen Critikern der vergangenen und gegenwärtigen Zeit diesen Plan der gelehrten Erziehung von dieser Seite widerlegt oder gemißbilliget hätte. Wir finden z. E. daß Jacob Sturm^(*) zu

(*) de litterariis studiis rite aperiendis. (Er heist: Johannes Sturm. U. D. U.)

zu der Zeit, da man kaum anfing, öffentliche Schulen in Europa zu errichten, die nemlichen Studien vorschrieb, welche zu unsern Zeiten der gelehrte Generals-Procurator von der Bretagne^(*) empfahl; als er in Frankreich bey einem ganz bekannten Fall eines gewissen berühmten Instituts einen Plan einer neuen Reform vorlegte. Und das nemliche ist noch in der That das System aller Universitäten; so, daß, wenn man nicht glauben soll, es sey mit dem, was wir uns rühmen, in den Schulen gelernt zu haben, eine leere Täuschung, um nicht zu sagen, ein offener Betrug, daß, sage ich, wir in dem 15ten oder 16ten Jahre in der Oratorie, Poesie und Geschichte unterrichtet, im Lateinischen, der Muttersprache, und auch im Griechischen bewandert, und nicht allein durch das Studium der Dialektik gute Denker und Critiker waren, sondern auch vermittelst des Studiums der Metaphysik, Geometrie, und Physik, die Grundsätze der natürlichen Theologie verstehen, der Mathematik kundig sind, und in der Moral Philosophie die Gründe des Staats- und Privat-Rechts gelernt haben.

Der Grund solcher Anordnungen fällt in die Augen. Einer, der sich auf die Jurisprudenz legt, ohne Grundsätze der Philosophie und ohne Kenntniß der Geschichte, findet schwerlich in den Fragmenten der al-

ten

(**) Essai sur l'education nationale.

ten Gesetze einen Rechtsgrundsatz, oder rechtliche Maxime, und die Pandekten, der Codex, die für den Philosophen, Geschichtsforscher und den Gelehrten, Schätze von kostbarer Gelehrsamkeit enthält, sind für ihn größtentheils Dornen, und Disteln, und wahrer Zeitverderb. In den alten sogenannten klassischen Schriftstellern, woraus der Grammatiker weiter nichts, als Worte und Phrasen herauszuziehen weis, findet der Philosoph die herrlichsten Wink der Moral, auch zuweilen der Physik, Kenntnisse der Mechanik, Regeln einer guten Regierung und der Haushaltungskunst. Eben so kann auch ein gelehrter Theolog aus allen Arten der historischen, politischen, philosophischen Wissenschaften Beweise zur Bestätigung der Wahrheit der geoffenbarten Lehren hernehmen. Physik, Naturgeschichte, Anatomie geben ihm Gelegenheit, die Allmacht und Weisheit Gottes zu preisen und die Thorheit der Freygeister und Unglaubigen zu beschämen. Endlich da, wo ein Arzt von gemeinem Schlag aus der Lektüre der alten Meister in seiner Kunst kaum einen Aphorismus herauszieht, weis ein anderer scharfsinnigerer und mit mehreren Kenntnissen versehenener nicht allein die ganze Physik (*) zu seinen Absichten

(*) An dem Tage, da dieser S. gedruckt wurde, (den 22 Jenner 1776) bewies der sowohl durch seine in den Actis der Züricher Gesellschaft ans Licht gestellten Versuche unter den Physikern unsers Jahrhunderts, als unter den Ärzten berühmte Doktor Cigna, in seiner Vorlesung

beym

sichten zu gebrauchen; sondern zieht auch aus der Geschichte Kenntnis der verschiedenen Krankheiten, und der Mittel, die dagegen angewendet worden sind, aus der Lebensart der verschiedenen Völker, ja selbst aus den Gleichnissen der Dichter weis er für sein Studium ein vortheilhaftes Licht zu ziehen.

§. 3.

Verschiedene Schwierigkeiten, die sich hier entgegen setzen.

Wir können unterdessen nicht bergen, daß man auf diesen Unterricht der Jugend, der den Anschein Encyclopädischer Gelehrsamkeit hat, eben nicht viel zu rechnen pflegt, und es giebt viele, die, indem sie die vorhergenannten Schulen nur als eine Formalität und jugendliche Uebung betrachten, nicht ohne scheinbaren Grund glauben, daß alle Zeit, die man auf die Studien wenden kann, kaum hinreichend sey, in einem einzigen Fach auszulernen. Die Anzahl der wissenschaftlichen Sachen, sprechen sie, war ehemals ungleich kleiner, als sie jetzt ist. In den Jahrhunderten des Alexanders und des Augusts, wo diejenigen blüheten, die unter den Alten die berühm-

beym Antritt der ordentlichen Professur der Anatomie, daß man in der Physiologie nicht nur die ganze Physik, sondern auch einen guten Theil der Mathematik, ja selbst der Metaphysik, nöthig habe.

berühmtesten und Classisch sind, lernte eine Person von mittelmäßigen Fähigkeiten und Gedächtniß durch die Lesüre weniger und nicht großer Bücher alles das, was man für die Theorie und Ausübung in allen damals bekannten Wissenschaften wissen konnte, und überlies daher dem Verstande so viel Zeit, als er wollte, zu reflectiren, zu beobachten, und nach seinen Einfällen zu verbinden und zusammen zusehen. Uns aber ist es nöthig alles das zu wissen, was die Zeitgenossen des Aristoteles, des Cicero, und des Seneca wußten, und alles, was seit der Zeit durch so viele Jahrhunderte hindurch erfunden und gedacht worden, welches in der That keine kleine Zugabe ist. Nun, welcher Mensch würde wohl so eingebildet und kühn seyn, sich rühmen zu wollen, nicht, wie Cicero, in drey Tagen, sondern in drey Jahren die ganze Rechtswissenschaft zu lehren. Ehemals waren die Bücher des Hippokrates hinlänglich, die Bibliothek eines Arztes auszumachen, und einem Theologen war in den ersten Zeiten der Kirche die Bibel genug. Aber wer unterstände sich wohl in unsern Tagen sich für einen großen Arznei Gelehrten auszugeben, wenn er weiter nichts, als den Hippokrates studierte? Und welcher Geistliche unterstände sich wohl sich unter die Theologen zu rechnen, wenn er weiter nichts versteht als den Text der heil. Schrift, ohne Kenntniß der heil. Väter, der Kirchenschlüsse und Concilien?

Man nehme darzu, daß die alten Griechen und Römer

nur

nur eine Sprache zu studieren hatten, ja, die Griechen, kann man sagen, hatten gar keine zu studieren, weil die Sprache, der sie sich im Schreiben bedienten, die nemliche war, die sie durch den Umgang mit andern lernten, auch die Lateiner hatten hierinnen nicht mehr Mühe, als die neuern Franzosen, um ihre eigene kennen zu lernen. Selbst die Scholastiker, wenn man auch zugiebt, daß sie vorgaben, alles gelernt zu haben, und alles lehren zu wollen, konnten das in der That nach ihrer Art leicht thun, weil sie sich einer barbarischen Sprache bedienten, die sie blos *ex vsu* und, so zu reden, in den Sacristeien und Conventen lernten, und im übrigen nur auf wenig Bücher von einerlei Schlag eingeschränkt waren. Aber was für Mühe und Arbeit haben wir nicht schon in Ansehung dieses einzigen Punktes der Sprachen. Denn außer zwey oder drey alten müssen wir noch zwey oder drey andere neuere lernen, die eben so nothwendig sind, als die ersten, und bey der ungeheuren Menge von Büchern, die uns von allen Seiten überschwemmen, wer ist da wohl, der, ich will nicht sagen, den größten Theil davon lesen, sondern nur die Titel davon wissen, und einen kurzen Auszug derer, die zu einem Fach gehören, im Kopf behalten könnte.

Uebrigens giebt es einige freie Künste, wie z. E. die Medicin, worunter man auch die Chirurgie mit begreift, die Baukunst, die Sternkunde, und überhaupt die mathematischen Wissenschaften

schaften, welche in gewissen Betracht gar keine Verbindung mit andern Wissenschaften zu haben scheinen. Ein Arzt, werden sie daher sagen, aufmerksam die Veränderungen der natürlichen Wirkungen zu untersuchen, und die Mischung des menschlichen Körpers, die Verrichtungen der verschiedenen Theile, die ihn ausmachen, zu unterscheiden, unter den Erd- und Seeprodukten heilsame Mittel gegen die Krankheiten aufzusuchen, kann nicht alleine ohne Geräusche der Beredsamkeit und ohne einen weitläufigen Vorrath von Gelehrsamkeit seinen Zweck erreichen, sondern hat kaum die Sprache nöthig, um dasjenige zu leisten, was man von seiner Kunst erwartet, indem er aus sinnlichen und handgreiflichen Kennzeichen abnehmen und mit kurzen und ganz einfachen Charakteren vorschreiben kann, was zur Gesundheit des Körpers nöthig ist. Und was kann wohl jemals vor eine Verbindung seyn zwischen Poesie und Anatomie, was haben die Lehren der Rhetorik mit dem Apotheker Styl gemein, was braucht der Kranke einen Arzt, der in der Geschichte bewandert, in der Moral und Metaphysik geübt ist, oder in der gesammten Litteratur sich umgesehen hat, und eben so, was braucht denn ein Astronom oder Geometer dergleichen Wissenschaften? Vorausgesetzt nun, daß sie unnütze sind, so ist es ja schädlich und nachtheilig, diejenige Zeit und Mühe darauf zu wenden, die man so nützlich auf seine eigenthümliche Kunst verwenden könnte.

Andere nehmen zwar in der Theorie diese allgemeine Gelehrsamkeit als etwas auch zu unsern Zeiten nützlich an, aber sie sehen in der Ausführung eines solchen Unternehmens, oder, wie sie sagen, in der Praxi, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wir wollen einmal voraussetzen, fügen sie hinzu, daß man so vielerley in den öffentlichen Schulen und Universitäten zu lernen habe, was wird jemals aus so elen Menschen werden, der auf die Liebe zu Kenntnissen so erpicht ist, daß er die besten Jahre seines Alters mitten unter Jünglingen, und zuweilen Kindern, die die Schulen besuchen, zubringen wollte; um die Rhetorik und Dialektik, hernach die Physik und Ethik, bald darauf das bürgerliche und Canonische Recht, wiederum Mathematik und Geschichte zu studieren, sich hierauf in den Kontroversen oder in der Dogmatik umzusehen, hernach das Studium der Philosophie und der Beredsamkeit wieder vorzunehmen, und alsdenn einen Kursus in der Naturgeschichte und Anatomie zu hören. Auf welcher Universität in der Welt wird man wohl in jedem dieser Fächer so angesehene Meister finden können, daß ein scharfsinniger und schon mit vielen Kenntnissen versehen Kopf Lust hätte sie viele Monate und Jahre lang einen nach den andern zu hören, hauptsächlich, wo man gewohnt ist, ganze Abhandlungen nachzuschreiben. Wer weis nicht, daß dieser Gebrauch, der von den Scholastikern des 14ten Jahrhunderts zu uns gekommen ist, da man, weil die Buchdruckerkunst noch nicht er-

funden war, auf keine andere Weise, als durchs Abschreiben, mehrere Exemplarien von einem Traktat oder Buche bekommen konnte, vor jetzt desto beschwerlicher und verdrüsslicher wird, je lebhafter und lehrbegieriger die Schüler sind.

Ja, wenn wir hernach den Fall setzen, daß jemand in verschiedenen Fächern sich privatim wollte unterrichten lassen, wie viele von den so zahlreich studierenden Jünglingen würden denn, ich will nicht sagen, vortrefliche, sondern nur erträgliche und mittelmäßige Lehrer in allen denen Wissenschaften und Künsten haben können, von welchen sie sich auch nur eine mittelmäßige und allgemeine Erkenntnis erwerben wollten. Und wenn sie sich vornehmen, diese Studien, vermittelst der Bücher, die es in jedem Fache giebt, für sich selbst zu treiben, wer ist ihnen Bürge davor, daß sie sich nicht den Kopf mit Vorurtheilen und mit Irrthümern anfüllen, und aus Büchern gerade dasjenige behalten, was vielleicht das unwahrscheinlichste, nicht mehr gebräuchlich, oder gar abgeschmackt ist, und gesetzt, daß es auch in großen Städten möglich und leicht wäre, die nöthigen Bücher oder Privatlehrer zu haben, wie kann man das jemals in den Provinzen erwarten. Nicht zu erwähnen, daß, wenn wir uns in einem Staate denken, wo das Kriegsmetier das herrschende ist, und der ganze oder doch der meiste alte und neue Adel von den ersten Jahren an Kriegs- oder Hofdiensten gewidmet wird, welche wohl

nur

nur denjenigen erteilt werden, die dem Fürsten als Soldaten gedient haben, wer ist so dumm, oder so unbekannt mit dem Lauf der Welt, daß er sich in den Kopf setzen könnte, solche Leute zu Gelehrten, und noch darzu zu allgemeinen Gelehrten zu machen, da sie sich kaum einige Stunden, ich will nicht sagen, des Tages, sondern der Woche, mit den allernöthigsten Kenntnissen abgeben, und Zeit und Gedult gewinnen können, um einige fliegende Blätter oder einige Büchelgen nach der Mode zu lesen. Da es also so viele Schwierigkeit hat, in mehrern Fächern ein Gelehrter zu seyn, so schließt man hieraus, daß es weit besser gethan sey, sich in einer einzigen Wissenschaft recht feste zu setzen, als sich aus einem thörigten Stolz, Philosoph, Naturalist, Jurist, Theolog, Dichter und Redner zu gleicher Zeit zu seyn, endlich blos in der Oberfläche zu verlieren.

§. 4.

Allgemeine Antworten auf diese Einwürfe.

Auf alle diese Dinge antworten wir kurz, daß es außer Zweifel sey, daß derjenige, der auf das Studium einer einzigen Fakultät, oder eines einzigen Theils der Gelehrsamkeit, die nemliche Zeit wendet, die andere von gleicher Fähigkeit auf mehrere Wissenschaften verwenden, freylich in seinem Fach ein größerer Gelehrter seyn wird, als die andern in jeder der mehreren Wissenschaften. Aber bei alle dem bleibt der Zweifel, ob es selbst dem-

B 2 jenigen,

jenigen, der nur von einer Kunst Profession machen will, vermöge der gegenseitigen Verbindungen unter allen nicht weit mehr nützen würde, auch einen Theil derjenigen Zeit, die er sonst bloß auf sein besonderes Fach würde gewendet haben, auf das Studium noch einiger andern anzulegen. Ueberdem ist der Unterschied zwischen den Umständen der alten und neuern Studierenden, den man uns entgegen stellt, zum Glück nicht so, wie er bey dem ersten Anblick erscheint.

Was die Sprachen betrifft, wer verlangt denn, daß man mehr als zwey oder drey wissen müsse, oder wer zweifelt, daß man diese mit eben nicht viel mehr Mühe erlernen könne, als die Römer die lateinische und Griechische, und daß man im übrigen nur einigen wenigen Gelehrten das Studium der weniger üblichen Sprachen zu überlassen habe, wie auch zu Rom diejenigen selten waren, welche die Etrurische, Celtische, Persische und Egyptische Sprache verstunden. In jeder andern Rücksicht fehlt so viel daran, daß die ungeheure Menge von Büchern uns eine wahre und nützliche encyclopädische Erkenntniß unmöglich machte, und daß selbst durch diese Menge die ersten Gründe der Wissenschaften verdunkelt und verborgen worden wären, daß es vielmehr offenbar ist, daß sie dadurch weit klarer und leichter, und in vielen Stücken sicherer und kürzer worden sind. Daher brauchen wir weder mehr Genie, noch Fleiß, um die wahren Grundsätze der Physik aus den

Schrift

Schriften eines Muschenbroet, Desaguilleres, des Ritter D'Antoni oder des P. Beccaria zu lernen, als aus den Büchern des Aristoteles, oder einiger Scholastiker, die jenen bloß copirt, oder darüber commentirt haben; gleichwie die Logik und Metaphysik des Gervasi, die Schriften des Loke, des Abt Condillac, nicht mehr Fähigkeit erfordern, als so viele peripatetische und scholastische Schriften des nemlichen Inhalts. Auch haben wir nicht nöthig, alle die Schriftsteller zu lesen, die die nemlichen Materien abhandeln. Wer wird wohl so ausschweifend und so thöricht seyn, daß er sich einbilde, man müsse, um Logik und Metaphysik zu lernen, vom Aristoteles an alle die Schriftsteller gelesen haben, die, ich will nicht sagen, nur überhaupt gut oder schlecht, sondern mit vorzüglichem Geist und Gelehrsamkeit darüber geschrieben haben; oder, um Medicin zu lernen, müsse man nach dem Hippokrates und Galenus alle ihre Commentatoren, und hernach alle neuere Schriften in diesem Fach gelesen haben.

Die Geschichte wächst in der That mit jedem Tage an Sachen und Umfang, und erfordert jetzt ohne Zweifel mehr Zeit, um sie ganz durchzulaufen, als, ich will nicht sagen, zu den Zeiten des Cicero und Seneca, sondern nur des Erasmus und Vaco, wegen so vieler Begebenheiten und Entdeckungen, die seit der Zeit gemacht worden sind, und die man wissen muß. Aber zweyerlei muß man hierbey erwägen,

einmahl, daß uns der Fleiß der neuern Sammler dieses Studium viel leichter gemacht hat, und dann, daß es in Absicht auf den wahren Zweck, um dessentwillen man Geschichte studieren muß, in Verhältnis, wie man die neuere Geschichte studiret, weniger nöthig ist, sich eigensinnig bey alten Dingen aufzuhalten. So hat z. E. derjenige, der die Geschichte des Davila oder Danti-voglio fleißig gelesen hat, weniger nöthig, den Polybius und Tacitus zu studieren. Die Nachrichten des Montecuculi und Fenqueres machen das wiederholte Lesen der Commentarien des Cäsars entbehrlicher. Die Unternehmungen des Prinzen Eugenius und Karls des 12ten sind gewissermaßen so gut, als die Thaten der Scipione und Alexanders, des Großen.

S. 5.

Allgemeine Gelehrsamkeit neuerer Schriftsteller.

Der Pöbel, der den Umfang der Wissenschaften nach der Größe der Bücher abmisset, konnte durch die dicken Bände, die uns die Scholastiker und Glossatoren des 14ten Jahrhunderts hinterlassen haben, leicht auf den Gedanken gebracht werden, daß der Fleißigste genug zu thun hätte, um nur zum Besitz einer einzigen Wissenschaft zu gelangen. Selbst viele unter den Professoren der verschiedenen Fakultäten haben diese Vorstellungen unterhalten helfen. Einige, schon entschlossen, sich auf eine bestimmte Wissenschaft zu legen, hielten es für nützlich, ihre ganze Zeit darauf zu wenden.

Ander

Anderer, die vielleicht boshafter und eigennütziger dachten, suchten durch Charlatanerie und Betrügerey andere glaubend zu machen, das Fach, worinnen sie Unterricht ertheilten, wäre von unermeßlichen Umfang, und noch nie gehörig studiert und erlernt worden, welches in gewissen Verstände sehr wahr war. Aber aufgewecktere, scharfsichtigere oder auch redlichere Köpfe, sobald sie Zeit hatten, sich zu besinnen, unterstunden sich zu zweifeln, daß alles, was in diesen Büchern stand, Theologie oder Jurisprudenz wäre, und daß vielleicht weder die ganze Theologie, noch auch die wahre Rechtsgelahrtheit darinnen enthalten wäre. Daher hatten sie den Muth, sich mit ihrem Fleiß auch noch auf andere Gegenstände auszubreiten und Künste und Wissenschaften wieder mit einander zu vereinigen. Bei der allgemeinen Wiederherstellung der Wissenschaften hörte man von allen Seiten von Encyclopädie. Ludovicus Vives in Flandern, und verschiedene andere in andern nördlichen Provinzen handelten von der nothwendigen Verbindung mehrerer Fächer und Wissenschaften, um einen wahren Gelehrten, einen einsichtsvollen Theologen, und einem geschickten Rechtsgelehrten zu bilden. Christoph Ni-
leo (*) ein Savoyard, (denn damals war Bressa eine Provinz von Savoyen) ein sehr gelehrter Mann, schrieb damals über die Nothwendigkeit ein encyclopädisches

B 4

Wert

(*) de scribend. vniuersit. rer. histor. Libri V. Parisiis et Basileae, ingl. Theatr. vniuersitatis rer.

Werk zu verfertigen. Und in Italien verließen alle gute Köpfe die verdrüßlichen Methoden des scholastischen Unterrichts, und legten sich auf Litteratur, welche von neuen, wie zu den Zeiten des Vitruv und Plinius, mit Encyclopädie einerley wurde. Hierauf verfertigte zu gleicher Zeit, da Baco von Verulamio sein Organon, und sein anderes berühmtes Werk de augmentis scientiarum ausarbeitete, Johann Heinrich Alsted, selbst dem Titel nach eine Encyclopädie, worinnen er den Grundriß, oder die Anfangsgründe, und wie wir sagen würden, die Institutionen aller Künste und Wissenschaften zusammen faßte; ein für jene Zeiten bewundernswürdiges und außerordentlich nützlichcs Werk, welches Leibnitz 100 Jahr darnach umarbeiten und wieder auflegen lassen wollte.

Es hat daher wenig zu sagen, daß wegen gedachter Eintheilung der Wissenschaften das ordentliche System der Erziehung in Schulen einen jeden zu dem bestimmten und mühsamen Studio einer einzigen Fakultät verpflichtet; denn die wahre Erziehung pflegt erst da anzufangen, wo es scheint, daß sie sich endigen sollte, das ist, nach Erlangung des Gradus. In der That, wenn der neue Doktor nicht durch den Rath, oder durch Veranlassung seiner Familie gezwungen ist, sich sobald als möglich eine Bedienung oder einträgliche Praxis zu verschaffen, so legt er sich auf diejenigen Studia, zu welchen er Neigung hat, und welche ein wichtigeres und gründlicheres Urtheil ihn ergreifen läßt. Carl Patin (*)

wird

(*) *S. Bayle Dictione unter Patin. litt. K.*

wird Doktor Iuris und Medicinae, und darauf ein Drakul in der Alterthumskunde, und Numismatik. Eustachius Manfredi (***) legt sich, seinem Vater zu Gefallen, und so lange, als nöthig war, dem Metier seines Vaters zu folgen, auf Jurisprudenz, wird darinnen Doktor, und macht sich hernach in der Astronomie und in den schönen Wissenschaften berühmt. Peter Jacob Marchetti (***) studiert, weils der Vater so haben wollte, Medicin, wird sodann ein berühmter Dichter, und nicht zu verachtender Kunstrichter. Ja was noch mehr: Einige, nachdem sie die Theologie studiert hatten, wandten sich zur Philosophie und zu den Humanioribus. Andere hingegen, nachdem sie viele Jahre Beredsamkeit, Philosophie und die ganze Profanlitteratur getrieben hatten, legten sich auf Theologie, und wurden darinnen vortreffliche und berühmte Meister. Und was ist nun da vor ein großer Unterschied, ob ein Theolog, Arzt und Juriste, Humaniora, Philosophie und Geschichte, als Hilfsmittel und Zierrath für sein Fach studiert, oder ob ein Philosoph und Humanist die Theologie, Jurisprudenz, Naturgeschichte und Physik als den Stoff seiner künftigen gelehrten Arbeiten und Schriften behandelt. Es ist zwar wahr, daß ein geheimer Stolz uns mit etniger Art von Unwillen diejenigen betrachten läßt, die sich mit unserer Kunst beschäftigen, nachdem sie vorher eine andere getrieben haben, und wir sehen denjenigen Kunstverwand-

B 5

ten

(**) *Fabroni vit. Italorum, doctrin. exc. Dec. I.*

(***) *Ebend. Dec. II.*

ten mit nicht allzugünstigen Augen an, der nicht mit uns aus einer Schule gekommen ist, und nicht mit uns, so zu reden, auf einerlei Bänken saß. Aber wer giebt sich wohl jetzt viele Mühe zu wissen, (es wäre denn, daß er die ungegründeten und falschen Urtheile seiner Vorfahren in der Erziehung ihrer Kinder wieder geltend machen wollte,) wer ist, sage ich, der daran gedächte, in welcher Fakultät ein Dante, Petrarca, Budäus, Erasmus Vives, Tasso, Ariost, Trifino, Castelvetro, Baco, Grotius, Vossius, Scaliger, Sarpi, Pallavicino, Pascal, Leibniz, Fenelon, Locke, Gravina, Muratori, Genovesi, studiert oder promovirt haben. Aber wohl wissen wir alle, daß, wie einigen von ihnen die kirchliche Gelehrsamkeit für die andern Wissenschaften nicht unnütze gewesen ist, eben so andere die Profanlitteratur angewendet haben, die heil. Schrift und Theologie aufzuklären. Und wenn z. E. die Philosophen und Humanisten die Werke eines Gravina und Seignecius, dieser berühmten Juristen, hochschätzen, so erkennen auf der andern Seite die Juristen einen Alexander Politi, der die Rhetorik lehrte, in einigen Rechtsmaterien für einen vortrefflichen Schriftsteller und Meister. Und was ist denn der Grund, warum die Kommentarien und Dissertationen des Calnet gar bald machten, daß man die übrigen Glossatoren bey Seite legte, als eben seine unermesslichen Kenntnisse in der ganzen alten Litteratur? Und woher kömmt anders,

als

als von dieser mannichfaltigen Gelehrsamkeit, daß unter so unzähligen Schriftstellern von theologischen und kirchlichen Materien, Petavius, Noris, Tomassin, Lamy, Nicole, Duguet, Bossuet, Fleury, so allgemein gelesen und gelobt werden?

§. 6.

Die Studien eines eigentlichen Gelehrten sind nicht so sehr verschieden von denen, welche in öffentlichen Bedienungen erforderlich sind.

In der That ist unser Absehen in diesen Buche insbesondere auf den Nutzen derer gerichtet, die zu den gelehrten Beschäftigungen bestimmt sind, Bücher und Abhandlungen zu schreiben, um sie entweder vom Catheder zu dictiren, oder sie drucken zu lassen. Aber dem ohngeachtet ist nöthig zu bemerken, daß die Studia, welche von einem eigentlichen Gelehrten erfordert werden, gewissermaßen gar nicht verschieden sind von denen, welche zur Bildung eines jeden Edelmanns, oder Bürgerlichen von Stande, erfordert werden, so wie auf der andern Seite das meiste, was man für Weltleute für unentbehrlich und in der That für sie allein gehörig hält, nichts destoweniger auch dem Gelehrten nützlich ist, wenn sie in Prosa oder in Poesie schreiben wollen. Ueberdem muß man merken, daß derer nur wenige seyn werden, die gleich bey dem Anfang ihres Studierens

dierens

derens der Autorschaft gewidmet, die meisten hingegen zu bürgerlichen, Kriegs- und kirchlichen Bedienungen bestimmt sind; und diejenigen, die aus einem gewissen jugendlichen Trieb Neigung zur gelehrten Lebensart spüren, und sich nach den Ruhm der Autorschaft sehnen, werden hernach gemeiniglich durch die Umstände und andere Rücksichten in eine thätige Lebensart, und in verschiedene Bedienungen versetzt, durch welche es ihnen ohnmöglich wird, nicht nur Bücher zu schreiben, sondern auch nur einmal zu lesen. Hingegen trifft es zuweilen, daß Personen, die zu bürgerlichen Bedienungen bestimmt und lange darinnen geübt, durch Revolutionen, die die bürgerliche Laufbahn manchmal zu begleiten pflegen, in das Privatleben und in Ruhe versetzt waren, sich in den Umständen befanden, Bücher zu schreiben. Und diese sind zuweilen die besten und instruktivesten. Beweise davon geben uns die Geschichte des Thucydides, viele Werke des Cicero, die Werke des Boethius, Thomas Morus, und Baco de Verulamio.

Aber es ist notwendig, daß man sich auch den Zweck deutlich denke, warum man schreibt und drucken läßt. Bücher zu schreiben, damit nur geschrieben werde, hieße das Mittel für den Zweck ergreifen. Man studiert, um wirken zu können, und Bücher sind bestimmt, um die Handlungen des Menschen, des Christen, und des Bürgers zu lenken. Daher kann und soll

folll der Innbegriff der Kenntnisse, die demjenigen nöthig sind, der bürgerlichen Bedienungen gewidmet ist, überhaupt zu reden, kein anderer seyn, als derjenige, den man bey einem eigentlichen Gelehrten sucht. Und so wie eine Obrigkeitliche, oder jede andere beym Justizwesen oder in den politischen und ökonomischen Geschäften, oder in kirchlichen Bedienungen, angestellte Person die ersten Kenntnisse zu richtiger Führung ihres Amtes aus Büchern zu schöpfen pflegt, so sammler sich ein verständiger Schriftsteller sowohl von Personen, die in bürgerlichen Bedienungen und Geschäften geübt sind, als aus Bibliotheken diejenigen Kenntnisse, die erfordert werden, um seinen Lesern lehrreich und nützlich zu seyn.

Wir wollen einmal einen Blick auf die kirchlichen Bedienungen thun, welche in Catholischen Ländern so mancherlei und von so großer Wichtigkeit sind. Die vornehmste Pflicht der Geistlichen ist Dogmatik und Moral Theologie zu verstehen. Aber wenn sie predigen, und einen so wichtigen und Ehrenvollen Theil des Kirchenamtes besorgen sollen, werden sie vielleicht weniger, als die alten Rhetoren eine weitläufige Kenntnis vor unzähligen Dingen nöthig haben? Wie werden sie ohne Philosophie, ohne ein sehr langes Studium der Geschichte, insbesondere der Kirchengeschichte, ohne Rhetorik, ohne Naturgeschichte, ohne einen mehr als mittelmäßigen Begriff der politischen Verfassung, ihren

ihren Vortrag so einrichten können, daß ein in etwas über den Pöbel erhabenes Auditorium sie gerne und mit Nutzen höre. Und ist vielleicht diese mannichfaltige Kenntnis einem Pfarrer, einem Gewissensrath anderer, und einem, der, ich möchte fast sagen, darzu geböhren ist, Berather der Witwen, Waisen und Personen von allerley Stande zu seyn, weniger nothwendig? Es ist mehr, als zu gewis, wenn ein liebevoller Geistlicher andere mit Nutzen und mit bleibenden Erfolg berathen und trösten, und jedem den rechten Weg zeigen will, so muß er selbst mit geschwinden Antworten, Auskunftsmitteln und Entschlüssen versehen seyn. Ob nun gleich dieses das Werk eines guten natürlichen Verstandes ist, so erlangt man es doch gleichwohl auch, und vervollkommet es durch Lesen, Nachdenken und Umgang mit Gelehrten. Wenn wir hernach auf diejenige Art von Bedienungen sehen, welche man ordentlicher Weise geistlichen Personen anvertraut, wie z. E. die Aufsicht über Collegia, und Schulen, die Inspektion über die Jugend, so ist von selbst klar, daß keine Art von Wissenschaften und Künsten jemals für denjenigen unnütze seyn kann, der in diesen Bedienungen steht, oder dergleichen sucht. Und wenn es uns erlaubt ist, noch höher hinauf zu blicken und zu erwägen, wie viel und was für mancherley Gelehrsamkeit denjenigen Geistlichen nöthig ist, die in den höchsten Würden stehen, und am geistlichen Regimente der catholischen Länder sitzen, so wird uns die Kirchengeschichte,

sichte, ich will nicht sagen, der Cypriane, der Ambrosiuse, Gregoriuse, Basiliuse, Augustine, und anderer heiligen Bischöffe der ersten Jahrhunderte, sondern selbst die Geschichte der letztern Jahrhunderte zeigen, daß die größten und berühmtesten und dabei eifrigsten und frömmsten Prälaten, die die Kirche gehabt hat, in weltlicher und geistlicher Gelehrsamkeit gleich stark gewesen sind.

§. 7.

Woher man bürgerliche und politische Kenntnisse zu schöpfen habe.

In Absicht auf die bürgerlichen und politischen Bedienungen und Ämter dürfen wir nicht in Abrede seyn, daß es in allen Regierungen, wo eine bürgerliche und unverlethliche Gesetzgebung statt findet, Personen giebt, die als lebendige Archive nicht nur Edikte und Statuten, sondern auch Rescripte, Decisionen, und Urtheilsprüche, die die Gesetze erklären und abändern, in ihren Gedächtnis gesammelt aufbewahren. Diese Art Leute hießen bey den Griechen Pragmatiker, wir könnten sie nennen, Sorenses, oder Praktiker. Diesen Leuten muß ihre mühsame Gelehrsamkeit, vermöge des Nutzens, den Privatpersonen, welche prozessiren müssen, davon haben, und vermöge der Unentbehrlichkeit in den Gerichtshöfen, hinlänglich eintragen, und, wenn sich zum Glück bey diesen positiven Kenntnissen

Scharf-

Scharffinn und Penetration findet, so ist es billig, daß sie in bürgerlichen Bedienungen immer weiter rücken, zu Ehrenstellen gelangen, und einen Einfluß auf die Regierung haben. Aber bey alledem ist es doch nicht wahr, daß die bloße Rechtswissenschaft, ich will nicht sagen, große Minister, sondern nicht einmal obrigkeitliche Personen bildet. Denn wenn wir alle diejenigen durchgehen, welche in höchsten Gerichten mit vielen Ansehen präsidirt haben, so werden wir finden, daß sie sich diese Fähigkeit nicht durch das bloße Studium der positiven Rechtsgelahrtheit erworben haben, sondern durch eine gute theils natürliche, theils künstliche Philosophie, welche das Resultat von unzähligen Kenntnissen seyn muß, die man sich durch Lektüre, und Umgang mit der Welt erworben und durch vernünftiges Nachdenken geordnet hat. Die Parla-
menter in Frankreich sind noch jezo stolz auf ihre Lamignons, Deguesseaus, Terrassons und Cochins, welche auch selbst von den Akademien für große Gelehrte erkannt worden sind; dergestalt, daß man zweifeln möchte, ob bey ihnen die Jurisprudenz einen Theil ihrer Gelehrsamkeit ausmachte, oder ob die Philosophie und schönen Wissenschaften bey ihnen eine Zierde und Hülfsmittel der Jurisprudenz waren.

In allen Gerichtshöfen aller Länder hat man bemerkt, daß diejenigen, die darinnen entweder als Richter oder als Advokaten das meiste Aufsehen machen,
nicht

nicht eben diejenigen sind, welche gerade in dem Text der Pandekten am meisten bewandert sind, oder aber in den Municipalgesetzen und Observanzen ihres Vaterlands des sich ganz vertieft haben, sondern diejenigen, welche mit dem scharfen Blick eines guten natürlichen Verstandes Philosophie und Beredsamkeit verbinden. Vom Alexius Normant, einem berühmten Parlaments-Advokaten zu Paris in diesem Jahrhundert, erzählt man, daß er in der Kenntnis der positiven Gesetze, deren Chaos in allen Staaten so unermesslich und verworren ist, nicht so gar stark war, sondern daß er die Gesetze gleichsam errieth, und glücklich errieth. Monsieur Gerbier, der jetzige Demosthenes Frankreichs, wegen seiner siegreichen Beredsamkeit, die ihn zum Orakel des Parlaments machte, ist dieses eben so sehr durch seine philosophische Gelehrsamkeit, als durch die Kenntnis der Gesetze und Observanzen dieses Reichs. Man sagt, daß er niemals eine Rechtsache allein unternimmt, sondern allemal andere Advokaten zu Rathe zieht, und wenn er durch deren Beistand vom Faktum, von den Gesetzen und partikulären Statuten informirt ist, so behandelt er die Sachen nach seinen Gutdünken, und führt den Prozeß mehr durch die Fruchtbarkeit seines Genies, und durch die Wichtigkeit seines Verstandes, als mit dem buchstäblichen Text der alten oder neuen Gesetze. In der That sind die Gesetze die stille bergeschriebene Stimme der richtigen Vernunft, und eines gesunden Verstandes, gleichsam diktiert durch

die Kenntnis der gesellschaftlichen Pflichten, und das Privatinteresse einzelner Menschen, verbunden mit dem allgemeinen Interesse des Staats. Sind die Gesetze richtig und diesen Zwecken gemäß, so kann der einsichtsvolle Rechtsgelehrte, der die Anfangsgründe seiner Wissenschaft in der Philosophie, in der Geschichte, und in der Schule der physischen und politischen Welt studiert hat, in seinen Gedanken leicht die Gesetze schaffen, so wie sie die alten Rechtsgelehrten oder Kaiser gegeben haben. Sind sie der natürlichen Billigkeit und Staatsraison, die das allgemeine Beste der Gesellschaft, als den einzigen Gegenstand der Gesetzgebung, bestimmt, nicht gemäß, so muß man sie verbessern und abändern, wie auch die Juristen selbst zu sagen pflegen: (corrigatur textus.) Daher wird eine gesunde Philosophie als ein unentbehrlicher Theil der allgemeinen Gelehrsamkeit Richtern und obrigkeitlichen Personen eben so sehr, als Kenntnis der positiven Gesetze zu statten kommen, und der wahre Gelehrte muß im Stande seyn, juristische Aemter zu verwalten, so wenig er sich auch in den Gesetzen seines Landes bewandert sieht.

Denn wenn wir von einer andern Art von bürgerlichen Bedienungen reden, die man politische und ökonomische zu nennen pflegt, so ist es ausgemacht, daß das Studium der Römischen Gesetze oder die pünktliche Erkenntnis des Municipalrechts nicht so viel hilft, als dieje-

dienige Gelehrsamkeit, die das Resultat der Philosophie, der mathematischen und physischen Wissenschaften, der Lektüre der Dichter und Redner, der Kenntnis des Natur- und Gesellschaftsrechts, vor allen andern der Geschichte, die schon an sich eine wahre und eigentliche Encyclopädie ist. Ein Toscanischer Edelmann, der zu unserer Zeit von der Erklärung der Römischen Gesetze zu politischen Bedienungen in einem weitläufigen Reiche Italiens fortgestiegen ist, wird PremierMinister eines neuen Königes, und führt schon seit 40 und mehrern Jahren die schwersten und kühnsten Geschäfte dieses Hofes mit dem größten Ansehen und Zutrauen. Dürfen wir deswegen sagen, er habe aus den Fragmenten des Ulpian und Scävola, oder aus den Schriften des Cuiacius und Alciatus den Umfang von Begriffen geschöpft, die ihn zu solchen Geschäften fähig machen? Wir könnten auf gleiche Weise behaupten, daß die Schriften eines Alexander Allatus, Cajetanus, und Bellarminus vieles beigetragen haben, die Minister einer Isabelle, und Ludwigs des XIIIten zu bilden. Denn der Cardinal Ximenes, als ein Franciscaner Mönch, war in seiner Jugend ein Scholastiker, und zwar ein Scotist, und der Cardinal Richelieu war Priester und Bischof, und ein Controversprediger. Eben so dürften wir auch behaupten, daß der Cardinal Lauro, der vorher ein Arzt, und hernach päpstlicher Nuntius in Pohlen, in Frankreich, und Piemont, Bischof von Mondovi,

und nahe daran war, Pabst zu werden, aus dem Galen und Avicenna die Klugheit lernte, die ihn an so vielen Höfen so geachtet und beliebt, die ihn so Einsichtsvoll und geschickt machte, so wichtige politische und kirchliche Geschäfte zu führen; daß ferner ein Sully und Colbert aus den alten Legenden und Romanzen die Staatsökonomie erlernten, die sie geschickt machte, das Interesse Heinrichs des dritten, und Ludwigs des vierzehenden so wohl zu besorgen. Der Cardinal Mazarini war bekanntermassen zu Piscina geboren, und zu Rom Doktor worden, aber die Fakultät, in der er promovirt hatte, war bey ihm so wenig merklich, daß man aus seinem ganzen Leben kaum abnehmen kann, ob er D. der Theologie, oder des canonischen, oder bürgerlichen Rechts gewesen; wohl aber wissen wir, daß er ein Gelehrter war, und daß er durch seine Gelehrsamkeit in Verbindung mit seinem natürlichen Scharfsinn sich beym Richelieu beliebt machte, und sein Nachfolger in den Posten eines PremierMinisters, und in der Reform Frankreichs, und gleichsam der Schiedsrichter des Interesse von Europa wurde. Ich übergehe andere neuere Beispiele, die uns insbesondere die Venetianische Geschichte an die Hand geben könnte, auch wollen wir uns keine gefährliche Zusammenstellungen erlauben, und diejenigen, die vorzüglich verdient hätten, ausgezeichnet zu werden, mit andern auf eine gemeinschaftliche Liste setzen. Aber weil wir in diesem Kapitel einige durch ihre Regierungswissenschaft berühmte

berühmte Cardinäle genannt haben, so will ich noch eine zu unserm Gegenstand sehr gutpassende Anmerkung hinzusetzen. Alle, die Einsichten in die Weltgeschäfte besitzen, sind der Meynung, daß die Cardinäle und Prälaten des Römischen Hofes in Regierungssachen und in Führung wichtiger Geschäfte mehr Einsicht bewiesen haben, als Staatsmänner an andern Höfen gemeinlich beweisen. Nun aber ist seit 300 Jahren bis hieher unter so vielen Cardinälen und Prälaten, die sich durch Gesandtschaften, und andere Geschäfte berühmt gemacht haben, vornemlich in den zwey verflohenen Jahrhunderten kein einziger gewesen, der nur in dem Ruf einer besondern, und partikulären Gelehrsamkeit gestanden hatte, wohl aber der encyclopädischen Gelehrsamkeit. Unter denen, die durch ihre Rechtsgelehrsamkeit zum Purpur gelangten, sind einige durch dicke Bände berühmt, die sich in mancher Bibliothek finden; z. E. der Cardinal del Pozzo, Alciati, Delucca und Depetra; aber keiner unter ihnen hat seinen Namen in der Geschichte durch politische Bedienungen berühmt gemacht, und keiner ihres Gleichen kam zur päpstlichen Krone. Aber die von Rovere, die Farnesen, ein Polus, Morone, Bentivoglio, der Cardinal Mauritius von Savoyen, die Aldobrandini, die Barberini, die von Este und Gonzaga, die so viel Aufsehen auf den politischen Schauplatz gemacht haben, waren alle große Gelehrte. Wenige oder keiner von ihnen war Jurist von Profession,

oder wenigstens vereinigte er mit der Jurisprudenz die Litteratur. Der bekannte Mönch Schomberg, Erzbischof von Capua, und Premierminister Clemens des 7ten, ein Matthäus Gibert, Bischof von Verona, Datarius und Minister zweyer Päbste, den hernach Carl Borromäus in seiner bischöflichen Regierung sich zum Muster nahm, waren Leute ohnstreitig von natürlicher Klugheit und Genie, in übrigen aber waren, sie vielmehr überhaupt Gelehrte, als auf eine besondere Fakultät eingeschränkt (*). Daher müssen wir sagen, daß die Politik, welche die menschlichen Angelegenheiten und Menschen selbst regiert, entweder bloßes Naturgeschenk, oder das Resultat mannichaltiger Kenntnisse sey, die man richtig unter dem Nahmen der Litteratur zusammenfaßt. Und doch geschieht es sehr oft, daß Geschäftsmänner die Gelehrten als Leute betrachten, die der Gesellschaft unnütze, und zu bürgerlichen Bedienungen ganz unfähig wären. Wer steht man durch die Gelehrten Reim- und Periodenschmiede, oder jene unerfättlichen Bücherwölfe, welche nicht dasjenige sehen, oder zu sehen sich bemühen, was gegenwärtig in der Welt geschieht, um nur immer dasjenige zu wissen, was da war, oder was seyn sollte, so habe ich nichts darwider. Aber wenn ein Gelehrter nicht durch einen närrischen Enthusiasmus das gegenwärtige

(*) S. *Glassiani de vita S. Caroli cum not. Balth. Otrocchi. L. I. c. II. et L. II. c. 2.*

wärtige vernachlässiget, wenn er aus einer gewissen Naubigkeit herausgezogen, und vom Roste, den man im Anfange seines Studierens sich zuzieht, gereinigt ist, so sehe ich nicht ein, warum er nicht eben so gut, als diejenigen, die sich so sehr der Uebung in Geschäften rühmen, öffentliche Aemter sollte verwalten können.

§. 8.

Litteratur, die zu einigen besondern Professionen nöthig ist.

Wir wollen deswegen nicht in Abrede seyn, daß es einige Wissenschaften giebt, die einander wenig oder gar nichts helfen, so daß derjenige, der sich entschlossen hätte, eine von ihnen zu treiben, sehr klug handeltwürde, wenn er die andern bey Seiten setzte, um nicht Zeit und Mühe damit zu verderben, die er nützlicher anwenden könnte, seine Untersuchungen in demjenigen Fach höher zu treiben, in dem er sich hervorzuthun die Absicht hat. Ich kenne sehr berühmte Physiker, welche gestehen, daß sie keine Begriffe von der Geschichte haben, so wie ich einige Gelehrte kenne, welche die Geschichte und Kritik mit Erfolg und Beifall bearbeiteten, ob sie gleich wenig oder nichts von Physik und Mathematik verstanden. Und ich bin der Meinung, daß jemand ein großer Geometer, wie Euler, und ein großer Botaniker, wie Linnäus, seyn kann, ohne gleichwohl Beredsamkeit oder Dichtkunst getrieben

zu haben. Nichtsdestoweniger können eine gewisse Cultur des Stils, politische Kenntnisse, Moral und Metaphysik dem Arzte nützlich seyn, so wie die Naturgeschichte, Anatomie, etwas Geometrie und Astronomie dem Redner, Dichter, und Gelehrten zu statten kommen kann, und in der That heut zu Tage die Favoritbeschäftigung des gelehrten Adels zu seyn scheint. Es ist bekannt, daß man selbst aus den Schriften des Somers die schönsten und hellsten Aufklärungen der Anatomie ziehen kann, und im Thucydides und Lucretius finden sich Geschichte und Beschreibungen von Epidemien, worüber die berühmtesten Meister der Kunst zu kommentiren sich nicht zu gut gedünkt haben. Ich will nicht gedenken, daß die Naturgeschichte von einem Aristoteles, Theophrast und Plinius, diesen dreien so berühmten Philosophen und Gelehrten, meisterhaft bearbeitet worden ist. Doch muß ich sagen, daß eben diese Naturgeschichte, welche ohne Zweifel ein sehr wichtiger Theil der Medicin ist, von der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, und von der Erkenntnis der menschlichen Affekten und Neigungen nicht getrennt werden kann, welche man unter den Humanioribus mit begreift. Auch muß ich sagen, daß unter den Ursachen, warum oftmals die Arzneikunst diejenigen heilsamen Wirkungen nicht hervorbringt, die man davon erwarten könnte, auch diese von wackern Lehrern derselben bemerkt worden ist, daß bey der Kur des physischen Menschen die Mediciner zu wenig auf den moralischen

schen sehen. Unterdessen waren jene vortrefflichen und unsterblichen Männer, deren Vorschrift und Exempel jeder gute Arzt, nach seinen eigenen Geständnis, befolgt, in vielen Dingen, die dem Anschein nach von ihrer Kunst entfernt waren, überaus gelehrt. Es ist gewiß, daß nach der Wiederherstellung der Wissenschaften alle berühmten und bewährten Aerzte in vielerley Kenntnissen bewandert waren, und zwar nicht nur in der Philosophie, die fast beständig mit dem Fache der Aerzte verbunden war, welche sich daher auch Doctores philosophiae et medicinae zu nennen pflegen, sondern auch in der Geschichte, in der Beredsamkeit und Poesie. Beweise davon sind Marsilius Ficinus, Fracastor, Malpighi, Valisnere, Bellino, Redi, Joseph del Papa und unzählige Engländer, Franzosen und Teutsche. Wenn Borelli die eigentliche Gelehrsamkeit vernachlässigte, oder sie vernachlässiget zu haben vorgab (*), so hatte er nicht Ursache, sich darauf etwas zu Gute zu thun, als er anfieng, auf der Universität Pisa zu lesen. Und obgleich in vielen Ländern die sogenannten praktischen Aerzte sich einer lächerlichen Pedanterie ergeben haben, indem sie eine andere Art zu leben, und zu reden, affectiren, die von der Art anderer Leute unterschieden ist, so können wir doch demohn-eachtet bemerken, daß bey jeder Nation die gelehrtesten Aerzte, die die mannichfaltigsten

C 5

Kennt-

(*) Fabroni D.c. IV.

Kenntnisse besitzen, auch die angesehensten, und in ihren Unternehmungen eben so glücklich sind, als jene andere, die sich nur auf die Schriften in ihrem Fache einschränkten. Zwey sehr berühmte Nahmen noch lebender Männer, *Haller* und *Tifot*, könnten hinreichend seyn zu beweisen, wie vortrefflich die feinere Litteratur mit der Physik, und nicht nur die Physik, sondern auch die Politik, sich mit der Medicin vertragen.

Was die Architektur und andere zeichnende Künste betrifft, so mag für mich der große *Vitruvius* (*), und derjenige (**), der in seine Fußstapfen getreten ist, und ex professo von der Gelehrsamkeit gehandelt hat, die denen nöthig ist, die sich mit jenen Künsten abgeben wollen. Und ich überlasse es dem wißbegierigen Leser, die Nahmen der berühmtesten Mathematiker, Astronomen und Physiker durchzugehen, und für sich selbst zu bemerken, wie gut die schönen und angenehmen Wissenschaften und politische und ökonomische Kenntnisse mit den abstraktesten und schärfsten Wissenschaften vereinigt seyn können, und wirklich sind. Endlich könnte ich auch zeigen, daß die größten Meister der Kriegskunst und die größten Generals, einige wenige ausgenommen, sowohl in der Mathematik, als Politick, und besonders in der Geschichte sehr berühmt waren.

(*) *Archit. L. I. u. L. VI. praef.*

(**) *Piacenza Giunte at Baldinucci T. II. dist. 4.*

ren. Das Beyspiel des Monsieur *Guischard*, mit dem Beinamen *Quintus Icilius*, der, als ein Gelehrter, und Lehrer der Griechischen Sprache, der dem berühmten *D'Orville* bey seinen Studieren an die Hand gieng, unter den Holländischen Truppen zu militärischen Bedienungen gelangte, und hernach beym König in Preußen Obrister wurde, wird wahrscheinlicher Weise auf lange Zeit das einzige seyn, weil wenige Gelehrte im Stande seyn werden, mit so vielen Kenntnissen und mit so vieler Wißbegierde sich in die Schriften der Griechen und Lateiner zu vertiefen, daß sie die Taktik des *Polybius* und *Cæsars* für das heutige Kriegswesen, welches sonst nach der Erfindung des Pulvers von jener so wesentlich verschieden ist, zu benutzen wüßten. Und es werden wenige seyn, welche nach Art des *Iccius*, von dem *Soraz* redet, vom Studio der Philosophie, und von litterarischer Beschäftigung aufs Kriegswesen sich zu legen Lust hätten. Aber der Fall dürfte nicht selten seyn, daß ein Soldat von Profession sich über seines Gleichen bey jedem Prinzen, der ein Kenner und Belohner von Talenten ist, empor bringen könnte, sobald er nur mit seinen ordentlichen Uebungen das Studium der Geschichte, Kenntnisse der Sprachen und jede Art von Gelehrsamkeit verbinden wollte.

Zweytes Kapitel.

Von der Philosophie, und dem guten Geschmack.

§. I.

Wie die Mängel des ersten Unterrichts zu verbessern sind.

Es wäre hier vielleicht der Ort zu zeigen, in welcher Ordnung und mit welcher Art von Uebungen die Jugend, die zu den Wissenschaften und zu solchen Bedienungen bestimmt ist, die die Gelehrsamkeit voraussetzen, ihre Studien einrichten und treiben müsse. Aber diese Eintheilung und Anordnung der Studien würde mich von dem Hauptgegenstand dieser Abhandlung zu weit entfernen, und auf der andern Seite dürften diejenigen, welche von solchen Belehrungen profitiren könnten, eben nicht auf den Gedanken kommen, sie hier zu suchen. Es würde auch nicht einmahl schicklich seyn, den Lehrmeistern Lektion zu geben, und eine Norm der öffentlichen Studien vorzuschreiben. Ich muß nothwendig voraussetzen, daß jeder, der eine Abhandlung über die Kunst einen Aufsatz zu machen lieft, schon über den ersten Unterricht der Jugend hinaus sey. Daher würde es umsonst und unnütze seyn, von den ersten Studien zu reden, oder es dürfte vielleicht gar die Folge haben, ihn abzuschrecken, wichtige Werke zu unternehmen,

nehmen, aus Furcht, daß eine fehlerhafte Erziehung ihn auf immer zu glücklichen Progressen untüchtig gemacht habe. Ich muß sagen, daß, so sehr es auch zu wünschen ist, seine ersten Studien mit der besten Wahl eingerichtet zu haben, derjenige dennoch nicht zu verzweifeln braucht, der nicht gleich von Anfang die besten Bücher gelesen, indem er auch von diesen einigen Nutzen ziehen, und sie zu einem guten Zweck brauchen kann. Und weil, wie wir oben gezeigt haben, die wahre gelehrte Erziehung für denjenigen, der sich einen Namen unter den Gelehrten zu machen wünscht, erst alsdann anzufangen pflegt, wenn er das Collegium und die Schule verlassen hat, so setze ich deswegen voraus, daß ein junger Studirender, nachdem er den cursus der Schulstudien so gut, als es hat seyn wollen, vollendet hat, Lust habe, nun vor sich selbst, wie es sich gebührt, weiter dem Studiren obzuliegen, und alle Fächer durchzugehen, die zur eigentlichen Litteratur gehören, und nun erwarte, daß sich ihm eine Gelegenheit zu einer schicklichen Bedienung darbiete. Und so wie es wenige giebt, die mit einiger Gewißheit wissen könnten, für welches Amt und Bedienung sie bestimmt sind, so setzen wir gleichfalls voraus, daß ein jeder sich auf diejenigen Wissenschaften lege, die ihm auf jeder Stufe und in jeder Art von Bedienung nützen können, in die er berufen wird, dem Fürsten und dem Staate zu dienen. Ein Edelmann vom Soldatenstande, der in einem Alter von 20 oder 25 Jahren sich
von

von der ersten Zerstreung der ersten Jahre erhöht hat, wo er den Dienst antrat, oder Herr von sich selbst wurde, und sich nun dem Studieren widmen will, findet sich in der nemlichen Lage, in welcher diejenigen sind, die ihren *cursum scholasticum* absolvirt haben, ausgenommen, daß der junge Doktor, weil er schon ein wenig zur Applikation gewöhnt ist, und das Latein wenigstens mittelmäßig versteht, größere und schnellere Progressen machen kann, als der Soldat, der freilich genöthigt seyn wird, langsamer zu gehen, und sich blos der in der Muttersprache geschriebenen italiänischen oder der französischen Schriften zu bedienen; im übrigen können beyde die nemliche Strafe betreten. Unterdessen braucht niemand über das mangelhafte in dem ersten Unterricht verlegen zu seyn. Man erzählt von einem gewissen Künstler, daß er doppelte Bezahlung verlangt habe, diejenigen zu unterrichten, die von andern Meistern schlecht waren unterrichtet worden; denn, sagte er, erst muß man arbeiten um niederzureisen, und hernach von neuen, um wieder aufzubauen. Das kann von mechanischen Künsten wahr seyn, als welche von einer gewissen Disposition und Gewöhnung der Muskeln und der Glieder zu gewissen Arten der Uebungen abhängen.

In der That könnte einer auch in den freien und gelehrten Künsten die nemliche Wirkung erfahren, der nach dem Muster eines schlechten Schriftstellers sich eine fehlerhafte Schreibart angewöhnt hätte, die nun schon

zur Fertigkeit worden wäre. Daher würde vielleicht die Zeit und Mühe, die er anwenden müßte, um ihn umzubilden, größer seyn, als wenn er ihn erstlich hätte bilden sollen; oder wenigstens würde die vorhin angewendete Zeit und Mühe vergeblich seyn. Aber zur Erlangung der Gelehrsamkeit kann man auch dasjenige, was nicht eben das beste ist, nutzen, weil doch auch die Kenntniß des schlechten behülfflich ist, das gute zu bilden und festzusetzen. Es werden wenige seyn, die nicht in der Folge einige in ihren ersten Studieren eingefogene Vorurtheile haben ansrotten müssen, aber es ist vielleicht keinem ganz unnütze gewesen, diese Dinge einmal gelernt zu haben. Und ob man gleich nicht läugnen kann, daß derjenige, der, nachdem er lange studiert hat, sich nicht einen guten Geschmack erworben hat, das gute von dem besten, und das schlechte von dem guten zu unterscheiden, schwerlich in der Gelehrsamkeit etwas großes werden, oder sich Hoffnung machen kann, ein guter Schriftsteller zu werden, so kann doch gleichwohl ein Mann von gutem natürlichen Verstande, der nicht bis zur Narrheit hartnäckig ist, die einmal eingefogenen Meinungen zu vertheidigen, ein schlechtes System als das Gerüste für ein besseres brauchen, indem er, so wie er es nöthig findet, bald diesen, bald jenen Theil einer Wissenschaft, oder der Geschichte, mit den besten Büchern vergleicht.

So kann ein Geistlicher, der die Kirchengeschichte

des Bernino gelesen, oder die Philosophie des Aristoteles oder Cartesius studiert hätte, mit den Büchern eines Fleury, und Tillemont in der Hand, seine Kenntnisse der Kirchengeschichte berichtigen, und befestigen, und durch Benütze des Dictionaire des Sciences ein vernünftiger Philosoph werden. Nicht einmal vom körperlichen Geschmack kann man sagen, daß er in 15 oder 20 Jahren gebildet sey, und so, wie es viele giebt, die jetzt bey solchen Speisen, die ihnen in der ersten Kindheit gar nicht schmeckten, oder zumider waren, gesund und stark sind, da sie hingegen diejenigen stehen lassen, die sie vorher so gerne aßen, so erwirbt man sich auch guten Geschmack und Kritik nicht in kurzer Zeit, und die Philosophie ist nicht für die erste Jugend.

§. 2.

In welchem Verstande Philosophie genommen wird. Eine richtige Abbildung der studierenden Lebensart.

„Aber was verstehen wir unter Philosophie? (sagt ein großer italienischer Gelehrter unsers Jahrhunderts) „Vielleicht die Moral, Physik, Metaphysik, oder Logik? Keine von diesen meinen wir insbesondere, all gleich in allen Philosophie statt findet, und man auch „allen diesen den Namen Philosophie giebt. Durch „dieses Wort verstehen wir hier die Gabe zu schließen, „durch

„durch das Nachdenken die Gründe, die Ursachen, die „Wirkungen, die Uebereinstimmung, Verhältnisse und „Beziehungen der Dinge, oder ihre Disharmonie und „Mißverhältnisse zu erfinden, die Fertigkeit, sie auch „gehörig ordnen zu können, und vor allen das Vermögen, wahres vom falschen, schlechtes vom guten, das „schöne von häßlichen, den Schein von der Wirklichkeit, „bloße Meinungen von wissenschaftlicher Kenntniß, das „Ungewisse vom Gewissen, zu unterscheiden, ohne sich „von Vorurtheilen täuschen, von Sophisten, Betrüggern, Ignoranten, Schwärmern, vom schlechten Geschmack und Gebrauch des Zeitalters, und von andern „ähnlichen Feinden der Wahrheit und ächten Schönheit blenden zu lassen. Nun das ist diejenige Philosophie, die sich in jeder Wissenschaft und freien Kunst „findet, ihnen gleichsam Kraft und Saft giebt, so wie „die Rhetorik ihnen ihren äußerlichen Reiz gewährt. „Ohne Hülfe dieser edlen Lehrmeisterin, die wir allgemaine Philosophie nennen wollen, behandelt man die Gegenstände leicht, die Bücher werden trocken, unvollkommen, unvollständig, unnütze, und abgeschmackt. „Und wenn es um einen guten Geschmack zu thun ist, „der muß sich hauptsächlich die Erkenntnis und den Besitz einer so vortreflichen Bedeckung erwerben. „ Soweit Muratori (*), der offenbar durch Philosophie die Kritik und guten Geschmack versteht.

(*) Buon gusto. P. II. c. 4.

Aber

Aber wir werden auch dieses Wort im strengen und etymologischen Sinn nehmen, und das Verlangen, die standhafte Liebe zu Kenntnissen, ohne welche nie weder ein berühmter Gelehrter, noch ein berühmter Schriftsteller gewesen ist und seyn wird, Philosophie nennen.

Unterdessen behaupte ich, daß niemand sich Hoffnung machen darf, (die Ordnung und Methode, die man beobachtet, mag seyn, welche sie will, und der Grund des vorhergehenden Studierens, auf welchen man bauen muß, mag beschaffen seyn, wie er will) das große Gebäude in wenig Jahren zu vollenden. Man kann dieses ganze System der allgemeinen Gelehrsamkeit, der Encyclopädie, und wahren Philosophie, richtig mit einem weitläufigen Bau vergleichen, den man entweder auf einem freien und geraumigen Terrain, oder auf den Trümmern einer alten und verfallenen Stadt, oder statt eines schlechten und geringen Flecken unternimmt. Man entwirft sich davon einen Plan, und den ganzen Riß, man bildet sich den Umfang der Mauern, oder Bastionen. Nach wenigen Monaten erheben sich schon verschiedene Paläste, man errichtet einen Thurn, oder eine Citadelle, man fängt bald da, bald dort, Tempel von allerley Bauart an, man errichtet Konvente, Kollegia für die Jugend, Nonnenklöster, Quartiere vor die Soldaten, man fährt von verschiedenen Seiten her Steine, Bauholz, Eisenwerk und
alles

alles das zusammen, was die Ausbaung der Häuser und Werkstätte erfordert. Während daß ein Bau unvollendet bleibt, und in Stecken geräth, wird der andre fertig und vollendet. Wo die Baumaterialien noch nicht da sind, gräbt man einstweilen den Grund aus. Wenn die Maurer nichts weiter zur Arbeit zu thun haben, so kommen an ihrer Stelle die Zimmerleute, die Schmiede, die Steinmehen und andre Arten von Meistern und Künstlern. Aber das, was man in wenig Tagen entworfen hatte, sieht man bei aller Thätigkeit dessen, der die Aufsicht über den Bau hat, kaum in 30 Jahren ausgeführt, vielmehr wenn es scheint, daß man sich dem Ende nähere, so ist es schon wieder Zeit, einen Theil, der den Einsturz droht, und zu wanken anfängt, zu repariren, oder einen andern Theil anders zu bauen, an dem man Fehler bemerkt, oder etwas anzubauen, woran man Anfangs nicht dachte. So erheischte ehemals Konstantinopel, so Versailles, und Petersburg, ehe sie noch vollendet waren, schon Reparaturen und Zusätze.

Das nemliche wiederfährt dem, der nach einer allgemeinen Gelehrsamkeit strebt, oder sich ein Ideal davon entworfen hat, es sey nun, daß er gleich sein erstes Studiren mit Verstand und Auswahl anfängt, oder aber daß er im 20sten oder 25sten Jahre auf irgend einen schon vorhergelegten Grund der Erziehung und Wissenschaft baut. Unser Zögling geht muthig

bran, und in 5 oder 6 Jahren ruft er so weit fort, daß er von dem, was ihm ehedem schon viel dünkte, kaum noch die Spur bemerkt. Inzwischen wächst das große Gebäude, alle Tage setzt man etwas hinzu, oder besetzt es nur aus. Wenn er geschickt und gewitziget genug worden ist, alle Schriften, die ihm vorkommen, gehörig zu nutzen, so helfen ihm die gelehrten Wörterbücher und Register zur Vielfältigung und Vermehrung seiner Kenntnisse. Der Verstand, der nunmehr schon nach Art eines erfahrenen Baumeisters darauf eingerichtet ist, weis alle hin und wieder zerstreut gesammelte Kenntnisse an den gehörigen Ort zu stellen. Aber er mag noch so sehr arbeiten, und sich bemühen, die Vollendung des Werks zu beschleunigen, so gehen doch Monate und Jahre vorbey; und wenn er nun mancherley Wissenschaften durchgegangen und erlernt hat, so gehen wieder viele Begriffe verlohren, und verschwinden so, daß man sie wieder erneuern muß. Die vielerley Dinge, die man gelernt hat, erzeugen wieder andere Gedanken, und andere Zweifel, und führen uns auf neue Untersuchungen, und auf neue Arten des Studierens, die man fast nicht vorhergesehen hatte. Kurz, so viel man auch immer weis, findet man doch immer zu lernen.

Weil nun dieser Unterricht hauptsächlich auf diejenigen gerichtet ist, welche die Absicht haben, Schriftsteller zu werden, so sollen diese wissen: Gleichwie die
allge

allgemeine Gelehrsamkeit mit dem Bau einer großen Stadt sich vergleichen läßt, so kann die Verfertigung eines Buchs ganz richtig mit dem besondern Bau einer Kirche, oder eines Hauses, oder eines Theaters, oder eines andern dergleichen Gebäudes verglichen werden. Jeder Schriftsteller kann leicht die Probe machen, daß während der Zubereitung, und während, daß er, so zu reden, die Materialien zubereitet, und zu rechte legt, um einen Bau aufzuführen, es ihm oftmals begegnen wird, daß, indem er Steine und Holz für den Grund oder für den Oberboden eines großen Pallastes sucht, ihm dasjenige in die Hände fällt, was ihm kurz darauf zur Ausschmückung eines Tempels, zur Vollendung eines bedekten Ganges, oder für die innern Bequemlichkeiten eines Wohnhauses, zu statten kommt. Und obs gleich leicht seyn kann, daß so wohl dem Baumeister als dem Verfertiger eines Buchs etwas zur Vollendung des entworfenen Werks fehle, so wird doch der Fleiß und die Kunst des einen und des andern durch eine kluge Eintheilung der Dinge das fehlende zu ersetzen, und den nützlichsten Gebrauch von dem zu machen wissen, was andere weniger unterrichtete und weniger scharfsichtige für unnütz halten dürften.

§. 3.

Von der Einbildungs- und Beurtheilungskraft, und wie der gute Geschmack sich bildet.

Die Einbildungskraft ist für die Schriftsteller dasjenige,

jenige, was wir in der neuern Sprache unter dem Nahmen des Genies verstehen, ohne welches weder ein großer Baumeister, noch ein großer Mahler, noch irgend ein anderer Künstler denkbar ist. Die Einbildungskraft ist eine wahre schöpferische Kraft, sie mag nun entweder die Theile eines Ganzen ganz für sich erfinden, oder nur durch Anwendung schon wirklicher, entweder zerstreuter, oder noch roher Materialien, vermittelt einer glücklichen Kombination, ein neues Ganzes bilden. Die Beurtheilungs- Unterscheidungskraft, ein gewisses Gefühl, welches ich kaum von dem guten Geschmack und richtigen Menschenverstand zu unterscheiden wüßte, sind gleichsam der Zaum und die Regel der Einbildungskraft. Diese aber selbst ist ein Geschenk der Natur, und man erlangt sie nicht erstlich, sondern befruchtet und bereichert sie nur durchs Studieren, das heißt durch Erwerbung neuer Ideen, welche, scholastisch zu reden, die Materie sind, auf welche die Einbildungskraft wirkt, und welche sie bearbeitet. Aber Geschmack und gesunden Verstand kann man sehr wohl sich erwerben und ausbilden, dergestalt, daß ein mittelmäßiges Genie, vermöge des guten Geschmacks, und des Bonsens sehr artige, obgleich nicht große Dinge, hervorbringen kann, und hingegen ein Mensch von sehr lebhafter Einbildungskraft ohne Geschmack ins Abentheuerliche verfallen könnte. Der gute Geschmack besteht in der Erfindung des Schönen und Guten in jeder Sache. Diese Wörter aber sind schwankend und

zwey

zweydeutig, wenn man nicht durchs Gute und Schönen dasjenige versteht, was allgemein gefällt, und wenn Bonsens und *Sensus communis* nicht dies bedeuten soll, daß man die Dinge so empfindet, wie sie der größte und beste Theil empfindet.

Nun dieses Gefühl oder Beurtheilung, welche man bei besondern Gegenständen anwendet, das wahre vom falschen, das wirkliche vom Schein zu unterscheiden, und welches man Kritik nennt, ist in Gegenständen der freien Künste nichts anders, als die Fähigkeit einzusehen, was wohl gedacht, geordnet, und ausgedruckt sei, mit einem Worte, der Geschmack. Man könnte daher, wenn man jetzt noch von der Schreibart abstrahirt, sagen, die sicherste Regel von der Güte und dem Werth der Bücher zu urtheilen sey, die innere Natur der Dinge selbst, und die Uebereinstimmung mit dem, was man vorgestellt, oder ausgedruckt sieht, welche Regel uns hauptsächlich in den Werken der Einbildungskraft, der Beredsamkeit, und Poesie zu statuten kommt, wo die Leidenschaften, und Vorstellungen der menschlichen Sitten ihren Platz finden. Läßt man die Personen so reden und handeln, wie sie überhaupt reden und handeln, nach Maasgabe des Alters, des Standes, der Nation, so kann man sagen, daß der Schriftsteller dem Bonsens und guten Geschmacke gemäß geschrieben habe; wo nicht, so wird man das Gegentheil behaupten müssen. Daher ist die Vorschrift

des Horaz (*) von großer Wichtigkeit, da er uns besieht, Achtung zu geben, wie die Dinge in der Welt gehen, um sie richtig vorstellen zu können. Aber diese Vergleichung der Nachahmung mit der Natur der Dingen, und der Uebereinstimmung dessen, was man in Büchern liest, mit dem, was man in der Welt sieht, die Erkenntnis der Wahrheit und historischer oder physikalischer Thatsachen in der ersten Quelle, ist das Werk vieler Jahre; und im Anfange ist es leichter, daß ein junger Mensch seinen Bonsens und Geschmack durch die Lektüre bilde, als durch den Weg wirklicher Beobachtungen. Daher ist es ein großer Vortheil, sich gleich vom Anfang an die Besten, oder genauer zu reden, an diejenigen zu halten, die dafür geachtet werden. Denn dasjenige nicht zu schätzen, und keinen Geschmack an dem zu finden, was allgemein fürs Beste gehalten wird, würde ein Zeichen eines seltsamen Geschmacks und gleichsam Mangel des Gefühls seyn.

§. 4.

Wahl der Schriftsteller, durch welche man den guten Geschmack bildet.

In Ansehung der Alten und derjenigen, die zur Beredsamkeit, zur Poesie, zur Geschichte gehören, kann darüber kein Zweifel seyn. Denn man müßte außer der Welt

(*) Respicere exemplar vitae morumque habeo, &c.

Welt leben, und nie andere Bücher, als einen Almanach, und Rechenbuch haben kennen lernen, wenn man nicht wissen wollte, daß Demosthenes, Cicero, Isocrates, Quintilian, Homer, Euripides, Sophokles, Virgil, Horatius, Livius, Sallustius, Tacitus vortrefliche und sehr schätzbare Schriftsteller, in verschiedenen Arten der Litteratur sind. Das sind diejenigen, die wir gemeinlich Klassische nennen, und die man glücklicher Weise leicht allenthalben findet. Aber in der Wahl anderer Schriftsteller ist größerer Fleiß und Sorgfalt nöthig, um sich nicht durch einen Schriftsteller, der einmal im Ruf steht, misleiten zu lassen.

Wir wollen z. E. setzen, wir lebten zu den Zeiten Despassians, oder seiner Söhne. Seneka mit der Leichtigkeit seines Genies, und mit der ehrgeizigen Absicht, eine eigene Schule zu stiften, erfindet eine neue Schreibart, und betritt eine Straße, die von derjenigen ganz verschieden ist, die die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts beobachtet haben. Er hat das Glück, seinen Zeitgenossen allgemein zu gefallen, und siehe da, einen Schriftsteller nach der Mode, siehe da einen neuen Lehrmeister, auf welchen alle aufmerken, ein neues Muster, nach welchen der größte Theil der studierenden Jugend sich zu bilden bemühet ist. Wie soll man sich für einer so allgemeinen Ansteckung bewahren, wie soll man sich versichern, daß man die von ihm ein-

D 5 geführ-

geführte Schreibart ohne Bedenken nachmachen könne, oder ob unter dem Schein von ächten Gold nicht viel leicht betrüglisches Glittergold sey? Man muß eine Zeitlang sein Urtheil aufschieben, bis man sieht, wie Leute von richtigem Verstande, und so zu reden, kompetente Richter, darüber urtheilen. Und siehe da, mitten in Rom steht ein großer Kritiker auf, dem niemand den Ruhm großer Einsicht und einer richtigen Unterscheidungskraft streitig machen kann. Siehe da, Quintilian, ein öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit, und bald darnach Instrukteur der Kaiserlichen Familie, dieser giebt sowohl in seinem mündlichen Unterricht, als auch in den Büchern (*), die er herausgab, dem Seneca das gebührende Lob eines witzigen Kopfs, und eines nützlichen und nachdrücklichen Schriftstellers, aber er verbirgt auch nicht die offenbare Gefahr, die man laufen könnte, wenn man ihm folgen wollte, und er bemerkt und tadelt das Gezwungene, und das falsche Licht, mit welchem dieser Feind der alten Schriftsteller strahlt, der die Augen der römischen Jugend so sehr verblendet. Also, mußte man schließen, wird es nöthig seyn, ihn mit Vorsicht zu lesen, und ihm nicht blindlings zu folgen.

In jedem Jahrhundert und bei jeder Nation befinden sich junge Gelehrte durch solche Zweifel und entgegen-

(*) Instit. L. X. c. I.

gegengesetzte Urtheile in Verlegenheit (*). In unsern Tagen wird Voltaire in ganz Europa als der vornehmste auf dem neuern Parnas betrachtet. Niemand ist, der ihm den Preis und den Ruhm eines suchtbaren, erhabenen und hohen Tragikers streitig macht, seine Landsleute nehmen ihn zum Muster, wegen der Leichtigkeit, Auswahl, und Zierlichkeit seiner Schreibart sowohl in Versen, als in Prosa. Alle loben überhaupt, obgleich mit einiger Einschränkung und Ausnahme, seine Henriade, als das erste, und einzige epische Gedicht, das die französische Nation in ihrer Sprache hat. Aber seine andern Werke sehen wir von einem Haufen Kritiken und Censuren angegriffen. Wir hören hin und wieder sagen, daß er in seinem Versuch über die Universalhistorie in 1000 Irrthümer gefallen ist, daß er entweder aus Unachtsamkeit, oder manchmal aus besondern Absichten und Bewegungsgründen, die wahre Beschaffenheit der Sache und den Charakter der Personen verändert hat, daß seine Kritik immer partheyisch, seine Philosophie seichte, oder irrig, daß sein beständiges Predigen der Menschlichkeit und Toleranz, Betrügerey, oder wenigstens nichts neues ist, weil seine so hoch gerühmte Menschlichkeit, auf die sich seine Lobreden gründen, ein bloßes Skelet oder Schatten derjenigen ist, welche jeder mittelmäßige Christ durch das Wort: Liebe versteht, und ausdrucket, daß man mit

(*) S. Vicende della litteratura. c. I. 2. 6. 8.

mit einem Worte, aus allen dem angenehmen, was uns loht, und verführt, viel weniger lernt, als aus unzählich andern Büchern, besonders nach Proportion der Zeit, die man darauf verwendet.

Was sollen wir nun indeß thun? Sollen wir nach dem Urtheil so vieler Widersprecher und Zabler die Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe des Hr. von Voltaire bezweifeln, oder sollen wir uns an ihn selbst halten, der nie Unrecht haben will, der alle diejenigen schimpft, schmätzt, und verlacht, die ihn nicht loben und als einer Gottheit und einem Drakul folgen, und alle diejenigen als Leute von wenig Geist und als Pedanten behandelt, die sich unterstehen ihm zu widersprechen? Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß er denen, die schon aus andern Quellen die Dinge wohl gefaßt haben, nützlich seyn kann, nicht allein, weil man in diesem Fall weniger Gefahr läuft, falsches und Irthümer aus seinen Schriften einzusaugen, sondern auch, weil man einige nützliche Sachen besser aus ihm lernen wird, welche einem sonst leicht entwischen, und nicht den gehörigen Eindruck auf denjenigen machen, der in solchen Materien noch unerfahren ist. Aber das, was zu unsern Vorhaben mehr dient, ist, daß ihm ja niemand nachzuahmen suche, ausgenommen in solchen Dingen, welche ihm allgemeinen Beifall gebracht haben.

Man

Man kann noch eine andere Regel geben, um von den neuern Schriftstellen zu urtheilen. Man vergleiche ihre Art zu schreiben mit dem Muster der alten Schriftsteller; man suche zu erfahren, was andere Nationen und Provinzen davon denken, wo man weiß, daß die Wissenschaften blühen, wo gute Kritik herrscht, wo niemand sich untersteht zu sagen, daß daselbst der gute Geschmack erloschen sey; man untersuche, ob das, was unsere Landsleute billigen und loben, auf gleiche Weise auch von Fremden gebilliget und gelobt werde. So konnten die Franzosen des vorigen Jahrhunderts unsere Vorfahren für Anstreckung bewahren, und den guten Geschmack in Italien erhalten. Aber auch in diesem Stück muß man sich in gewissen Grenzen halten. Ich habe viele gekannt, die, weil sie sich unmaßig in die Kenneniss guter Bücher verliebt hatten, über diesen Bemühungen diejenige Zeit verdarben, die sie weit besser würden angewendet haben, wenn sie nur ein einziges recht durchstudiert hätten, und anstatt Gelehrte zu werden, wurden sie bloße Bücherkenner (Bibliologi). Wenn das Faktum richtig ist, wie einige glauben, daß unsere Alten vor Erfindung der Buchdruckerkunst weit gelehrter und gründlicher gewesen wären, als wir, die wir die großen Vortheile haben, Bücher von allerley Art zu besitzen, so kann man davon keinen bessern Grund angeben, als diesen: daß, weil sie genöthiget waren, eins, oder wenige Bücher lange und zu wiederholtemalen durchzulesen, indem sie nicht so leichte andere bekommen

kommen konnten, ihr Verstand und ihre Einbildungskraft desto mehr gelibt wurde, und desto mehr Stärke bekam. Daher derjenige, der sich entweder aus Noth gedrungen fände, oder freiwillig entschlossen wäre, alles, was es nur von klassischen Schriftstellern giebt, durchzustudieren, versichert seyn kann, daß er genug lernen wird. Auf der andern Seite zieht die allzustreife Bewunderung und Nachahmung dererjenigen, die man gute und alte Schriftsteller nennt, Armuth an Gedanken, Affectation und Pedanterei nach sich, welche letztere weiter nichts ist, als eine blinde und übel verstandene Anhänglichkeit an die Urtheile, und an die Arten zu denken und zu reden einer gewissen Klasse von Schriftstellern. Indes muß unser Gelehrter sich mit den größten Fleiß für dieser doppelten Gefahr hüten, entweder sich in den Zerstreungen der bloßen Bücherkenntniß zu verkeren, oder in Affectation und Pedanterei zu verfalsen, welche, wenn sie auch für die erste Erziehung der Kindheit einige Vortheile hat, dennoch die Gelehrten von reifem Alter lächerlich und verächtlich macht.

S. 5.

Von den Regeln der Kunst und von der Nachahmung.

Es giebt eine Klasse von Büchern, welche in gewisser Rücksicht etwas zur Bildung des Geschmacks der Studierenden beitragen, aber auch auf der andern

Seite

Seite ihnen eine gewisse sophistische und pedantische Denkungsart einflößen können. Das sind diejenigen Bücher, welche die Regeln und Vorschriften der Künste enthalten, z. B. der Dichtkunst, der historischen, und Redekunst. Zu sagen, daß diese Bücher durchaus schädlich oder unnütze wären, würde eben so viel seyn, als meine gegenwärtige Arbeit selbst verdammen. Aber wenn ich sprach, daß sie von grosen Nutzen wären, etwas vortrefliches in der Gelehrsamkeit zu leisten, so würde ich gegen meine eigene Ueberzeugung reden. So lange die Vorschriften, es sey, in welcher Kunst, dasjenige sind, was sie ursprünglich waren, eine Sammlung von Beobachtungen über vorzügliche und berühmte Werke der Dichtkunst, und Beredsamkeit, so lange die grosen Genies und die Philosophen sich bemühen, die Ursachen anzugeben, warum ein Gedicht gefällt, oder misfällt, und warum eine Rede die beziente Wirkung thut, oder nicht thut, dienen diese Beobachtungen einem, der diese Werke lesen, oder diese Schriftsteller nachahmen will, zur Anführung. Aber wenn diese Regelverfertiger allgemeine und unverlethliche Regeln festsetzen wollen, so dienen ihre Schriften zu weiter nichts, als den Verstand einzuschränken und unfruchtbar zu machen, und demjenigen Fesseln anzulegen, der sonst mit Ruhm sich neue Bahnen eröffnet, und die gelehrte Republik mit neuen Arten von Produkten bereichert haben würde.

Es

Es ist wahr, daß die großen Genies sich wenig darnach richten, und indem sie, so zu reden, die Verdanten und Kritiker gehen lassen, dasjenige thun, was ihnen gut dünkt; und dies ist auf der andern Seite wieder eine schlimme Folge von der Strenge der Regeln! Daher wenn die Kritiker unrecht thun, die Schriftsteller verbinden zu wollen, daß sie sich immer nach dem richten sollen, was andere gethan haben, so thun gleichwohl auch diejenigen nicht recht, die sich darüber hinaus dünken, und, indem sie die Eitelkeit und den Stolz der Grammatiker verachten, auch hernach ihre nützlichen und nöthigen Belehrungen vernachlässigen. Wenn ich nun über diesen Punkt meinen Rath geben soll, so muß ich sagen, daß ein Gelehrter nicht eins, sondern auch viele Bücher von der Art lesen muß, als eine Anweisung und Hilfsmittel, desto aufmerkamer über die Werke großer Schriftsteller nachzudenken. Wenn er sich aber nun vornimmt, zu schreiben, so wird er besser thun, wenn er nur auf das sieht, wovon er glaubt, daß es nach dem Geschmack der Leute seyn werde, und nicht auf das, was die Kritiker und Regelfabrikanten erfordern.

Diese Anmerkung dient auch eine so oft aufgeworfene wichtige Frage zu beantworten: Obs besser seyn nachzuahmen, oder etwas nach seinem eigenen Kopfe zu machen? Wer die poetischen, rhetorischen und historischen Werke betrachtet, wird sicherlich finden, daß

daß kein Schriftsteller gewesen ist, der andere nicht in etwas nachgeahmt hätte, daß aber auch kein großer Schriftsteller gewesen ist, der nicht etwas Eigenthümliches angebracht hätte, außer dem, was seine Vorgänger schon geleistet hatten. Hätte man sich immer an Regeln und slavische Nachahmung binden wollen, so würden wir weder das Gedicht eines Dante, noch des Ariosto's Orlando furioso, nicht das verlorne Paradies, den *Telemaque*, den Tod Abels, Klopstock's *Messias*, Kounigs *Nachtgedanken*, nicht die Gedichte des Ossians, die Werke des Abts Metastasio, nicht so viele bürgerliche Dramata und Tragödien haben. Zum Glück sind die Kritiker und Verfertiger der Regeln, ob sie gleich sonst nicht immer untereinander eins sind, doch darinnen einstimmig, daß sie die Regeln von Exempeln hernehmen, und da man die Exempel verschiedentlich findet, so werden auch der Regeln, oder, wo nicht der Regeln, dennoch der Ausnahmen unzählige. In der Folge werden die Ausnahmen selbst Regeln, so daß die Schriftsteller immer irgend einen Kritiker auf ihrer Seite haben werden.

Drittes Kapitel.

Von der Schreibart, und von den Sprachen überhaupt.

§. I.

Woher es komme, daß die guten Schriftsteller so selten sind.

Das seltenste und schwerste Talent, und gleichwohl für diejenigen das notwendigste, die andere entweder als Schriftsteller oder durch akademische Vorlesungen, oder durch Anweisungen, und ganze Traktate, die sie in die Feder diktiren, unterrichten wollen, ist eine leichte und reine Schreibart. Homer und Plato, sagt La Bruyere, Horaz, Virgil übertreffen die andern Schriftsteller blos durch ihre Ausdrücke und Bilder, und der Tragödienschreiber Racine, dünkte sich dem Pradon nur dadurch überlegen zu seyn, daß er das Schreiben verstunde (*). Darauf müssen demnach die Gelehrten ihre Sorgfalt und Fleiß vorzüglich richten.

Die Lehrer der Beredsamkeit sagen (**), der beste Lehrmeister im Schreiben, und das einzige Mittel

(*) Marmontel Poétique Franç. c. 4.

(**) Stilus optimus dicendi magister. Cic. de orat. L. I. Quintil. L. X. c. 3.

Mittel seine Schreibart zu bilden, sey die Uebung: sie sagen uns, um eine schöne und zierliche Schreibart sich zu erwerben, müsse man Anfangs wenig schreiben, aber desto sorgfältiger; eine Regel, die höchst vernünftig und bey dem ersten Anblick ganz leicht, aber in der That und Ausübung sehr schwer ist. Die Anstrengung des Geistes ist vielleicht dem Menschen weniger natürlich, als die Arbeit des Körpers, wovon man zum Beweis bemerken kann, daß die Kinder sich weit lieber zu jeder körperlichen, selbst etwas beschwerlichen Verrichtung bequemen, als zu Beschäftigungen des Verstandes und zum Studieren. Dem ohngeachtet erschüttert die natürliche Wißbegierde, das Verlangen oder der Stolz sich durch die Wissenschaften empor zu schwingen, die natürliche Trägheit, und bewegt viele die Studien gutwillig fortzusetzen, die sie gezwungen angefangen hatten. Bey alle dem sind deren nur sehr wenige, die man, so bald sie die Schulklassen durchgelaufen sind, wo sie genöthiget waren gewisse Aufsätze zu machen, in solchen Uebungen fortfahren sieht. Lesen und Lernen führt gewissermaßen einen gegenwärtigen Gewinn bey sich, durch das innere Vergnügen, etwas zu wissen, und durch die nahe Erwartung, in dem Umgang mit andern uns damit sehen zu lassen. Aber so bald die Rede davon ist, etwas zu schreiben und aufzusetzen, so ist die Beschäftigung anfangs dürre und trocken, und wird weder von dem innern Vergnügen, noch durch Hoffnung gelobt zu werden,

den, belebt; daher betrachtet man die Ehre, ein Buch drucken zu lassen, die dem Vergnügen, seine Kenntnisse in vertrauten Unterhaltungen auszukramen, gleich käme, als etwas unwahrscheinliches und entferntes.

Gleichwohl erfordert die Sammlung der Materialien, die Anordnung der Begriffe in dem Verstande, die Erfindung der Worte, um sie auszudrücken, das Reflektiren, die Ordnung ändern, wo nöthig, alles von neuen umschmelzen, neue Worte, und neue geschicktere Wendungen suchen, dem Vortrag Nachdruck, Deutlichkeit und Leichtigkeit geben, alles dieses erfordert mühsame und verdrüssliche Anstrengung, und nicht gemeine Duldsamkeit. Daher kommt, daß die Zahl der guten Schriftsteller niemals der Zahl der Gelehrten gleich ist, weil den meisten gerade ein gewisses, ich weiß nicht, was, mangelt, welches macht, daß man gerne liest, und welches die eigenthümliche Wirkung der Beredsamkeit, einer schönen und leichten Schreibart ist, die man sich bloß durch langes und fleißiges Ueben im Schreiben, und durch genaue Verbesserung des geschriebenen erwirbt. Daher kann man sicherlich von jeder Gattung Schriftsteller dasjenige sagen, was Horaz von den Poeten zu seiner Zeit sagte (*), daß wenige gut würden, weil die meisten von ihnen

die

(*) — — — Si non offenderet vnum
Quemque poetarum limæ labor mora. Ep. ad Pis.

die Mühe und den Verdruß scheueten, welcher doch erfordert würde, ihre Schriften wieder durchzugehen und zu feilen. Auch giebt es viele, die sehr leicht kleine poetische Aufsätze sehr zierlich und artig schreiben, da hingegen nur wenige sich finden, die einen etwas längern Vortrag auch nur in Prosa mitelmäßig niederzuschreiben im Stande wären.

Und wer weiß nicht, wie viel schwerer es ist, in Prosa, als in Versen zu schreiben. Der Unterschied rührt daher, daß die Harmonie des Verses gewissermaßen dem Schriftsteller zur Ermunterung und zur Erleichterung dient, und ihn reizt, seinen Aufsatz wieder durchzulesen, und wieder drüber nachzudenken, und folglich daran zu feilen, so wie aus eben dieser Ursache des Sylbenmaases und der Harmonie, Verse sich leichter auswendig lernen lassen, als Prosa. Man sehe hinzu, daß man häufiger Gelegenheit hat, kleine Gedichte herauszugeben, und daß man, nach einer allgemeinen Gewohnheit nicht nur in Privatgesellschaften, sondern auch in den Versammlungen einer Akademie öfterer ein Sonett, einen Gesang, ein Terzett, einen Brief in Versen ablieft, als einen raisonnierenden prosaischen Aufsatz. Die Gelegenheit, die daher entsteht, die Urtheile anderer zu hören, zu verbessern, zu verschönern, sich Unterscheidungskraft, Bonfens und guten Geschmack zu erwerben, würde hinreichend seyn, viele gute Dichter zu machen, wenn das natürliche Ge-

E 3 nie,

nie, das dazu erfordert wird, dem Fleiß entspräche, welcher mit weniger Anstrengung auf die Kunst verwandt wird. Und endlich müssen wir gestehen, daß für uns Italiäner insonderheit es weit leichter ist, für den, der Geschmack dazu hat, eine Auswahl gutgeschriebener poetischer Bücher zu treffen, als von guten prosaischen Büchern für denjenigen, der wichtige und ernsthafte Materien behandeln will.

§. 2.

Von den verschiedenen Sprachen, deren man sich in Schriften bedienen kan, und zuerst von der Lateinischen.

Um deswillen werden wir uns in eine Abhandlung über die Natur unsrer Sprache, und über die Wahl der Schreibart einlassen müssen. Vorher aber ist zu bemerken, daß ein Gelehrter, er sey, wer, und von welcher Nation er wolle, der sich vornimmt zu schreiben, bey der Wahl der Sprache, deren er sich bedienen soll, selten unter mehr, als zweyen zu wählen haben wird, nemlich der lateinischen, als der allgemeinen Sprache der Gelehrten, und der lebenden Sprache seines Landes. Es ist wahr, daß, da die französische Sprache heutzutage so allgemein durch ganz Europa verstanden wird, ein Teutscher, Holländischer, Flamändischer, oder auch Italiänischer Gelehrter den Einfall haben könnte, lieber Französisch, als in seiner

Mutter-

Muttersprache zu schreiben (*). Ich unternehme es hier nicht, die Umstände, und besondern Gründe zu untersuchen, die einen Schriftsteller bewegen können, vielmehr die eine, als die andere dieser Sprachen zu gebrauchen. Ueberhaupt aber schreibe ieder in derjenigen Sprache, zu der er von Natur am meisten aufgelegt, oder darinnen er am meisten geübt ist, wenn es nur eine vollkommene, und bereits in Schriften und Büchern gebrauchte Sprache ist. Und in Aufsehung derjenigen, die sich eben so stark in der lateinischen, als in der Muttersprache fühlen, könnte man die Regel festsetzen: daß sie in Schriften blos für Gelehrte, und von solchen Materien, die durchaus nicht für den großen Haufen sind, sich lieber der lateinischen Sprache bedienen sollten. Und Hr. Sabroni that wohl, daß er die Lebensbeschreibungen berühmter Italiänischer Gelehrten in dieser Sprache schrieb, weil solche particuläre Geschichte meist von studierenden Personen, und solchen, die das lateinische verstehen, gelesen werden. Wenn sie aber für jede Klasse von Personen, die nicht ganz unwissend sind, schreiben wollen, so würde es besser seyn, sich der Muttersprache zu bedienen. Denn einmal wird in diesem Fall diejenige Anzahl der fremden Gelehrten, die es im Original lesen können, durch eine

E 4

größere

(*) So machte es ein gelehrter toskanischer Edelmann (Msr. Bertolini) in seiner Schrift: über den Geist der Gesetze.

größere Anzahl von Landsleuten des Schriftstellers ersetzt, die es nun eher in der Muttersprache lesen werden. Wird es sodann würdig befunden, auch ausserhalb des Landes gelesen zu werden, so wird es ihm in keinem Theil Europens an Uebersetzern fehlen. Aber um blos von der Lateinischen Sprache zu reden, so ist die Frage: Ob man unter den alten Schriftstellern blos denjenigen folgen soll, die im Zeitalter des Cicero schrieben? Ich würde am liebsten antworten, daß man einen Mittelweg treffen könne, nemlich daß man ihn in der Konstruktion der Redensarten, im Numerus, und so viel, als möglich, auch in einzelnen Worten zum Muster nähme. Es ist gut, daß in solchen Materien, die mit denen, die Cicero behandelt hat, einige Verwandtschaft haben, der Vortrag, im Ganzen genommen, Ciceronianisch sey, und daß man in historischer Schreibart einen Cäsar und Sallustius nachahme. Aber warum will man sich so sehr binden, daß man sich nicht untersteht andere Ausdrücke zu brauchen, als diejenigen, die diese Schriftsteller, und ihre wenigen Zeitgenossen, gebraucht haben. Warum sollen wir uns nicht eben so gut, wo es sich schickt, der Worte und Redensarten eines Quintilians, Plinius, und Quincus Curtius bedienen dürfen, wenn sie eben so verständlich, oder noch verständlicher sind, als die Ausdrücke eines Cicero, oder Cäsars?

Es ist wahr, wenn man es recht genau nimmt, so könnte es disharmonisch und häßlich scheinen, eine aus
zwey

zwey Jahrhunderten gemischte Sprache, und, so zu sagen, zweyerley Sprachen zu reden; indem man wohl weis, daß die römische Sprache zu den Zeiten des Antonius von derjenigen sehr verschieden war, die zu den Zeiten des Scipio, Lilius, oder in den ersten Jahren des Augusts geredet wurde. Allein Castelvetro (*), und nach ihm der Cardinal Pallavicino (***) haben sehr richtig bemerkt, daß, da die lateinische Sprache in der That in so ferne ausgestorben ist, daß sie nicht mehr gesprochen wird, und nur noch im Verstande, und in der Feder der Schriftsteller lebt, alle ihre Schönheit gegenwärtig blos von der Meynung, und dem Gefühl derer abhängt, die sie noch heutzutage verstehen, oder im Schreiben brauchen, und keineswegs vor dem ächten ehemaligen Gebrauch, und Sinne der alten Lateiner, die sie selbst sprachen. Das Lateinische ist heutzutage blos unter den Gelehrten gebräuchlich, bey welchen alle die Wörter, die man in den Schulen lernt, und die in die Lexica und Wörterbücher aufgenommen worden sind, sie mögen beym Plautus, oder Martial, beyh Varro, oder Nulus Gellius vorkommen, eine einzige Sprache ausmachen, ob sie gleich niemals zusammen in dem Munde ein und eben derselben Person befindlich gewesen sind.

E 5

Man

(*) L. I. giunta 13.

(**) dello stile c. 27. n. 9.

Man kennt die Satyre, in welcher Erasmus sich über solche steife Nachahmer des Cicero lustig macht, die er im Grunde Esel nennt (*). Und mit Recht spottete er über den Longolius, der, weil er durchaus keine andere, als Ciceronianische Redensarten brauchen wollte, auch keine andere Ideen fassen konnte, als die sich beyhm Cicero fanden (**). Erasmus (**), dem niemand Leichtigkeit, Klarheit, und Lebhaftigkeit der lateinischen Schreibart abspricht, sammlete zuverlässig den Reichthum, der bey ihm so gros, und mannigfaltig ist, aus allen lateinischen Schriftstellern, vom Plautus bis auf Makrobius und Aulus Gellius. Und ob sich gleich nicht der Schmuck, und das Strömende und Wallende des Cicero bey ihm findet, so hatte er doch auch unter den Gelehrten seine Nachahmer, und Nachfolger. Noch mehrere hatte in Ansehung der Schreibart Marcus Antonius Muretus, der sich gleichwohl kein Bedenken machte, die lateinischen Worte und Formen von jedem Schriftsteller der drey Jahrhunderte anzunehmen, in welchen diese Sprache dauerte. Selbst Facciolatus, der noch zu unsern Zeiten wegen seiner zierlichen lateinischen Schreibart so berühmt ist, verschmähte die Redensarten des Apulejus

(*) Erasmi colloqu: *Echo.*

(**) *Ebend. Cicero.*

(***) *S. Cleve Biblioth. Choise. Tom. IV. p. 363.*

jus nicht, wenn sie ihm zu statten kamen (*) Doch wir müssen diese Materie von allem Schwankenden und Unbestimmten befreyen.

S. 3.

Unterschied zwischen Sprache und Schreibart.

Dieser Schriftsteller, höre ich manchmal sagen, hat ohnerachtet seiner lateinischen Worte, und Syntax, dennoch nicht lateinisch geschrieben (latine) jener, heißt es, hat ohngeachtet toskanischer Worte und Konstruktionen, dennoch nicht toskanisch geschrieben. Was macht denn sonst eine Sprache aus, als Worte, Redensarten und Syntax? Ist das nicht eben so viel, als wenn man sagen wollte: Sokrates, und Xenophon haben nicht Griechisch geschrieben (Graece) weil sie nicht wie Thucydides schreiben, oder: Plinius, Tacitus, Virgil, Tibull, Ovid, haben nicht lateinisch geschrieben (latine) weil sie nicht, wie Varro, und Cäsar, wie Lukrez, und Terenz geschrieben haben? Wir müssen demnach Sprache und Schreibart eben so von einander unterscheiden, wie Grammatik und Rhetorik von einander verschieden sind; denn die Grammatik hat das nemliche Verhältnis zur Sprache, als die Rhetorik zur Bildung des Styls. Und obgleich die Schreib-

(*) *Ab Apuleji Latinitate non abhorruit, sagt Angelo Fabroni in vit. Italorum, doctrina excellentium. Decad. III. unter Facciolati p. 316.*

Schreibart niemals ohne Beobachtung des eigenthümlichen Gebrauchs der Wörter, und der grammatischen Regeln gut seyn kan, so trifft es doch oft, daß bey aller Reinigkeit der Sprache dennoch die Schreibart sehr unglücklich und schlecht ist. Denn die Schönheit der Schreibart entspringt aus den Gedanken selbst, aus der Klarheit, aus der Uebereinstimmung mit dem Inhalt; Dingen, die außer dem Bezirk des Idiotismus der Sprache und der grammatischen Regeln liegen.

Daher kan es oft kommen, daß man aus einer Art von Schriften die Sprache, aus andern, und zuweilen selbst aus denen, die nicht in den Sprachen geschrieben haben, die wir zu brauchen willens sind, die Schreibart lernen muß. So können wir Italiäner aus einem Giovanni Villani, aus Passavanti, aus dem Uebersetzer des Pietro Crescenzi (*), aus Pulci, die Sprache, aber nicht die Schreibart lernen. Aus Petrarca, und Boccaccio, sowohl Sprache, als Schreibart. Aus Xenophon, Isokrates, ob diese gleich Griechen sind, aus Plinius, Seneka, ob sie gleich Lateiner sind, und eben so aus vielen französischen Schriftstellern können wir eine gute Schreibart, aber nicht die Sprache lernen. Denn die Sa-

(*) Es ist hier gemeint: Volgarizzamento del Trattato dell' Agricoltura di Pietro dei Crescenzi, aus dem 14ten Jahrhundert.

ben, und Eigenschaften, die zur Klarheit, und zum gehörigen Ausdruck der Schreibart erfordert werden, sind in Ansehung aller Sprachen die nemlichen. Aber nicht alle Sprachen haben die nemlichen Wörter, oder die nemliche Grammatik. Daher kan man die Regeln des Stils, und gewisse Belehrungen über den Charakter der Schreibart, nach Verschiedenheit des Subjekt, auch von solchen lernen, die davon mit Rücksicht auf eine andere Sprache, als die wir gebrauchen wollen, gehandelt haben. Aristoteles, Demetrius, Hermogenes, und Longin, ob sie gleich Griechische Schriftsteller sind, leisten doch nach denen, die in den neuern Sprachen schreiben, außerordentliche Dienste. Und wir Italiäner können diese Regeln von Mfr. Marfais (*), und vom Abt Condillac (**), lernen, so wie die Franzosen umgekehrt von unserm Pallavicino, der einen besondern Traktat darüber geschrieben hat. Aber das Genie der Sprache, in der man schreiben will, kan man aus keinem andern, als denen Schriftstellern lernen, die darinnen mit allgemeinem Beyfall geschrieben haben.

§. 4.

(*) *Du Marfais Traité des tropes.*

(**) *Condillac Cours d'Etudes pour l'instruction du Prince. Tom. II. l'art d'écrire.*

Ueber die Schwierigkeiten, in den neuern lebenden Sprachen gut zu schreiben.

Jetzt werde ich etwas behaupten, welches manchen paradox, und unglaublich vorkommen muß, nemlich, daß es weit schwerer und mühsamer sey, in irgend einer der neuern Sprachen gut und mit Beyfall zu schreiben, als in der lateinischen.

Zu dem Ende müssen wir bemerken, wie alle diese Sprachen durch einen Zusammenfluß von mancherley Umständen aus andern älteren Sprachen entstanden sind, und sich gebildet haben, da sie nemlich wegen Verschiedenheit der Aussprache, oder durch Unwissenheit des gemeinen Mannes, der sie sprach, allmählig verändert, oder verdorben wurden. Man fieng darauf an, sie in dieser veränderten Gestalt in den gewöhnlichsten und im gemeinen Leben vorkommenden Aufsätzen zu gebrauchen, z. E. in Kontrakten, Kanzelreden, in vertraulichen Briefen, Liebesliedern, andern Gesängen, und Erzählungen. Was anfangs aus Noth, oder aus Scherz geschehen war, wurde einigen Bewegungsgrund, es mit Fleiß und vorsätzlich zu thun. Die Dichter, und Romanenschreiber hatten nicht genug an den Ausdrücken, die der gemeine Mann brauchte, sondern schufen neue, die sie entweder aus bekannten Wörtern ableiteten, oder aus fremden Sprachen aufnahmen.

Durch

Durch ihre Aufsätze, die von den Leuten mit Vergnügen gelesen wurden, kamen solche neue Wörter in die Sprache des gemeinen Lebens, und auf der andern Seite entstanden durchs Kommercium, durch die Cultur der Künste, und mit dem Wachsthum der Gesellschaft, andere Ausdrücke in der Sprache des gemeinen Lebens, welche in die Gedichte und Romane übergingen. Als nun nach einiger Zeit die gewöhnlichen Schriften und Bücher sich so vermehrt hatten, daß die darinnen vorkommende Sprache zureichend schien alle Arten von Gedanken darinnen auszudrücken, so fieng man an mit allgemeiner Einstimmung, nach diesen Schriftstellern die Sprachregeln festzusetzen, und in ihren Schriften suchte man hernach beständig das Naturel und Genie der Sprache. Aber dieses Genie erhielt sich in der Folge mehr oder weniger, nach Maasgabe der politischen Revolutionen einer jeden Nation, und je nachdem eine solche Sprache aus einfachern, oder aus gemischten Quellen entstanden war. Die Englische z. B. hatte ihre Wörter theils von den alten Britten und Lateinern, theils von den Dänen und Normännern; die französische, nachdem das alte Celtische sich ziemlich unter dem Lateinischen verlohren, und hernach wieder eine Vermischung aus der Sprache der Franken und anderer mitternächtlichen Völker erhalten hatte, bekam allererst durch die sogenannten Troubadours in der Provence (*),

her-

(*) Troubadours waren Sänger des 12, 13, 14ten Jahrhunderts

hernach von den italiänischen Schriftstellern ihre Form. Beide Sprachen mußten aber noch manche Veränderungen durchgehen, ehe sie in die jezige Form kamen.

Aber

Jahrhunderts. *Histoire littéraire des Troubadours*, (von St. Palain) Paris 3 B. 8. 1774. Sie wurden von den Italiänern *Trovatori*, Erfinder genannt, so ferne die italiänische Dichtkunst diesen Provenzalen ihren Ursprung zu danken haben soll. Ein gewisser *Canonicus*, *Peter Cardinal*, legte sein *Canonicat* bey der Hauptkirche seiner Stadt nieder, um seinen Hang zur Profession eines *Troubadours* nachzugehen, so wie zu den Zeiten der *Meistersänger* mancher Schwärzer sein Handwerk darüber liegen lies. Das Komische dieser Dichter fällt zuweilen ins *Blasphemische*. In der angeführten *Histoire littéraire des Troubadours* sieht ein Aufsatz von diesem Manne, den er am jüngsten Tage, falls er verdammt werden sollte, Gott eine *Bittschrift* überreichen wollte. Gott, sagte er unter andern, habe sehr Unrecht, wenn er sein *Paradies* nicht so sehr bevollern wollte, als möglich wäre, und ihn könne er ja auch darzu so gut, als jeden andern gebrauchen. *Petrus* solle wissen, daß an einem *Hofe* das *Thor* immer für jedermann offen stehen muß. Sollten alle *Stricke* zerreißen, so wollte er Gott eine *proposition* fort konnetten thun: *Renvoyez moi, d'ou vous m'avez tiré.* Ich hätte doch nicht gewünscht, wenn du mich nicht in die Welt gesetzt hättest. Er schließt damit, daß er die *Jungfrau Maria* bittet, mit ihrem *Hn. Sohne* zu sprechen, damit er nicht geübelthiget sey, es so weit kommen zu lassen.

Aber die italiänische Sprache, die ohne Zweifel unmittelbar aus der lateinischen entstanden ist, (nicht, wie sie die Gelehrten zu den Zeiten des *Cicero* und *Augustus* schrieben, sondern wie sie das gemeine Volk in *Italien* sprach, besonders, nachdem sie sich mit der Sprache der barbarischen Völker des 5ten, 6ten, und 7ten Jahrhunderts vermischt hatte,) erlangte ihre Vollkommenheit und ihre bestimmte Form weit früher, und man darf sicher behaupten, daß sie seit fünf oder sieben bis achthundert Jahren im Grunde keine wesentliche Veränderung erlitten hat. Die deutsche und spanische sind noch wenigern Veränderungen unterworfen gewesen. Und dies geschah aus mancherley Ursachen, da beyde einen ganz verschiedenen Ursprung und Anfang hatten.

Man muß nicht vergessen zu bemerken; daß *Völker*, die mit einander handeln, oder sonst Umgang haben, bald mehr, bald weniger, von einander gewisse *Nebensarten* annehmen, welche zuweilen barbarischen, zuweilen lateinischen Ursprungs, aber immer eher in einer, als der andern neuern Sprache gangbar worden sind. Dergleichen *Aufnahmen*, oder *Wiedereinführungen* gewisser Wörter sind im Italiänischen so gut, als in jeder andern Sprache, vorgefallen. Und daher entspringt sogleich, außer dem obigen Hinderniß, die erste Schwierigkeit, die sich demjenigen darstellt, der den Vorzug sucht, dem *Genie* der Sprache gemäß und

zierlich zu schreiben; indem es nicht allemal so leicht ist, mit Gewisheit zu sagen, wenn dies oder jenes Wort gehörig autorisirt worden sey, noch auch, wer das gehörige Ansehen gehabt habe, es zu thun.

Wors erste giebt es in allen Sprachen, die von Schriftstellern gebraucht werden, und die man gelehrte Sprachen nennen könnte, neue und alte Schriftsteller. Und daraus entsteht die erste Bedenklichkeit, nemlich: ob die Wörter, und Formen, die man brauchen will, noch im Gebrauch, oder veraltet sind. So hat z. E. ein Debante, oder Sophist, der über einen Aufsatz in Versen, oder in Prosa urtheilen will, immer gleich so etwas in Bereitschaft: — Petrarca würde dergleichen Worte nicht gebraucht haben. — Boccaccio — Casa — haben sich dieses Wortes, dieser Redensart, nie bedient.

Hernach ist in allen großen Ländern und Reichen Europas, z. E. Italien, Frankreich, Teutschland, Engelland, Spanien, immer eine Stadt, oder Provinz, die den Vorzug haben will, durch ihren Dialekt der Sprache zuerst die Form gegeben zu haben, die hernach auch in andern Provinzen eben derselben Nation allgemein worden ist. So rühmen sich dessen in Ansehung der Italiänischen Sprache Toscana und Florenz, in Ansehung der Teutschen Sachsen, und Calilien in Ansehung der Spanischen. Daher beständiger

diger Streit und Ungewisheit. Daher so viele ekelhafte und verdrüssliche Fragen. Denn sobald man ein Wort oder Redensart außer den ordentlichen und gewöhnlichen braucht, so steht man immer in Gefahr auf einen zu stoßen, der uns deswegen tadelt, und behauptet, dieses Wort, oder diese Redensart sey nicht gut Toskanisch, nicht gut Sächsisch, oder Castilianisch. Und ich erinnere mich oftmals Gelehrte, die nicht eigentliche Engelländer, sondern Irländer waren, gesprochen zu haben, die sich unterstuden in den Schriften des Herrn Summe Schottische Ausdrücke zu tausenden zu finden, welches eben so viel wäre, als wenn sich jemand rühmte, Lombardische Ausdrücke in Italien, und Normännische in Frankreich zu finden.

Endlich findet sich fast in allen gesitteten Ländern hier eine Hauptstadt, ein Hof, und dort eine gelehrte Gesellschaft, oder Akademie, die in Ansehung der Sprache Schiedsrichter seyn will. Daher trifft es oft, daß gewisse Wörter und Redensarten entweder von einem Hofmann, aus dem Grunde, daß es keine höflichen und schicklichen Ausdrücke sind, weil sie Personen aus der großen Welt nicht brauchen, oder von einem Gelehrten verworfen und kritisiert werden, welcher behaupten wird, daß das keine Ausdrücke im guten Sprechen sind, weil sie nicht von der Akademie angenommen und gebilliget, auch nicht von angesehenen Schriftstellern gebraucht worden sind.

Es sind ja zur Schande der Wissenschaften die Widersprüche bekannt genug, welche Tasso und Corneille, jener von der Akademie della Crusca, dieser von der Französischen, erdulden mußten. Der Streit des Juretiére mit der nemlichen Akademie, deren Mitglied er war, machte dieser Art von gelehrten Tribunalen nicht mehr Ehre.

In Teutschland und Italien kömmt zu diesen Schwierigkeiten noch eine andere, die die Lage eines Schriftstellers in der Muttersprache weit beschwerlicher macht, als in andern Ländern. Denn da in Frankreich, Engelland, Spanien, ein einziger Hof ist, von welchem alle Provinzen dieser Monarchie beherrscht werden, so ist es leicht und natürlich, daß die Redensarten, die man am Hof, und in den Parlamenten braucht, oder deren sich bewährte und angesehene Schriftsteller, die in der Hauptstadt wohnen, in ihren Schriften bedienen, sich durch das ganze Reich verbreiten, und der Sprache des ganzen gestitteten und polirten Theils der Nation einerley Anstrich geben. Hingegen in Teutschland können Sprache und Ausdrücke der Höfe, und Tribunale zu Wien, oder Dresden, von denen zu Berlin, Hannover, und München sehr verschieden seyn, wie es auch wirklich ist. Und die freyen Reichsstädte der Kraiße brauchen sich in ihrer Sprache nicht nach den Schweizer Cantons, und andern Herrschaften in der Schweiz zu richten, und eben so wenig umgekehrt diese nach

nach jenen. Und gleichwohl kan es kommen, weil die teutsche Sprache einen weit einfachern Ursprung hat, als die andern, daß natürlicherweise in den Worten und Redensarten verschiedener Provinzen noch immer mehr Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung ist.

Aber in Italien hat die Sprache des toskanischen Hofes, der Tribunale, der Akademien, und Gesellschaften zu Florenz keinen bestimmten Einfluß auf die Provinzen des Neapolitanischen, oder Piemontesischen Staats, und die Sprache des Hofes zu Rom hat keinen so ausgebreiteten und direkten Einfluß, als Paris, London, und Madrid auf die von der Hauptstadt noch so entlegenen Provinzen. Und wer Italien besucht, oder die Nachrichten, Constitutionen, Verordnungen, und andere mit öffentlicher Autorität abgefaßten Schriften aus den verschiedenen Staaten lieft, in welche Italien getheilt ist, wird leicht finden, wie verschieden die gewöhnlichsten Nahmen obrigkeitlicher Personen, bürgerlicher Aemter und Berrichtungen, und die im gemeinen Leben und in den Künsten so häufig vorkommenden Ausdrücke von einem Gebiete zum andern sind.

Den Gelehrten und Schriftstellern selbst wird es zehemmal schwerer ihre Gedanken einander mitzutheilen, und ihre Schriften in den verschiedenen Theilen Italiens zu verbreiten, als es französischen und englischen Schriftstellern wird, sich, ich will nicht sagen, blos in

Frankreich und Großbritannien selbst, sondern sogar in Italien und Teutschland bekannt zu machen.

Mitten unter diesen Schwierigkeiten, und bey so verschiedenen Behauptungen der Höfe, der Akademien, derer, die sich nach den Alten richten wollen, und derer, die das Neuere suchen; bey den Streitigkeiten mehrerer Provinzen, deren jede auf Vorzug und Oberhoheit in Ansehung einer Sprache, die doch von allen gemeinschaftlich gebraucht wird, Anspruch macht, bey der so großen Verschiedenheit der bürgerlichen und geschichtlichen Sprache in den verschiedenen kleinen Staaten; bey so harten Fesseln, und so großen Hindernissen, die sich dem gelehrten Kommercium, besonders in Abseht der Bücher und Schriften, in Italien entgegenstellen, wie ist da ein Gelehrter im Stande so zu schreiben, daß er in allen Provinzen, darein die Nation vertheilt ist, verstanden werde, und Beyfall finde? Wie ist es möglich, seiner Schreibart diejenige Form zu geben, daß er, wo nicht allen durchgängig, (denn das ist nicht möglich, so verschiedenen Geschmack zu befriedigen) doch wenigstens dem größern, oder dem bessern, und vernünftigsten Theil Wenige leiste?

Lasset uns demnach dieses als eine Maxime, und unveränderlichen Grundsatz, als die sicherste Regel annehmen, daß man weder blos aus den alten Schriftstellern, noch auch blos aus den neuern, nicht von den Höfen

Höfen (ausgenommen in dem Verstande, wie wir uns hernach gleich darüber erklären werden) nicht von den Akademien, (ausgenommen bis auf einen gewissen Grad, und mit bescheidener Freyheit) nicht von der Stadt allein, welche Mutter und Säugamme der Sprache seyn will, sondern aus allen diesen Quellen, oder aus einem guten Theil derselben, zusammen genommen, vermittelst einer guten Beurtheilungs- und Unterscheidungskraft, diejenige Sprache lernen und auswählen müsse, die man in Schriften und Büchern gebrauchen soll.

Sicherlich lernte Cicero das Lateinische nicht von seinen Klienten, oder von den Freunden des Diktator Sylla. Eben so wenig Quintilian und Plinius am Hofe des Domitians. Pascal, Bossuet, und Genelon lernten die Schreibart, die wir in den lettres provinciales, im Discours über die Universalhistorie, und im Telernaque finden, und eben so wenig Peter Nikol die Schreibart in seinen moralischen Versuchen, nicht von dem Volk, oder dem Hof zu Paris. Es ist wahr, daß der Umgang mit der Welt und der guten Gesellschaft, und die Lektüre neuerer Schriften gelehrte Schriftsteller vor dem affektirten, schwerfälligen, scholastischen und pedantischen Wesen bewahret, welches das bloße Lesen uns einflößen könnte, und die Schreibart von dem Roste reiniget, der sich von der Lektüre der Alten allein anhängen könnte. Aber auf der andern Seite kan auch

das Lesen der Alten ein heilsames Gegengewicht wider die ausschweifende Flüchtigkeit und Leichtgläubigkeit werden, die der Umgang, und das umherflatternde, flüchtige Wesen der so genannten Leute von guten Ton, und insbesondere der Frauenzimmer nach sich zieht, welche auf die gewöhnliche und gangbare Sprache einen so großen Einfluß haben.

Die Erfahrung zeigt uns noch beständig an vielen Beispielen, daß in allen Ländern diejenigen Schriftsteller, die ihre Sprache bloß in der Gesellschaft der Lesenden lernten und bildeten, nicht einmal von diesen selbst allgemein geschätzt und mit Beyfall aufgenommen wurden. Aber wer wollte uns durch alles dieses bereuen, und zu verstehen geben, daß Cicero, Sallustius, Cäsar, Tibull und Virgil, und andere Schriftsteller im Zeitalter des Augustus sich nicht unterstanden hätten, andere Wörter zu brauchen, als die sie in den Schriften des Cato, in den Annalen des Linnius, in den Komödien des Plautus und Terenz, oder in den Schriften des Lucretius fanden? Lesen wir nicht selbst deutlich beyhm Cicero und Horaz selbst, wie sie so gut, als andere gute Schriftsteller, ihre Muttersprache mit neuen Wörtern bereichert haben?

Und finden wir nicht im Quintilian, der doch ein so belesener, und den Alten so ergebener Gelehrter war, so viele Worte und Redensarten, die wir ben
den

den vorhergehenden Schriftstellern nicht antreffen? Man muß es also, als eine ausgemachte Sache, zugeben, daß, ohne Unterschied der Sprache, in der man schreiben muß, ein jeder, der allgemein gefallen will, seine Schreibart durch die Lektüre der Alten, und Bekanntschaft mit den Neuern zugleich bilden muß. Denn eine Sprache, die zu sehr nach dem Studium der Alten, oder nach der Schule schmeckt, mißfällt den Gelehrten von richtigem Geschmack eben so sehr, als den sogenannten Weltleuten.

Jetzt ist noch übrig, daß ich bestimme, aus was für Büchern, und nach welchen Regeln man aus jenen die Wörter auswählet, und die Konstruktionen einrichten lernen soll. Da ich in Italien, und für Italiäner insbesondere schreibe, so ist es meine Schuldigkeit, vom Genie dieser Sprache, und ihren Schriftstellern etwas umständlicher zu reden.

Viertes Kapitel.

Von der italiänischen Sprache.

§. I.

Ueber das Genie der italiänischen Sprache, und ihre verschiedenen Nahmen.

Die italiänische Sprache ist, wie wir kurz vorher gesagt haben (*), unmittelbar aus der verborbenen lateinischen entstanden. Alle Dialekte der verschiedenen Provinzen Italiens haben das Gepräge dieses gemeinschaftlichen Ursprungs. Denn die Grundwörter sind in allen die nemlichen. Alle haben die nemlichen Artikel, die nemlichen Präpositionen, und die nemliche Konstruktion. Der Unterschied findet sich in einigen familiären Wörtern, oder in der größern, oder geringern Vollständigkeit der Aussprache, welche einige Verschiedenheit in der Orthographie, oder, wenn man will, in der zufälligen Form, oder in der Form der Worte verursachen kan (**). Im Sprechen richtet sich ein jeder

(*) G. p. 81.

(**) Die nothwendigsten und gewöhnlichsten Wörter, z. E. Dio, Cielo, terra, aria, acqua, fuoco, fare, avere, dire, andare, stare, pane, vino, legna, olio, sind allenthalben die nemlichen, und werden selbst nur mit geringer Verschiedenheit ausgesprochen; und es ist kein Perwalter, oder, der geringste Handelsmann so unweis send,

jeder nach dem Gebrauch seines Landes. Aber im Schreiben sind wir seit 300 Jahren dahin übereinkommen,

send, daß er, wenn er nur schreiben kan, oder seinen Brief diktiren will, diese Wörter nicht auf die nemliche Art ausspreche, wie die Gelehrten, oder Toskaner, und daß er sie nicht verstehe, wenn er sie, es sey, von wem es wolle, der italiänisch redet, aussprechen hört.

Die erste zu bemerkende Verschiedenheit, die sich zwischen verschiedenen Provinzen findet, wo man nicht gewöhnlicher weise toskanisch redet, liegt nicht in dem Wesentlichen des Worts, sondern in der Weglassung der Endbuchstaben o, e, und i; einer Sache, die auch bey den Poeten, und Prosaisten sehr gewöhnlich ist, je nachdem sie es zum Numerus, oder zur Kürze des Ausdrucks bequem finden. Z. E. un, buon, ciel, andar, far, oder andâ, fâ, finj, dormj, statt uno, buono, cielo, fare, andare, u. s. w.

Der andere Unterschied betrifft die Art die Personen des praeteriti indefiniti (Indicativi), und des Imperfecti (Conjunctivi) der Verborum zu formiren. Dieser Unterschied findet sich selbst in dem Dialekt von Toskana und Romagna: andiedi, diedimo, partissimo. Es giebt, glaube ich, kein Land, wo man im gemeinen Leben die grammaticalischen Formen, deren sich die Schriftsteller bedienen, brauchte: andammo, facemmo, partimmo. Eben so: statt leggeremmo, facemmo, und s. w. sagen einige: leggeriamo, andere leggeressimo, oder leggerebbomo u. s. w. Einige pflegen zu schreiben: cercaremo, studieremo, u. s. w. Und

men, diejenige Form zu gebrauchen, welche einige vorzügliche vormalige Schriftsteller den Worten gegeben haben.

Weil aber gleichwohl diese Sprache ferner mehr mit dem einen, als dem andern der in Italien gebräuchlichen

in der That würden diese Formen mehr nach der Analogie, und grammatisch richtiger seyn, als *cerchere-mo, studieremo.*

In Ansehung der Wörter von familiären und sprichwörtlichen Gebrauch müssen freylich viele toskanische von den in andern Dialekten verschieden seyn, z. E. im Lombardischen, Venetianischen, und dem von Romagna. Aber wer weiß nicht, daß solche Wörter, welche das Nothwändich, und die Sprache des Hagelvolks ausmachen, gar sehr nicht nur von einer Provinz zur andern, sondern! von einem Flecken zum andern, ja selbst von einer Familie zur andern verschieden seyn können, ohne daß deswegen das Ganze der Sprache selbst wesentlich verändert wird. Und gleichwohl wenn man den Varchi, Berni, Pulci, und das florentinische Theater liest, so wird man finden, daß unzählige Wörter, die man für pur Piemontesisch hielt, selbst unter den Toskanern im Gebrauch sind, oder doch gewesen, und daß sie also Italiänisch sind. Z. E. *barba, barra, baratto, barletto, caviglia, greppia, manuale, micca, pecca, piota, sabbia.* Auch unzählige andere Wörter, sehr viele, und die gebräuchlichsten Sprichwörter, sind auf gleiche Weise allen Provinzen gemein. Dies sey ein für allemal bemerkt.

lichen Dialekte übereinzukommen schien, so war es eine große Frage unter einigen berühmten Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, die zu unsern Zeiten von neuen wieder rege worden ist: ob man sie die vulgäre, oder die florentinische, oder toskanische, oder italiänische, oder allgemeine, gemeinschaftliche, (*commune*) oder die Hofsprache (*cortegiana*) nennen soll?

Die Vertheidiger dieser verschiedenen Meinungen hatten, wie es meist zu gehen pflegt, alle in gewissen Verstande Recht. Denn in der That kan man diese Sprache nach verschiedenen Rücksichten ganz richtig mit jedem dieser Nahmen belegen. Man kan sie die gemeine (*vulgare*) nennen, weil sie einmals sich in dem Munde des großen Haufens befand, ehe sie in den Schriften der Gelehrten gebraucht wurde. Man kan sie die florentinische nennen, weil man unter den verschiedenen Beugungen der Nenn- und Zeitwörter, deren sich die toskanischen Völker bedienen, diejenigen angenommen hat, die die Florentiner brauchten, und weil die ersten Schriftsteller, die sie in Gang brachten, und ihr Ansehen verschafften, Florentiner waren. Man kan sie auch die toskanische nennen, weil man sie eben so wohl in andern Städten von Toskana, als zu Florenz, spricht. Sie ist auch die italiänische, indem sie seit langen Zeiten die vornehme und Gelehrtensprache in ganz Italien ist, welche gewöhnlicher weise von jedem nur einigermaßen vornehmen Italiäner verstanden und
gebraucht

gebraucht wird; daher sie auch einige die gewöhnliche oder gemeinschaftliche Sprache (commune) Italiens genannt haben (*).

§. 2.

Von der gelehrten Sprache der Italiäner.

Aber eine besondre Betrachtung scheint mir die Meynung derjenigen zu verdienen, die diese Sprache nicht die gemeine, oder italiänische, oder florentinische, oder toskanische, sondern die Hofsprache nennen (curiale, cortegiana) In der Schrift: della volgare eloquenza, welche man dem Dante zuschreibt, und welche, wenn sie auch nicht von ihm selbst, doch wenigstens aus seinen Zeiten ist, wird die Sprache, deren sich die gelehrten Italiäner bedienen, lingua curiale genannt, welches eben so viel ist, als die Hofsprache; so wie curia Romana, und Corte di Roma das nemliche bedeuten. Diese Benennung kam hernach in den ersten Lufris des XVIten Jahrhunderts wieder auf, und wurde weitläufig von einem gewissen Vinzentius Calmeta erläutert (**). Dieser in einem Traktat: della poesia volgare, nennt die poetische Sprache die Hofsprache, (cortigiana) und indem er von dieser Benennung deutlich und genau den Grund angiebt, so setzt er darüber ein System fest, welches, ob gleich nicht das einzige und gewöhn-

(*) S. Rositini Commedie di Aristofane tradotte.

(**) Giunta 10. alle prose del Bembo,

gewöhnlichste, doch wenigstens das vernünftigste und sicherste für Schriftsteller ist. Bembo und Castelvetro, die dieses Werk im Manuscript gesehen haben, haben uns davon Nachricht hinterlassen, und wir wollen sie hier fast mit den Worten des Castelvetro liefern.

Zuförderst empfiehlt er vor andern Sprachen Italiens die florentinische, verlangt, daß der Dichter sie aufs genaueste lerne, und mit möglichsten Fleiß und Beurtheilung einen Dante, und Petrarca studiere, und ermahnet ihn, sich an den Römischen Hof zu begeben, wo er weit leichter die Sprache, die er schon sowohl von Florentinern, als von den vorgedachten Schriftstellern gelernt, werde verfeinern können, so daß er das Schlechte anderer Spracharten Italiens vermeide, und das Beste, was sie noch haben, beybehalte. Der Grund, warum er gerade den Römischen Hof zur Verfeinerung der Sprache, die aus der florentinischen, und der Sprache jener zwey Dichter zusammengesetzt ist, vorschlug, war dieser: weil der Hof einer Stadt, wo ein Regent ist, weit edler spricht, als die Leute in der Provinz, oder in der umliegenden Gegend, oder das Volk selbst in derselben Stadt zu sprechen pflegt. Man muß daher glauben, daß die Hofleute in Rom weit artiger sprechen, als das Volk überhaupt, ja, auch artiger, als die Hofleute selbst in andern Ländern, woher sie gekommen sind; so daß der Dichter, ohne erst mühsam hin und her alle Höfe Italiens zu bereisen, sehr leicht

leicht die Sprache, die er von den Florentinern gelernt hat, verbessern, und mit den an einem Ort vereinigten Zierrathen aller italiänischen Spracharten ausschmücken kan. Und er nennt sie die Hofsprache, weil man sie an dem Hofe zu Rom entweder erst bilden, oder doch vervollkommen mußte.

Ich übergehe jetzt einige zufällige Besonderheiten dieser Meinung des Calmeta. Es wird anderwärts sich Gelegenheit finden zu zeigen, daß das, was er poetische Sprache nennt, weit richtiger die Gelehrtensprache genennet werden könnte. Ich setze jetzt gerne voraus, daß die florentinische Sprache in allen Betracht besser sey, als irgend ein anderer Dialekt in Toskana, oder andern Ländern Italiens. Obgleich der Mönch Jacob Passavanti (*), ein bey den Florentinern so berühmter Schriftsteller, eben nicht mehr daraus machte, als aus andern Toskanischen Dialekten, und obgleich der gelehrte Vellutello (***) ein berühmter Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, ausdrücklich schriftlich hinterlassen hat: der florentinische Dialekt sey der schlechteste unter allen toskanischen. Ich will nicht untersuchen, ob man, um der gangbaren Sprache einer Nation einen Namen zu geben, nöthig habe, die Benennung von einem besondern Hof herzunehmen.

Aber

(*) Specchio della vera penitenza. c. 303.

(**) Comment. al canto 24 del Purgatorio. fol. 243.

Aber Calmeta hatte vollkommen Recht, die Sprache, die man in Schriften braucht, von derjenigen zu unterscheiden, die man im gemeinen Leben spricht, und zu behaupten, daß der grobe und unpolirte Körper der Volkssprache vermittelst des Umgangs und des Aufenthalts an einem Hofe verfeinert und gebildet werden müsse, der aus allerley Personen verschiedener Städte, von Toskana, Romagna, der Mark, (*) und des Königreichs Neapolis zusammengesetzt ist, also aus Personen, die ordentlicher Weise Genie, Erziehung und Gelehrsamkeit besitzen, in deren Umgang man nothwendig diejenigen Wörter und Redensarten, die blos dem gemeinen Mann zu Florenz, Siena, Pisa, eigen waren, vermeiden, und diejenigen hingegen beybehalten mußte, die vielen Städten gemein waren, mit derjenigen Beugung und Form, die die vollständigste, die bedeutendste, und klarste, auch harmonischste war.

Daher ist vielleicht das Sprüchwort entstanden: *Lingua toscana in bocca Romana*, welches nicht so wohl andeuten soll, daß man die toskanischen Wörter mit dem römischen Accent aussprechen, als vielmehr, daß man die Masse der florentinischen und toskanischen Sprache dadurch vervollkommen müsse, daß man die Wörter,

(*) Was für eine Mark soll hier gemeint seyn, die Anconitanische, oder Trevisaner?

Wörter, mit derjenigen Auswahl brauche, ausspreche und schreibe, die die Hofleute, d. i. Prälaten, Staatsbediente, und Gesandte, die sich am römischen Hofe fanden, beobachteten, welche, um einander desto leichter zu verstehen, und auch von denen verstanden zu werden, die aus Ländern außerhalb Italien dahin kamen, eine größere Auswahl der Worte, und eine vollständigere Aussprache beobachteten; indem sie die Wörter nicht so verstümmelten, wie man es im gemeinen Leben zu Florenz macht. Es ist gewiß, daß die ersten Schriftsteller, welche dieser Sprache Ansehen verschafften, und auch noch heutzutage als Lehrmeister und Muster derselben betrachtet werden, ihre Schreibart mehr durch den Umgang mit Hofleuten, oder andern dergleichen vornehmen und gelehrten Personen bildeten, als durch Besichtigung der öffentlichen Versammlungs- und Marktplätze zu Florenz.

Vom Dante ist es bekannt genug, daß er, nachdem er ganz Italien durchstreift hatte, aus verschiedenen Dialekten Wörter und Formen entlehnte, und er war vielleicht der erste, wie wir gesagt haben, der nicht allein durch sein Beispiel, sondern auch durch ausdrückliche Erklärung, bestimmte, daß die Sprache, in der er schrieb, die Hofsprache war. Und wenn seine Schreibart gleichwohl einige Mängel hat, rauh und schwer, und in manchen Stellen wenig angenehm ist, so ist sie dies nicht durch die wenigen Worte, die er aus andern Dialekten

genommen, sondern deswegen, weil er allzugemeine Ausdrücke und Redensarten gebraucht hatte.

Ob gleich Boccaccio sagt: Er habe gemeines Florentinisch geschrieben, so muß man doch dieses nicht so verstehen: Er habe geschrieben, wie der Pöbel zu Florenz redete, sondern, daß er, im Ganzen genommen, diejenige Sprache brauchte, deren man sich zu Florenz insgemein bediente, weil er ja insbesondere florentinische Edelleute, und Dames erzählen lassen, und in der Sprache des Umgangs redend einführen mußte. Und dies verbietet uns gar nicht, zu glauben, daß er sich bemühte, diese Sprache zu verfeinern, zu verbessern, und zu vervollkommen, indem er bemerkte, welche Worte und Redensarten am allgemeinsten durch ganz Italien verständlich wären. Auch hatte jener (*) so Unrecht nicht, der sagte: Boccaccio würde ein vortrefflicher Schriftsteller seyn, wenn er nicht seine Schriften mit einigen hundert florentinischen Wörtern beschmutzt hätte. Außerdem, um seiner Schreibart mehr Würde und Hoheit zu geben, bemühte er sich, sie einigermaßen nach der lateinischen Grammatik einzurichten; indem er sehr wohl einsah, daß eine Sprache, die unmittelbar aus der lateinischen entstanden wäre, sich in ihrer Natur und Eigenschaft nach dem Genie ihrer Mutter richten müsse.

(*) Beym Salviati.

Aber vor allen andern ist das Beispiel des Petrarca merkwürdig, dessen Styl ohnstreitig der schönste, edelste, zierlichste und leichteste ist, den wir seit 400 Jahren in Italien finden. Es ist gewiß, daß Petrarca weder in Florenz geboren worden, noch auch jemals in Florenz gewesen. Einige sagen: er habe die Sprache von seinen Eltern, welche Florentiner, aber Vertriebene waren, gelernt. Aber wer kan sich wohl überreden, daß ein Mann, der seine Lebenszeit unter den Wissenschaften, und an den Höfen zu Neapols, in Romagna, in der Lombarden, Provence, zubrachte, sich im Schreiben der Wörter und Formen bedient habe, die er in seiner Kindheit freylich von Mutter, oder Vater gelernt haben könnte, und nicht vielmehr derjenigen, die er von Prälaten, und Hofleuten hörte, oder die er bey ältern Schriftstellern fand (*)? Wenn er also einen Cino da Pistoja, einen Fazio, Lupo degli Uberti, Brunetto Latini, Guido Guinicelli, und Guido Orlandi, Guitton d'Arezzo, und insbesondere den Dante las, so wählte er immer diejenigen Worte aus, von welchen er einsah, daß sie dem allgemeinen Gebrauch am gemäsesten, und in aller Rücksicht die bequemsten wären, um allgemein angenommen und beygehalten zu werden. Er that das mit so viel Verstand und Beurtheilung, daß es, nach des Sperone

(*) Bembo prose. L. II.

rone Speroni (*) richtiger Bemerkung scheint, als habe er die Wörter mit Beystimmung ganz Italiens ausgewählt und gesammelt.

Salviati (**), da er die Schreibart dieses Dichters bis zum Himmel erhebt, sagt: Er sey selbst der Schöpfer seiner eigenen Sprache gewesen.

Wenn man nun, bis auf die Zeiten des Dante und Petrarca, die Hof- Dichter- oder Gelehrtensprache, wie wir sie nun immer nennen wollen, nicht vom gemeinen Mann zu Florenz, sondern aus Schriften und Gesprächen mit vornehmen und gestüteten Personen lernte, wie viel nothwendiger wurde dieses nach den Zeiten Leo des 10ten, nachdem einstimmig festgesetzt worden war, daß unsere Sprache sich nach derjenigen richten solle, deren sich die Schriftsteller bedient, die zwey Jahrhunderte vorher gelebt hatten. Alle berühmte Schriftsteller, und sogar die eifrigsten Vertheidiger des Florentinianismus, suchten alsdenn einen Vorzug darinnen, die gute Sprache von einem Boccaccio und Petrarca gelernt zu haben, und alle Gelehrte richteten die Grammatik nach ihren Schriften ein. So kamen Jacob Sannazarus, ein Neapolitaner, Franz Alunno von Viterbo, Johann

G 3 Mauro

(*) Dialogo della Rettorica.

(**) Avvertiment. L. II. c. 12.

Mauro von Friaul, Ludwig Ariost aus Ferrara, Balthasar Castiglione aus Urbino, Annibal Caro aus der Anconitischen Mark, der Graf Matthäus di St. Martino, aus Piemont, Peter Bembo, Trifon Gabriel, Caspar Contarini, alle Venezianer, Molza, und unzählige andere kamen leicht dazinnen überein, die ~~nemliche~~ Sprache zu schreiben, wie ein Berni, Machiwell, Guicciardini, und Nardi Sierentini.

Alle lasen die nemlichen Schriften, und gründeten sich einer auf das Beyspiel des andern, sowohl in Verwerfung einiger allzupöbelhafter und veraketer Wörter, als in der Aufnahme solcher, die der herrschende Gebrauch gangbar machte. Diese Gelehrten waren so weit entfernt, den Sitz dieser Sprache blos auf eine Provinz, und noch vielweniger blos auf Florenz einzuschränken, daß vielmehr Benedikt Galco (*), aus Neapolis, den Vorschlag that: Die Regierung zu Venedig mögte doch Sorge dafür tragen, weil doch in Venedig eine größere Anzahl von Leuten, als anderswärts wäre, und die italiänische Sprache dergestalt reformiret, daß man aus allen nur eine allgemeine Sprache zusammensetzte, die man überall ohne Tadel brauchen könnte.

E

(*) Beym Fontanini Biblioteca dell'eloquenza Italiana. T. I. p. 77.

Es mögen nun entweder diese Vorschläge des Galco, oder der große Ruf so vieler italiänischer Schriftsteller, die zu Venedig florirten, wo man eine unglaublich große Anzahl von Ausgaben italiänischer Werke besorgte, oder eine andere Ursache Anlaß gegeben haben, genug, es regte sich in den Gemüthern der Florentiner eine heftige Eifersucht; und sie fiengen dazher an zu behaupten: Die Sprache des Boccaccio und anderer berühmter florentinischer Schriftsteller wäre die eigenthümliche florentinische. Bartholomäus Cavalcanti, da er sich als ein Emigrirter in Venedig aufhielt, war der erste, der eine solche Benennung aufsetzete, um sich vor den andern Schriftstellern, die sich da aufhielten, auszuzeichnen, und insbesondere aus Haß gegen dem Sperone Speroni.

Einige Zeit nachher machte Bassiani Derossi, und der Ritter Lionardo Salviati, aus einer gewissen Animosität, gegen den Tasso diese Streitigkeiten wieder rege (*), und suchten diese eigentliche gute italiänische Sprache gleichsam municipal, und ein besonderes Geheimnis daraus zu machen. Ja, wenn man einigen unter ihnen Gehör geben wollte, so würde ein Aufenthalt von vielen Jahren zu Florenz nicht hinreichend seyn, um diese Sprache vollkommen zu er-

B 4

lernen.

(*) S. Zeno in seinen Anmerkungen zu des Fontanini biblioteca Tom. I. p. 84.

lernen. Doch diese Behauptungen wurden von den größten Theil der Gelehrten wiederlegt, und selbst von den Florentinern wenig gebilligt.

S. 3.

Was für Vortheil die Florentiner und andere Toskanier im Gebrauch dieser Sprache voraus haben.

Man braucht den aufmerksamen Leser gar nicht daran zu erinnern, daß wir hier von der Sprache handeln, nicht, in so ferne man sie im Umgang spricht, sondern, so ferne man sie im Schreiben braucht; und es wirds niemand bezweifeln, daß, wenn mehrere Personen aus verschiedenen Provinzen Italiens vertraut mit einander zu reden haben, ein Florentiner, oder einer aus Siena, oder ein Römer mit mehr Freiheit und Anmuth Italiänisch sprechen werden, als ein Gelehrter aus Venedig, aus der Mark, oder aus der Lombardey. Und es war daher sehr überflüssig, daß die Verfasser der Vorreden zu den prose florentine uns so oft daran erinnern, daß Theophrast nach einen zehn-jährigen Fleiß und Aufenthalt zu Athen an seiner Aussprache für einen Fremden erkannt worden.

Schicklicher würde es zu dem vorgesezten Zwecke seyn zu untersuchen, ob die Reden, die sich in dieser Sammlung finden, der italiänischen Beredsamkeit mehr nützen,

nützen, als diejenigen, welche schon Sansovino aus verschiedenen Schriftstellern gesammelt hatte, oder die Predigten des Musso, Seripando, Siamma; ob die Briefe des Caro, oder anderer berühmter Männer, oder die von Fürsten an einander geschrieben sind, nicht bessere Muster sind, als die Briefe eines Saffetti, oder Borghini; und ob die didaktische und wissenschaftliche Schreibart, so wie sie hernach Redit, Magallotti, und auch Galiläo gebraucht haben, sich besser aus den in diesen prosaischen Aufsätzen enthaltenen Vortersungen lernen lasse, als aus den Schriften eines Ruscelli, Castelvetro, Muzio, Alexander Piccolomini, oder so vieler andern Toskanier.

In der That haben auch in Ansehung des Schreibens die Vertheidiger des in gemeinen Leben üblichen florentinischen es laut hören lassen, daß Bembo, Caro, Lollo, Ariost, und andere gute Schriftsteller, die nicht aus Florenz gebürtig waren, sich eine Zeit daselbst aufgehalten haben. Aber wo ist ein so genauer Forscher der Schreibart, und des Toskanismus, daß er sich getraute, uns zu zeigen, welches die von Bembo und Lollo gebrauchten Wörter sind, die sie nöthig gehabt hätten in Florenz zu erlernen, und die nicht schon bey vorhergehenden Schriftstellern gefunden würden, und offenbar aus der lateinischen Sprache herkämen?

Ober, wer ist im Stande, einen andern Unterschied zwischen jenen Schriftstellern und einem Muzio, Ruscelli, Domenichi, Dolce, Cinzio, Giraldi, und Nusso zu bemerken, als den, der sich aus der größern Genauigkeit bey Wiederdurchsehung und Verbesserung ihrer Schriften, und der strengen Auswahl der gebrauchten Wörter begreifen läßt.

Endlich, wer kan jemals sagen, ob die erkauende Menge guter Wörter, die wir in den Werken des Caro finden, von ihm zu Florenz, oder in Rom, oder Parma und Piacenza, in Macerata, oder sonst wo, oder aus Büchern, oder andern öffentlich bekannt gewordenen und gedruckten Poesien gesammelt und niedergeschrieben worden?

Vielmehr sagt Bembo selbst (*), dieser berühmte Wiederhersteller der florentinischen Sprache, daß, um Florentinisch zu schreiben, es wenig helfe, ein geborner Florentiner zu seyn; so sehr hatte sich die Sprache seit den Zeiten des Boccaccio bis auf ihn geändert. Andere (**) warfen eben um des verstorbenen gewöhnlichen florentinischen willen die Frage auf: Ob zur Erlangung der Keinigkeit und Zierlichkeit der italiänischen, oder, wie sie andere nennen wollen, florentinischen Sprache

(*) Varchi Ercol. q. 8. p. 293.

(**) Castelvetro giunta 12 alle profe di Bembo.

Sprache, es besser sey, in Florenz geboren zu seyn, und gelebt zu haben, oder in einer andern Provinz Italiens.

„Die Veränderung, sagt ein Apologist des Tasso (*), die mit der florentinischen Sprache seit den ältern Zeiten des Boccaccio bis auf die neuern vorgegangen ist, ist so gros, daß einer, der so reden wollte, wie man im gemeinen Umgang zu Florenz zu sehn pflegt, schlecht und unregelmäßig reden würde. Wer hingegen so redet, wie Boccaccio, redet gut und regelmäßig. Und dieses findet nicht blos statt in einzelnen Wörtern und Nebenarten, sondern in dem ganzen Gang der Rede. Hat es nicht Muzio mit seinen *batraglie* (**) bewiesen? Was das Schreiben betrifft, so ist kein Zweifel, daß nicht nur *della Casa*, sondern jeder andere Florentiner, oder Nichtflorentiner, wenn er sich mit der Sprache Mühe geben will, nicht stark darinnen werden, und es den Alten gleich thun sollte? Aber glauben wir es, daß es genug sey, solche von dem Volk zu Florenz zu erlernen, oder daß *Mfr. della Casa* sie von diesem lernte? Wäre dem so, warum thun es Ihm nicht

(*) G. Giustavini in der Ausgabe der Werke des Tasso Benedig 1735. Tom. II. p. 536. Man sehe *Zeno* bibliot. Tom. I. p. 319.

(**) S. das 17te 18te und folg. Kapitel.

„nicht so viele andere gleich, die den neulichen Lehre
 „meister gehabt haben, und wie kommt es, daß so viele
 „ausländische Schriftsteller, die nie diesen Lehrmeister
 „gehabt haben, so viele florentinische Schriftsteller über-
 „treffen, und es dem *della Casa* gleich, oder doch fast
 „gleich gethan haben, wie z. B. Bembo, Spero-
 „me, Guidiccione und andere.“ So weit Giusta-
 „vini.

Alle *Raisonnements* des Varchi in seinem *Ercolano* beweisen weiter nichts, und laufen auf weiter nichts aus, als, daß man, um gut florentinisch zu sprechen, in Florenz geboren und erzogen seyn müsse, daß man aber, um gut und nett in dieser Sprache zu schreiben, solche aus guten Schriftstellern erlernen müsse. Er giebt an mehreren Orten zu, daß Nuzio, Castelvetro, Castiglione, und verschiedene andere, welche selbst versichert haben, daß sie die Sprache nicht zu Florenz, sondern aus Büchern erlernt, sehr gut in dieser Sprache geschrieben haben, von welcher er behauptet, daß man sie die florentinische nennen müsse, da sie hingegen jene Schriftsteller nur die italiänische nannten, und gesteht aufrichtig: „Daß in den höhern Arten
 „der Schreibart die Ausländer so gut, und noch bes-
 „ser, als die Florentiner selbst, nach Maasgabe der
 „Gelehrsamkeit und Uebung eines jeden, schreiben
 „könnten.“

Selbst

Selbst einer von den ersten Stiftern der Akademie della Crusca erklärte ausdrücklich: Daß Auswärtige die gewöhnliche Sprache besser, als die Florentiner schrieben, weil sie sie mit mehrerer Sorgfalt aus guten Schriftstellern lernten, und die Regeln derselben beobachteten.

„Unsere Sprache wird von Ausländern gut geschrieben, weit korrekter und regelmäßiger, weil sie
 „solche durchs Lesen reiner und bewährter Schriftsteller
 „mit Fleiß erlernt haben. Wir bilden uns ein, wir
 „verstünden sie schon, und wir glauben es uns ganz
 „gerne. Aber wer genau Achtung giebt, wird sehen,
 „daß fast alle unsere Schriften von Fehlern und Unre-
 „gelmäßigkeiten voll und verunstaltet sind (*).“

Salvi

(*) *Lasca rime* p. 129. *Alli Riformatori della lingua Toscana*:

„La lingua nostra è ben da' forestieri
 „Scritta, assai più corretta, e regolata,
 „Perchè dagli scrittor puri, e sinceri
 „L'hanno leggendo, e studiando imparata,
 „A noi par di saperla, e volentieri
 „A noi stessi crediamo: Ma chi ben guata,
 „Vedrà gli scritti nostri quasi tutti
 „D'errori, e discordanze pieni, e brutti“

Salviati (*) bemerkte völlig auf eben die Art, daß die Sprache, die man zu seiner Zeit gewöhnlich zu Florenz sprach, nicht mehr diejenige war, die die älteren gebraucht hatten. Und unter andern Lobsprüchen, die er dem *della Casa* wegen des schönen Stils gab, in dem er an den Galileo geschrieben hatte, ist dieser der vornehmste, daß er, ob er gleich ein Florentiner war, sich dennoch so gut vor der Ansteckung der schlechten Sprache, die man zu seiner Zeit redete, in Acht zu nehmen, und dagegen die Worte und Redensarten aus guten Schriftstellern zu wählen gewußt habe. Wir wollen es mit seinen eigenen Worten sagen:

„Was den *della Casa* betrifft, ausserdem, daß er kein Wort oder Redensart hat, die sich nicht in den Schriften des guten Zeitalters (**) der Sprache fände, ist dieses noch das wichtigste, und was man kaum glauben sollte, daß er die neuen Verbindungen der Worte, und die neuen Töne, die er beständig hörte, gleichwohl vergessen, und in dem eigentlichen ächten Stile des guten Zeitalters seine Gedanken sagen konnte.“

Wenn

(*) *Avvertimenti* L. II. c. 9. p. 81.

(**) Il buon secolo. d. i. die Zeit, in welcher Dante lebte, und noch etwas früher, bis auf den Tod des Boccaccio, und noch etwas weiter, also von ungefähr 1300: 1400. (N. d. U.)

Wenn nun diese Verborbrenheit des wahren und ächten Toskanischen zu den Zeiten Leo, des 10ten, der Großherzoge Cosinus, und Ferdinand, so merklich war, so kan man sich leicht vorstellen, daß sie noch weit größer und merklicher wurde, nachdem französische Sitten und Gebräuche, und die neue Regierung der Lotharinger und Oesterreicher, ohne Zweifel fremde Wörter in die Sprache der vornehmen Personen einmischten.

Ohngefehr um die Mitte des jezigen Jahrhunderts machte ein berühmter florentinischer Gelehrter (*) die nemliche Anmerkung: daß die Florentiner die genaue Korrektion nicht verstünden, und ihren Schriften nicht die äußerste Politur zu geben wußten. In diesen Gedanken könnte uns auch die gegenwärtige Erfahrung, und die Vergleichung bestärken, die man mit vielen neuern Schriftstellern, theils aus Florenz, theils aus andern Ländern Italiens anstellen könnte, unter welchen letztern einige sind, die in der That mit mehr Geschmack, und mit mehr Anstrich des ächten, zierlichen und reinen Toskanisch, geschrieben haben, als verschiedene andere, selbst sehr gelehrte Toskaner, wie z. B. Lami war.

Den

(*) Salvino Salvini in seinen *Fatti Consolari* p. 73. beym Fontanini p. 25.

Bei alle dem können wir auf keine Weise in Abrede seyn, daß die Sprache, die man gewöhnlich zu Florenz redet, mehr, als die andern Dialekte, mit denjenigen übereinkomme, deren sich diejenigen Autoren in ihren Schriften bedient haben, die wir als Lehrmeister der allgemeinen Sprache betrachten. Daher ist klar, daß die Florentiner wenigstens in der vertraulichen Schreibart einigen Vortheil haben müssen. Aber ich verstehe gleichwohl nicht, was jene florentinische Eigenthümlichkeit (*) heißen soll, von der einige glauben, daß sie zuweilen zu ernsthaften und erhabenen Aufsätzen besonders behülflich sey. Und auch in Ansehung des scherzhaften Stylls ist einiger Unterschied nöthig.

Aus dem Beispiel des Berni läßt sich, meinem Bedünken nach, nichts folgern. Und es fehlt so viel, daß sein artiges Wesen beweisen sollte, man müsse diese Sprache von dem Volke zu Florenz lernen, daß vielmehr dadurch das vorhin angeführte System, ich will nicht sagen, der Hofsprache, sondern vielmehr, von einer gemeinsamen Sprache, bestätigt werden würde. Denn Berni ist unter allen scherzhaften florentinischen Schriftstellern gerade derjenige, der in Gebrauch blos florentinischer Wörter und Redensarten am mächtigsten gewesen ist. Man nehme von seinen Terzetten, oder Sonnetten zur Probe, welches man will,

(*) *Naturalità fiorentina.*

und sehe zu, ob sich, seine Catullische vertraute Sprache abgerechnet, viel Wörter, oder Sprüchwörter bei ihm finden werden, die nicht schon zur gemeinschaftlichen Sprache Roms, Toskanens, und aller gelehrten Italiäner gehören.

Zugegeben aber, daß er in dieser Art des Stylls nicht seines gleichen gehabt, so wie es niemand denn Anakreon, und Catull, oder dem Horaz in seinen Satyren gleich gethan hat, was folgt daraus zum Vortheil der so genannten florentinischen Eigenthümlichkeit? Kam der Vorzug daher, daß er ein Florentiner war, warum sind ihm andere nicht gleich gekommen (*)? Denn seine Nachahmer, die ihm am nächsten gekommen sind, waren vielmehr aus andern Ländern Italiens.

Der Unterschied demnach, der sich zwischen Mauro und Berni findet, liegt nicht in der Sprache, sondern in der Schreibart. Denn Mauro ist eben so zierlich und korrekt, als Berni; nähert sich etwas mehr dem Nachdruck der Satyre und Ironie; und ich würde mich daher nicht, daß Mauro voll einigen dem Berni, so wie Machiavelli dem Boccardo, vorgezogen worden ist. Aber von dem Eigenthümlichen der Schreib-

(*) Man sehe oben S. 107. f.

Schreibart, und der poetischen überhaupt, wollen wir bald hernach reden.

Jetzt, da es ausgemacht ist, daß die vornehmern und gelehrte italiänische Sprache nicht das Vorrecht einer einzigen Stadt ist, und nicht aus den mündlichen Unterredungen, sondern aus Schriften guter Auktoren erlernt werden muß, fragt sich: Welche werden diese seyn?

§. 4.

Verantwortlichkeit der ersten Mitglieder der Akademie della Crusca. Mäßiges Studium der Grammatik.

Daß die ersten Mitglieder der Akademie della Crusca in ihrem Wörterbuch die Gedichte und andere Schriften, nicht nur des Cino von Pistoja, des Mönchs Guittone d'Arezzo, des Mönchs Iacopo da Todi, sondern auch des Re Enzo und Pietro delle Vigne angeführt haben, dafür müssen wir ihnen verbunden seyn, und es ihnen Dank wissen, weil es dazu diene, und noch diene, unsere Sprache in ihrem ganzen Umfang darzustellen. Daß sie sich, in Anführung alter Mitter, mehr an Florentinische hielten, als die von Siena aufsuchten, darüber verdienen sie mehr Entschuldigung, als Tadel. Denn da diese noch nicht gesammelt waren, wie sie es hernach in der Büchersammlung des Chigi wurden;

wurden; so war es vielleicht nicht leicht, sie aufzufinden.

Aber wie konnten ihnen die Werke des St. Catharina von Siena (*) unbekannt seyn, oder, wenn sie solche kannten, wie konnten sie selbige übergehen, da sie doch die Schrift: *Pungilingua*, und andere Werke des Mönchs Cavalca von Pisa, gebraucht hatten? Was war es nöthig die Archive und Bibliotheken durchzustöbern, um das fade Werk: *Mascalcia di cavalli*, und andern nichts bedeutenden Nischmasch hervorzu ziehen? Aber, wenn wir ihnen auch dies vergeben, was zu diene es den Pecorone und andere dergleichen Erzählungen und anstößige Gedichte aufzustellen, während daß so viel nützliche gedruckte Bücher in aller Händen waren. Denn wenn auch in manchen dieser letzten, sich einiges fehlerhafte findet, in Vergleichung mit der Sprache im Decamerone des Boccaccio, oder andern Schriften des 14ten Jahrhunderts, wie viel sind denn unter denen im Vocabolario angeführten Schriften, die davon ganz frey sind? Unterdessen, da sie von jenen Kompilatoren verworfen und ausgeschlossen wurden, so gab das Gelegenheit, daß nach und nach sehr nützliche Werke vernachlässiget wurden; denn wenn sie nicht citirt werden, so muß das notwendig die Ach-

§. 2

lung

(*) Gerolamo Gigli in der Vorrede zum Vocabolario Ceteriniano.

tung und den Vertrieb davon vermindern. Junge Studierende, welche Bücher kaufen, richten sich nach Autorität; und reiche Ignoranten, die ihre Bibliotheken nach den Katalogen einrichten, nehmen hauptsächlich das Verzeichnis zur Richtschnur an, welches dem Vocabolario beygefügt ist.

Das schlimmste ist, daß diese großen Bände, die so voller Citationen sind, die uns gleichwohl meist nichts reelles lehren, uns oft über das Regimen der Zeitwörter, einen so nothwendigen Theil der Grammatik, im Dunkeln lassen, und die Konstruktion derselben zu unbestimmt und willkürlich machen, die Orthographie ohne alle Regel und ein festes Principium lassen, woher alsdenn Dunkelheit und Zweydeutigkeit in den Schriften entsteht. Daher kömmt, daß, ob wir gleich eine so reiche, biegsame und ihrer Natur nach zu allen Arten des Styls so geschickte Sprache haben, wie fast durchgängig vor den Franzosen übertroffen werden, deren Sprache nunmehr, man mögte fast sagen, allgemeiner worden ist; vielleicht aus keiner andern Ursache, als durch ihre Genauigkeit, und weil ihr berühmtes Wörterbuch nicht nach schlechten Charteken der Kramläden, sondern nach den Werken verständiger und genauer Schriftsteller, oder nach dem Redgebrauch der in einer großen Stadt, unter einer sehr kultivirten und angesehenen Nation lebenden Personen gebildet worden ist.

Wir

Wir machen diese Anmerkungen um desto freymüthiger, da die neuern Glieder der Akademie della Crusca selbst, wo nicht durchgängig, doch zum Theil die Mängel der ersten Kompilatoren zu verbessern gesucht haben. Nicht nur St. Catharina, auf den man gar nicht aufmerksam gewesen war, sondern Tasso, den Salviati und Derossi so sehr verfolgt hatten, sind in den nachfolgenden Ausgaben angeführt worden. Auch wurde in diesem Jahrhundert Sontanini, der Lobredner des Muzio, und ein beständiger Feind des Florentinianismus, unter die Glieder der Akademie aufgenommen. Wenn man nun die so verschiedenen Urtheile der berühmtesten florentinischen Kritiker, sogar selbst der Reformatoren der Sprache, und der ersten Urheber der Akademie und des Vocabolario della Crusca, erwägt, so kan ein sorgfältiger Gelehrter, nach dem von jenen gelegten Grunde, sich, so zu reden, ein gewisses System, und ein eigenes Verzeichnis von Schriften machen, woraus er diese Sprache sicher erlernen kan, um sie ohne Tadel zu schreiben.

Die erste Lektüre, die man in der Kindheit macht, ist größtentheils ganz gleichgültig. Denn ein Kind kan noch keinen genauen und richtigen Begriff von der wahren und innigsten Bedeutung der Wörter haben. Ein solches Lesen dient blos darzu, um den Anfang zu machen, ein gewisses Kapital der gewöhnlichsten Wörter anzulegen, und die Jugend an die Beugungen der Zeitwörter

§ 2

wörter

wörter, und etwas Konstruktion zu gewöhnen. So mittelmäßig auch immer ein Buch seyn mag, so ist es doch nicht indolisch, daß nicht darinnen im größten das Einförmige und Verschiedene der Casuum, Personen, temporum und modorum beobachtet seyn sollte, dergestalt, daß ein Kind, oder Jüngling, immer etwas daraus lernt, und sich gewöhnt, die Bedeutung einer gewissen Anzahl Wörter zu verstehen. Es ist auch zu guten Glücke wahr, daß die Bücher, die man am gewöhnlichsten der Jugend in die Hände giebt, z. E. eine Legendenammlung von Heiligen, der Galateo, der geistliche Kampf (il Combattimento spirituale) verschiedene Andachtsbücher, der wohlunterrichtete Christ, (il Cristiano istrutto) von Segneri, in einer leichten und reinen Sprache abgefaßt sind. Wer hernach fähig ist, für sich eine weitläufigere Lektüre vorzunehmen, und schon darauf denken darf, eine Auswahl der Wörter zu treffen, und sich seine Schreibart zu bilden, muß vorher, ehe er sich noch weiter in die Schriften auch derjenigen einläßt, die er sonst für gute Schriftsteller hält, und als solche rühmen hört, sich ein Kennnis des italiänischen Syntaxes erwerben.

Die Grammatik, wenn es mir erlaubt ist, diese Vergleichung zu machen, thut uns bey der Lektüre der Schriftsteller in jeder Sprache eben die Dienste, wie ein Kompendium der Theologie, oder ein Katechismus demjenigen, der sich auf das Studium der kirchlichen

Schrift

Schriftsteller legen will; denn weil man bey diesen zweydeutige und nicht fattsam genaue Ausdrücke antrifft, so ist es nöthig, um nicht Irrthümer und Vorurtheile daraus einzusaugen, daß man vorher die festgesetzten Dogmen erlernt, um hernach jene Bücher richtig zu verstehen.

Herr von Voltäre bemerkte, daß sich in den Werken des Moliere, des la Fontäne, des Corneille, nicht nur Fehler in der Konstruktion, sondern auch viele ungewöhnlich gebrauchte, veraltete, und verlegene Worte finden, und daß diejenigen, die die französische Sprache aus den Schriften dieser Autoren lernen, diese kleinen Fehler wohl unterscheiden, und nicht als Autoritäten ansehen müssen. Mit gleichem Recht können wir sagen, daß bey den bewährtesten Schriftstellern in unserer Sprache, z. E. den beyden Villani, deren Worte und Redensarten übrigens von so feinem Gehalt sind, sehr fehlerhafte Konstruktionen der Perioden, und wenig Genauigkeit und Richtigkeit im regime verborum und praepositionum angetroffen werden. Einige dergleichen finden wir auch im Decamerone des Boccaccio. Guicciardini und der Segretario Fiorentino, beyde sonst so bewährte Schriftsteller, sind, nach dem Urtheil des Varchi (*) sehr wenig korrekt. Und, was den meisten sehr anstößig seyn könnte,

§ 4

der

(*) Storia Fiorent. L. X. p. 236.

der große Galileo Galilei hat uns so gar in seinen Debitationen, geschweige denn in seinen andern Schriften, häufige Fehler wider die Analogie der Sprache hinterlassen.

Um nun beim Lesen und Studieren solcher Schriftsteller sich nicht auch diese Fehler anzugewöhnen, vermöge der vorläufigen Meynung, daß es gute Schriftsteller sind, wird es sicherlich sehr nützlich seyn, einiges Studium der Grammatik voraus gehen zu lassen. Diese aber braucht man nicht aus dicken Bänden zu lernen (*). Die Grammatik für sich bildet den Styl nicht, und der Grundsatz ist nicht so gar unrichtig: wer grammatikalisch richtig schreibt, schreibt oft sehr barbarisch. Ein Gelehrter, der alle die weitläufigsten

(*) Für die meisten mögen die *osservazioni* des Corticelli (†), und die *Erudimenti* des Sorelli hinlänglich seyn.

(†) Deutsche können dieses Werk aus des Herrn de' Valenci, Lectors der italiänischen Sprache auf der Jenaischen Universität, vollständigen toskanischen Sprachlehre für Deutsche kennen lernen, die schon im vorigen Jahre im Verlag der Gelehrten Buchhandlung zu Dessau herausgekommen ist; das Beste, was wir Deutsche über die italiänische Sprache bis jetzt haben. Es liegen dabey des eben gedachten Corticelli *Regole ed osservazioni della lingua Toscana*, (nach der zweyten Ausgabe 1761) zum Grunde.

sten, gelehrtesten, und besten Schriften, über die italiänische Sprache las, und studierte, z. E. die Prose des Bembo, mit den Zusätzen des Castelvetro, die Commentarien des Ruscelli, des Varchi Ercolano, des Salviati *Avvertimenti* über den Decamerone, die Grammatik des Buommattei, die Anmerkungen des Cinonio, würde des allen ohngeachtet noch nicht die Sprache verstehen; oder aufs höchste würde er nur so viel wissen, als nöthig ist von der Grammatik zu sprechen. Das Genie der Sprache lernt man aus dem Nachdenken über die ältesten und bewährtesten Schriftsteller; man erwirbt sich und vervollkommnet den Geschmack, man bereichert und verfeinert seine Schreibart durch das Lesen beredter Schriftsteller, die von wichtigen und ernsthaften Materien handeln; da hingegen die bloße Grammatik bloß dazu dient, die Schreibart vielmehr unfruchtbar, als fruchtbar zu machen.

Ein großer Gelehrter unsers Jahrhunderts (*) hat angemerkt, daß es keinen Grammatiker gäbe, der nicht seine vorgefaßten Meynungen und Vorurtheile hätte. Und ich weis es aus eigener Erfahrung, daß, so wie uns der Umgang mit ungelehrten Toskanern nach und nach einige Wörter aus der schlechten Sprache einflößt, eben so einige Grammatiker uns mit ihren Bemerkungen

H 5

(*) Apoft. Zeno in seinen *aggiunte alla bibliot. del Fontanini*, p. 47. 49.

merkungen, selbst im Gebrauch der bey Schriftstellern gewöhnlichsten Wörter, zweifelhaft machen, weil diese nicht in ihren Lieblingsschriftstellern gefunden werden. Und überhaupt, so wie wir oben sagten, daß der Gelehrte durch das Studium großer Muster für die Einrichtung eines jeden Aufsatzes sich selbst Regeln bilde, so behaupten wir gleichfalls, daß man in Ansehung der Sprache durch fleißiges Lesen guter Schriftsteller die Grammatik lernt.

Wer daher im Gebrauch der italiänischen Sprache recht sicher und freymüthig werden will, muß die vorzüglichsten Schriftsteller lesen, die darinnen geschrieben haben, so daß er vom 14ten Jahrhundert anfängt, wo diese Sprache ihre eigentliche und beständige Form bekam. Wir wollen jetzt gleich, nach dem Beispiel des Quintilians, der uns im 10ten Buch seiner Institut. orat. ein schönes Verzeichniß hinterlassen hat, einige anzeigen.

§. 5.

Auswahl der Schriftsteller der italiänischen Sprache.

Petrarca und Boccaccio sind die vorzüglichsten und nothwendigsten. Ob sie gleich von Seiten des Inhalts so wenig zu nützen scheinen, da der eine verliebte Gedichte, der andere Erzählungen und Romanzen geschrieben hat, so sind gleichwohl, weder die Liedersammlung

lung (Canzoniere) des Petrarca, noch auch die Giornate, oder der Decamerone des Boccaccio, wenn man sie mit Aufmerksamkeit und Beurtheilung liest, auch in Ansehung der Sachen und Gedanken nicht so unnütze, als es bey dem ersten Anblick scheint. Dem sey, wie ihm wolle, so kan man sich doch nicht leicht eine richtige Idee vom italiänischen Styl machen, ohne den Boccaccio gelesen zu haben, und noch schwerer ist, sich einen netten und artigen poetischen Styl zu erwerben, ohne fast die ganze Liedersammlung des Petrarca auswendig zu können.

Das wiederholte und bedächtige Lesen dieses so zierlichen Lyrikers ist auch nöthig, um andere noch ältere gehörig benutzen zu können. Im Gedichte des Dante findet sich unter dem reinsten Golde der guten und edlen Sprache viel Unrath bald pöbelhafter, bald scholastischer Sprache. Und wer sich nicht mit dem Petrarca familiarisirt hat, wird nicht leicht die Unterscheidung und Auswahl zu treffen wissen.

Die andern toskanischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, Passavanti, Villani, Pier Crescenzi, die Uebersetzung des Palladio (*), und Dino Compagni (**), werden darzu dienen, das Gefünstelste des Boc-

(*) Storia Lausica, o Vite de' S. S. Padri del deserto.

(**) findet sich bey dem Muratori rer. Italic. Tom. IX.

Boccaccio mit der Simplizität, und dem Angekünstelten der Sprache der ersteren zu mäßigen, so wie der immer feurige und pünktliche Boccaccio darzu dient, der Mattigkeit jener Kraft und Leben zu geben, und aus einer solchen Mischung wird eine gute Schreibart entstehen.

Ueber die Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts wird dasjenige hinreichen, was wir in diesem Kapitel benläufig berührt haben. Und überhaupt ist kein berühmter Schriftsteller dieses Jahrhunderts, der nicht für die Sprache nützlich seyn könnte. Ich würde aber nicht hoffen dürfen, vielen neuern Gelehrten Genüge geleistet zu haben, wenn ich nicht der beyden berühmten Florentiner, des Machiavells, und Davanzati besonders Meldung thäte. Und ich habe desto mehr Ursache davon zu reden, je mehr das, was ich darüber sagen werde, darzu dienen wird, dasjenige zu bestätigen, was oben von dem allgemein verbreiteten der italiänischen Sprache behauptet worden ist. Ich sage demnach, daß der Styl des berühmten Segretario Fiorentino von der Beschaffenheit seiner Gedanken, die frenlich manchmal abscheulich und gottlos sind, eine gewisse Energie bekommt, die man nicht leicht bey vielen andern antreffen wird. Aber in Ansehung der Reinigkeit und Genauigkeit der Konstruktion, setze ich ihn ohne Bedenken dem Scipio Ammirato nach, einem Schriftsteller, der übrigens nicht nur mehr Beurtheilungskraft,

sondern auch ungleich mehr Gelehrsamkeit zeigt. Uebrigens darf man nicht denken, daß alle, die die Schriften jenes Politikers loben, von einem herrschenden Hang frey zu denken darzu getrieben werden.

Paul Jovius, und Gabriel Cefanus, der eine Bischoff von Nocera, der andere von Saluzzo, beyde fast Zeitgenossen des Machiavells, pflegten diesen dem Boccaccio vorzuziehen. Und ihr Urtheil muß uns nicht so unwichtig vorkommen. Denn da sie in Ansehung der toskanischen Litteratur, so zu reden, noch nicht Parthey genommen hatten, so urtheilten sie ohne vorgefaßte Meynung, und da sie doch Gelehrte waren, und an verschiedenen Höfen mit Personen von Range und Gelehrsamkeit Umgang hatten, so konnten sie besser, als andere beurtheilen, welches das wahre Genie der Hof- und Gelehrtensprache sey. Aber wer wird nicht in der Schreibart dem Segretario Fiorentino bey allen seinen Fehlern lieber ähnlich seyn wollen, als dem Davanzati. Und woher anders rührt der Unterschied, als daher, daß der erste in einer allgemeiner gebräuchlichen Sprache schrieb, die der Sprache aller vornehmen Personen nicht nur in Romagna, und Toskana, sondern auch in andern Provinzen Italiens, am gemäsesten war; da hingegen Davanzati sich zu sehr an die Idiotismen seines Vaterlandes hielt (*).

Gegen

(*) G. Salviati Avvertim.

Gegen die gewöhnlichen Schriftsteller des letztverflossenen Jahrhunderts, oder von 1600 an, müssen wir der Regel nach misstrauisch seyn, wegen des schlechtesten Geschmacks, der sich in einem großen Theil Italiens einschlich; so, daß, um den Zuwachs, und einige wenige Veränderungen, die die Sprache erfuhr, und die Präcision, die sie erlangte, zu bemerken, wir uns an die Werke des Galileo Galilei, Carolo Dati, des P. Segneri, und des Cardinals Sforza Pallavicini, an die Werke des Grafen Magalotti, Francisco Redi, und Antonmaria Salvini halten können.

Aus unsern Zeiten könnte ich sehr viele nennen, die sowohl dem eigentlichen Genie der Sprache gemäß, als auch von wichtigen und nützlichen Dingen geschrieben haben. Der Cardinal Orsi, und der Marchese Ottieri, schrieben ohne Affectation, weder in der Konstruktion, noch auch des Florentinismus; vermuthlich, weil sie bey ihrem Aufenthalt in Rom bessere Gelegenheit hatten, das Gute und Edle der Sprache auszuwählen. Aber man bemerkt sicherlich, daß sie sich Mühe gaben, sie recht zu studieren. Apostolo Zeno, der Marchese Maffei, Eustachio Manfredi, Gian-Petro Zannotti, der Pater Granelli, Corticelli, und Bandlera gehören auch in diese Zahl, ob sie gleich, den letzten ausgenommen, keine Toskaner sind.

Von

Von noch lebenden will ich nichts sagen; jede verständige Person wird den Grund davon einsehen. Aber im allgemeinen darf ich nicht verschweigen, daß die Fastenpredigten, ausser andern Vortheilen, die daraus für Religion, und gute Sitten entstehen, auch für fleißige Zuhörer von der Seite von nicht geringen Nutzen seyn können, um den herrschenden Gebrauch der gestifteten Sprache zu lernen. Denn ein Prediger, der verständlich ist, und auch als ein zierlicher Redner in Rom, Neapolis, Toskana, dem Venezianischen Staat, in der Lombarden, Piemont, gelobt wird, trägt nothwendiger weise etwas darzu bey, daß sich die Verständlichkeit und der Geschmack dieser Sprache erhält, um so mehr, wenn wir versichert seyn können, daß die geistlichen Redner unter allen Personen, die öffentlich auftreten, die fleißigsten im Studium der Beredsamkeit zu seyn pflegen.

Doch, um gleichsam einen Probierstein zu haben, wornach man den Werth neuerer Schriftsteller zu beurtheilen im Stande ist, wird es gut seyn, mehrmals zu den alten, und zu den wenigen zurück zu kommen, die den größten Ruf der Reinigkeit und Zierlichkeit in der toskanischen Sprache vor sich haben. Zum Trost für unsere Trägheit, und den Ueberdruß, den uns die geringe Wichtigkeit der Sachen, davon sie schreiben, verursachen könnte, machen ihre Werke keine großen Bände aus. Denn die Reden und andere Werke des del-

la

la Casa, machen nur die Hälfte eines kleinen Bandes aus; die Reden des Albertus Lollius, der so etwas vorzügliches in Ansehung der Würde und Deutlichkeit, und der guten Auswahl ungekünstelter Ausdrücke hat, werden nicht vielmehr betragen. Die Werke des Firrenzuola, Caro, Varchi, erfordern kein langes Studium. In Ansehung des Sperone Speroni, der von den Florentinern gebilliget, und gelobt, und von seinen Zeitgenossen und Landsleuten gleichsam zum Muster angenommen wurde, sind einige Reden und Gespräche gleichfalls hinlänglich, zur Prob. seines ausgesuchten, aber in Ansehung des Wohlklangs zu einförmigen Stylls.



Fünftes Kapitel. Verschiedene Erfordernisse der Schreibart.

§. 1.

Hauptregel in diesem Stücke.

Die Lehre, die Horaz den Dichtern giebt:

Versibus exponi tragicis res comica non
vult.

erstreckt sich auf alle Arten der Schriftsteller. Und wie habe ich das Latein vieler neuern Schriftsteller gut heißen

heissen können, die in Schriften über theologische oder andere ernsthafte Materien alle Augenblicke die Redensarten und Sprüchwörter des Plautus, und Terenz brauchen, oder, wenn sie von mechanischen Dingen handeln, uns Ciceronianische Pracht sehen lassen wollen. Es ist wahr, daß, wenn man lateinisch schreibt, dieser Fehler weit verzeihlicher ist. Denn wenn man eine tode Sprache braucht, so bedient sich der Schriftsteller, der sich doch durchaus ausdrücken soll, und gleichwohl nicht so leicht, wie in den lebendigen Sprachen, die natürlichsten und schicklichsten Redensarten bey der Hand hat, er bedient sich, sage ich, derjenigen, die er vor sich findet, und die wenigstens einiger maßen den Begriff, wo nicht ausdrücken, doch errathen lassen; es gleich auch selbst im lateinischen derjenige, der die alten Schriften, aus welchen man lernt, und die besten neuern, die die alten nachgeahmt haben, wohl studiert hat, nicht so viele sprüchwörtliche und niedrige Redensarten nöthig hat, um sich über wissenschaftliche und ernsthafte Gegenstände auszudrücken.

Wer hingegen in diesen Fehler verfällt, wenn er, es sey, in was für einer neuern Sprache schreibt, verräth seine geringe Beurtheilungskraft, und verräth deutlich, daß er sich nicht auf die Auswahl der Schriften verstand, die er nachzuahmen hatte, oder nicht wußte, selbst in diesen die verschiedenen Stücke, die solche ausmachen, noch auch die verschiedene Schreibart,

die der Auktor in verschiedenen Stellen gebraucht hat, zu unterscheiden.

Der Decamerone des Boccaccio, der sonst ein großer Schatz in Ansehung des Styls ist, wie viele gelehrte Italiäner, die ihn nachahmen wollten, hat er nicht das unrechte Theil ergreifen lassen? Wie viel andere würden besser gethan haben, wenn sie ihn nie gelesen hätten, auch, wenn sie Toskanisch schreiben wollten. Ich kenne viele Bücher, nach deren Lektüre man sich nicht richten kan, weil ihre Verfasser den Styl des Boccaccio nachahmten, wo sie sich hingegen mit einem Pier Crescenzi, oder Passavanti, Redi, Magallotti, selbst einen Tanara, und andern dergleichen wenigen zierlichen Schriftstellern hätten begnügen sollen.

Ein Schüler der Rhetorik, der in allen sonst gute alte Schriftsteller nachahmen will, und noch nicht zu unterscheiden weis, daß diese Güte etwas relatives ist, wird vielleicht die Geburt eines Heiligen, oder eines Prinzen auf die Art ankündigen: Schon waren die Jahre der heilwärtigen Geburt unsers Herrn auf die Zahl — — — gestiegen, da 20. (*) Wee aber Zeit gehabt hat, nur ein wenig darüber nachzudenken, begreift sicherlich, daß es weit besser sey, kurz

(*) eine ungeschickte Nachahmung des Boccaccio.

zu sagen: Er ward gebobren im Jahr 20.; und weis einen Unterschied zu machen zwischen erzählen, und sich rednerisch ausdrücken; und in der Folge bemerkt er, daß der Styl, dessen sich Boccaccio in den Einleitungen zu seinen Giornate, und in seinen andern Werken bedient hat, zu weiter nichts dienen kan, als poetische Prosa zu schreiben, wie Fenelon, und unter den neuern Gesner gethan haben.

Aber Boccaccio ist nicht der einzige in dieser Rücksicht verführerische Schriftsteller. Berni, Pulci, und andere Fabelschreiber aus jenen Zeiten, selbst Ariost bringen ihren Lesern Wörter, Sprüchwörter und Redensarten bey, die nach den Hefen der Pöbelsprache schmecken, und in dem Munde eines Hanswursts, oder eines Bedienten in der Komödie sich besser ausnehmen würden, als in den Schriften ernsthafter Schriftsteller. Ich erinnere mich, daß Herr Barotti, wegen einer solchen schlecht gewählten Schreibart getabelt wurde (*), der, wie es scheint, mit allen den niedrigen und pöbelhaften Ausdrücken, die er im Morgante, in den Capitoli Berneschi, im Orlando innamorato und furioso fand, wo Rodomonte und Ferrante reden, Ehre einzulegen gedachte. Und eben als ob er daran noch nicht genug hätte, fügte er hin und wieder einige von seiner Fabrik bey, gleichsam um zu beweisen, daß er sich nicht ohne

(*) Gazette litteraire de Paris.

Grund gerühmt habe, das Wörterbuch mit 10000 Wörtern bereichert zu haben. Und, was meinem Ermessen nach, diese Art des Styls noch verwerflicher macht, so schrieb er in einem fremden Lande, wo es in aller Rücksicht nöthig war, die zierlichste Sprache zu gebrauchen, als diejenige, die wegen ihrer größern Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit den andern Spracharten die leichteste und allgemein verständlichste ist.

Ich weis nicht, ob ich einer solchen Schreibart nicht die des Goldoni, und Chiari vorziehen soll, die er gleichwohl so rasend durchzieht (*). Und ich wundere mich nicht, daß einer, der so denkt, den Styl des Algarotti, des Marquis de Beccaria, und einiger anderer Italiäner, die doch gewiß so verschieden sind, als die Schreibart des Herrn Baretti von der Schreibart in dem so genannten Galateo, oder Corrigiano, daß er, sage ich, die Schreibart jener Männer in eine Brüche wirft, und unpolirt und barbarisch nennt. Wenn auch gleich in der Schreibart des einen oder des andern unter ihnen einige Fehler nicht zu verkennen sind, so werden es gewiß solche seyn, die ein ganz anderes, als ein rauhes und barbarisches Ansehen haben.

Man

(*) in der Vorrede zu den Werken des Machiavelli, in der Londner Ausgabe. 4.

Man hat ehemals gesehen, wie der Mißbrauch der Metaphoren und eines figurlichen Styls die italiänische Litteratur besleckt und verdorben hatte. Gott verzeihe es, daß ein allzuphilosophischer Styl nicht die nemliche Wirkung thue. Es fällt mir hier ein, was ein braver Mann aus Siena (*) seit dem guten Zeitalter der italiänischen Litteratur bemerkt hat, daß einige, die sich nicht getrauten, durch das Ungekünstelte und Natürliche der toskanischen Sprache Ehre zu erwerben, sich zu viele Mühe gaben, sie erhabener zu machen, und darüber ins affectirte und schwülstige verfielen. Wir wollen uns jetzt nicht bey diesem besondern Umstand aufhalten; aber wir dürfen sicherlich glauben, daß die Dichter, nach einem falschen Begriff, den sie sich von der poetischen Sprache machten, die ersten gewesen sind, die diese gefährlichen Behelfe von sinnreichen Einfällen, und Figuren suchten, und daß sie hernach andere auf den nemlichen Weg nach sich gezogen haben.

§. 2.

Von der poetischen Sprache (**).

Das Wörterbuch der Dichter, sagt Marmon-
tel (***) sehr Einsichtsvoll, sind die Dichter selbst, die
I 3 Histor

(*) Alessandro Piccolomini Istituz. moral. L. III. c. II.

(**) Zur Berichtigung dieses Spähen vergleiche man Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste unter: Poetische Sprache.

(***) Poetique françoise 4tes Kap.

Historiker, und Redner, die in der Kunst zu schreiben etwas vorzügliches haben; und das ist in mehr, als einem Verstande, wahr. Unser oben gedachter alter Landsmann (*) der die poetische Sprache die Hofsprache nannte, und behauptete, daß man sie am römischen Hofe verfeinere, konnte das nemliche, und mit noch weit mehreren Grunde, von einer edlen Prosa sagen. Es ist auch weit natürlicher, daß man aus dem Munde eines Prälaten, und Staatsbedienten des römischen Hofes diejenigen Redensarten lerne, die zur Behandlung historischer, wissenschaftlicher, moralischer und politischer Materien in Prosa geschickt sind, als solche Ausdrücke oder Figuren, die von der gewöhnlichen Sprache so weit abstehen, dergleichen zuweilen die Dichter brauchen. Aber in der That ist die poetische Sprache, zumal die italiänische, nichts anders, als eine zierlichere, ausgesuchtere, nachdrücklichere, und stärkere Sprache, als die gewöhnliche. Wesentlich aber ist sie nicht von der unterschieden, deren man sich in Prosa bedient. Nur in zwey Stücken ist sie von der prosaischen unterschieden, nemlich durch das Sylbenmaas, und durch die größere Freyheit im Gebrauch der Figuren.

Da der Vers auf eine bestimmte Anzahl, auf Länge und Kürze der Sylben eingeschränkt ist, auf eine gewisse

(*) Calmeta beym Bembo und Castelvetro. S. oben P. 94.

gewisse Beschaffenheit des Accents und der Endungen, so war das der Grund, warum man den Dichtern in ältern und neuern Sprachen, Abkürzungen und zuweilen Verlängerungen der Wörter erlaubt, die man im ordentlichen Reden und Schreiben nicht brauchen dürfte. Und weil einige Wörter entweder gar nicht, oder nicht ohne Schwierigkeit und Härte sich diesem Sylbenmaas, und Rhythmus anpassen lassen, so ist dem Dichter nicht verwehrt, den bestimmten und gewöhnlichen Nahmen einer Sache, oder das Zeitwort, welches eigentlich die Handlung andeutete, umzutauschen, und anderwärts ein Wort zu suchen, welches vermöge einer gewissen Analogie oder Aehnlichkeit das nemliche ausdrücken kan. Und wenn in dem Dialekt, in dem er schreibt, das Wort mangelt, welches erfordert wird, um dasjenige auszudrücken, was man in Versen und Reimen ausdrücken will, so entlehnt man es zuweilen aus andern Dialekten. Dies würde man hingegen dem Prosaiker, der sich nicht in gleicher Nothwendigkeit befindet, nicht so leicht gestatten.

Aber diese Freyheiten machen so wenig weder den wesentlichen Karakter, noch auch das Ganze der poetischen Sprache aus, daß ein Dichter vielmehr auf desto größern Verfall rechnen kan, je weniger er sich solcher Freyheit bedient, und je mehr die Worte und Redensarten, deren er sich in Versen bedient hat, sich auch, zumal in ernsthafter und erhabener Prosa, brauchen

chen lassen. Und ob es gleich auf der einen Seite den Dichtern eher erlaubt und anständig seyn dürfte, neue Wörter zu schaffen und einzuführen, so wird doch auch auf der andern Seite desto mehr Behutsamkeit, und genauere Auswahl der Worte und Redensarten erfordert. Sie waren die ersten, die die Sprachen verfeinerten und vervollkommeten, vermöge ihrer Sorgfalt, und Beurtheilung, die sie anwendeten, solche Wörter zu gebrauchen, die sie am meisten harmonisch und nachdrücklich fanden; da sie hingegen diejenigen vermieden, die entweder zu gemein, oder zu metaphysisch klangen, und entweder nach dem foro, oder nach der Schule schmeckten. Sie sind es gleichfalls, die die Sprache mit neuen Ausdrücken bereichern, vermöge einer klünnen und ungewöhnlichen Verbindung der Wörter, oder vielmehr der Begriffe, auf die ein anderer, der auf die gewöhnliche Weise redet, oder schreibt, nicht so leicht fällt. Aber solche Ausdrücke gehen nach und nach in die Prosa über, welche alsdenn wahrhaftig erhaben und edel ist, wenn sie sich in der Auswahl der nachdrücklichsten und bedeutendsten Worte der Poesie nähert. Cicero selbst lehrt dieses, indem er vom Redner verlangt: *Verba prope poetarum* (*). Und er redet nicht ganz wahr in der Stelle, wo er den Antonius sagen läßt: daß die Poeten gleichsam mit einer andern Sprache geredet hätten (**).

Aber

(*) de orat. L. I.

(**) Ebendas. L. II, c. 14.

Aber um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, daß die italiänische Dichtersprache, und vielleicht keine andere neuere, von der prosaischen in Ansehung der Worte und Redensarten im geringsten nicht unterschieden ist, ausgenommen durch die größere Zierlichkeit, so gebe doch der wissbegierige Leser Achtung, ob irgend einer von unsern Prosaiskern jemals, wenn es sich gerade so schiekt, eine Redensart aus dem Petrarca verschmähete; oder man nehme einen Canzone, oder ein Sonnett dieses Lyrikers, welches man will, oder eine der schönsten und stärksten Stellen des Dante, welche man will, man versuche es, in Prosa die nemlichen Gedanken auszudrücken, und sehe, ob man, einige Wörter ausgenommen, die der Zwang des Reims mit sich brachte, andere passendere und natürlichere Ausdrücke zu finden im Stande sey. Hören wir nicht täglich den Ariost auf einer Seite, als den größten, als einen in seinem Ausdruck vortreflichen und fruchtbaren Dichter rühmen, und sehen wir nicht auf der andern Seite deutlich, daß sein Styl, die Reime, und die gebundene Rede weggenommen, in der That prosaisch wird? Dasjenige demnach, was ihn poetisch macht, besteht nicht in den Worten und Redensarten, sondern in den Gedanken, Bildern, in der Nachahmung. Wenn Chiabrera, und einige andere aus seinem Zeitalter einige Redensarten gebraucht haben, die in der That vom gewöhnlichen Gebrauch, selbst der höhern und erhabenen Prosa, gar sehr abstehen, so war das

vielmehr ein Fehler des veränderten Geschmacks, als ein rühmlicher und nöthiger Vorzug der Poesie.

S. 3.

Vom figürlichen Styl.

Wir sind inzwischen gar nicht gemeynt der Poesie eine gewisse, ihr mehr, als anderen Arten oder Aufsätzen, eigene Beschaffenheit der Rede oder Schreibart abzusprechen. Aber auch dieser Unterschied ist nicht so gros, wie einige glauben, und rührt nicht sowohl von der Natur des Aufsatzes, oder, deutlicher zu reden, nicht sowohl von der Form her, sondern von der Materie. Wenn in Tragödien und Heldengedichten eine größere Stärke der Gedanken und mehr Kühnheit in den Figuren herrscht, so kömmts daher, weil man selten in andern Schriften so heftige Leidenschaften auszudrücken hat, und diese sind es gleichwohl allein, welche die kühnen Figuren rechtfertigen können; und unsere Dichter haben es aus keinem andern Grunde versehen, als daß sie zur Unzeit und bey kaltem Blute Figuren brauchten. Wenn man aber schreckliche Fälle zu behandeln hat, oder die Rede von solchen Personen ist, die von lebhaften Affekten getrieben werden, oder wenn man sie selbst redend einführt, wie es die Alten machten, so können alsdenn die nemlichen Figuren, und folglich die nemliche Schreibart statt finden.

Welcher

Welcher Dichter von übler Laune würde seiner satyrischen Begeisterung nicht Ehre machen, wenn er eine Catilinarische oder Philippische Rede des Cicero in Verse übersezte? Welcher eifrige römische Senator würde nicht mit einem Ennius sich so ausgedrückt haben: Die scheusliche Zwierracht sprengte die eisernen Pfosten und Thüren des Krieges auf? Welcher feurige Panegyrist würde nicht die Ideen eines Claudians benutzen, oder welcher Dichter würde nicht, als Lobredner, von einem Plinius manche Gedanken und Einfälle erborgen?

Es giebt aber noch einen Unterschied zwischen Poeten, Rednern und Historikern, von welchem ein innerer Unterschied der Schreibart herzurühren scheint. Weil der Dichter ordentlicher weise das Vergnügen zu seinem Hauptzwecke hat, so übergeht er alles das, was matt und verdrüsslich werden kan, und breitet sich ohne alle andere Rücksicht auf das aus, was jeden Leser insgemein ergötzen kan. Indem nun andere Schriftsteller sich dieses nicht erlauben, so kommen sie uns ordentlicher weise weniger lebhaft, und weniger erhaben vor. Aber eben aus dem Grunde ist den Dichtern das Studium der Redner und Historiker sehr nützlich, um nicht ins Unbedeutende, und Unwahrscheinliche zu verfallen, oder in den Wolken herumzufattern. Und den andern Schriftstellern nützt die Lectüre und das Studium der Dichter, um ihren Vortrag zu beleben, und durch den Geist,

Geist, Nachdruck, und Lebhaftigkeit der Ausdrücke zu haben, als welche Eigenschaften in der Poesie reichlich anzutreffen sind, bey der historischen Pünktlichkeit hingegen, und bey der philosophischen Ernsthaftigkeit verschwinden.

Uebrigens sind es gar nicht die Synonymen, die überflüssigen Benwörter, und alle die schwülstigen und zu sehr gesuchten, und weithergeholten Ausdrücke, welche der Poesie, oder der Prosa, Nachdruck und Schönheit geben könnten. Die Umschreibungen sind für den Verfasser eines Aufsazes eben das, was die Umwege und Kreuzgänge für den Reisenden sind, wenn man die gerade Strasse versperrt findet, oder in der That Lust hat herumzuschweifen.

§. 4.

Von reimlosen Versen und vom Reim.

Es ist ausgemacht, daß unser Vers von der Folge der Sylben, die man gemeiniglich in ordentlichen Reimen braucht, so wenig unterschieden ist, daß die Versifikation matt und sinkend wird, wenn man sie nicht mit einiger Kunst zu unterstützen bemüht ist. Die neuern Sprachen bedienen sich zu dieser Absicht ähnlicher, regelmäßig geordneter Endungen. Der Reim, ob er gleich in barbarischen Zeiten und im äußersten Verfall der lateinischen Poesie aus einer Figur, deren man sich sonst nur selten bediente, entstanden ist, giebt dem ohngeachtet

geachtet der gewöhnlichen Poesie eine besondere Schönheit. Die Petrarchische Annehmlichkeit würde, wenn man den Reim wegnähm, sehr viel in unserer Empfindung verlieren, und wenn der leichte Gang des Ariosts auf reimlose Verse reducirt werden sollte, so würde er viel matter seyn, als die Versifikation des Sirenzola und Trifino. Weder la Coltivazione, noch selve des Mamanti, fast die einzigen originellen Poesien des 16ten Jahrhunderts, die sich unter denen in reimfreyen Versen noch in Ansehen erhalten haben, rühren mich. Die schwülstige Masse des Frugoni war nicht hinreichend mich anzulocken. Auch hat das Ansehen jenes Triumvirats (*), welches schon so viel Lustra eine so große Revolution in der gelehrten Republik zu drohen schien, mich nicht überreden können, daß die niedrigere Art der Poesie ohne Reim bestehen könne.

Ich wußte überdem, wie andere Nationen diese Art von reimlosen Versen (versi bianchi) bald angenommen, bald verworfen hatten. Daher war ich sehr geneigt zu glauben, daß man den reimfreyen Vers, wie Varchi (***) haben wollte, für die Tragödie, der er auch angemessen ist, und für Uebersetzungen der Poeten aufbehalten sollte, die in Prosa matt, mit Reimen aber ungetreu seyn würden. Aber bey der Erscheinung

(*) Algarotti, Bettinelli, Frugoni.

(**) Ercolano p. 344. edit. 1730.

scheinung des *bel matino* (*), da ich ferner die vor-
treffliche *Armonia* (**) hörte, und bey Erblickung an-
derer dergleichen Werke, die seit 15 bis 20 Jahren
herausgekommen sind, (und vielleicht haben wir noch
nicht alles Schöne gesehen, was sich in dieser Art lei-
sten ließe) fieng ich an anderer Meynung zu werden, und
zu glauben, daß man auch ausser dem dramatischen Sach-
reimlose Poesie haben könne, die sich doch sehr gut le-
sen läßt. Doch ist es kein leichtes Kunststück, den Ton,
die einzelnen Gedanken, und Clauseln so zu vertheilen,
und zu verflechten, daß man die Einförmigkeit und ver-
drüssliche Monotonie vermeidet.

Auf der andern Seite ist es auch gewiß, daß die
Marter und der Zwang des Reims den Dichtern, wie
der Zügel den Schulsperden, darzu dient, daß sie dasje-
nige besser machen, was sie ohne dem nicht so gut ma-
chen würden. Ein Genie, ganz voll von dem zu be-
handelnden Sujet, und in der poetischen Begeisterung,
kann zwar in der That, unter den harten Gesetzen des
strengen Sylbenmaases, oder des Reims, um seine
Gedanken auszudrücken, sich zu manchen nicht ganz ge-
nauen, ja sogar niedrigen und allzugeminen Ausdrück
verleiten lassen. Ohne den Zwang des einmal gewähl-
ten Metrum würde Horaz manche dem erhabenen
Stilg

(*) vom Abt Parini.

(**) ein Gedicht von Abt Robertti.

Stilg seiner Oden nicht angemessene Redensart nicht ge-
braucht haben, zu der er sich blos bequeme, um nicht
den Hauptgedanken zu verlieren. So würden im Dan-
te, ohne den Zwang des Reims, scholastische und zu
gemeine Ausdrücke seltener seyn. Aber eben die An-
strengung des Nachdenkens, zu welcher uns das Me-
trum, oder der Reim verpflichtet, führt uns ohne
Zweifel auch oft auf ganz ungewöhnliche Gedanken,
daran man bey der Leichtigkeit der ungebundenen Rede
nicht würde gedacht haben.

§. 5.

Von poetischen Wörtern und Freyheiten.

Ubrigens ist dies das einzige Gesetz des Verses,
daß er mit der Beschaffenheit der Gedanken und Ent-
pfindungen, die man ausdrücken, oder der Sachen, die
man darstellen will, harmonire und ihnen entspreche.
Und daher sind wenige Worte so rauh, und von so
unbezwinglicher Härte, daß sie sich nicht in den Vers
schicken sollten; und einige Wörter, die man als eigen-
thümlich poetisch betrachtet, sind es nicht vermöge ei-
nes Gesetzes, welches uns verpflichtet, sie immer zu
gebrauchen, sondern vermöge einer gewissen Freyheit,
die uns verstatet, sie für andere zu gebrauchen, wo sie
sich besser zum Sylbenmaas oder zum Reim schicken (*).
Die

(*) Die Poeten, sagt Salvini, brauchen oft zur Be-
quemlichkeit des Verses: *Frare, fido, auro, splendore,*

Die Franzosen hielten einige Kunstwörter in den Vers zu bringen für unmöglich, und gleichwohl hat sie Mfr. de

u, fora, saria, spene, oder speme, gre, pria, alma, erge, statt: fevole, oder devole, oscuro, risplendere, dove, sarebbe, speranza, andare, prima, anima, dirizza und so viele andere. Aber es ist klar, daß, wenn diese letztern ihnen bequemer sind, sie solche den erstern vorziehen, und wenn wir beym Petrarca auch *debile, speranza, andare, sarebbe, fedele, anima, u. s. w.* finden, wenn er die Wörter: *oprazione, opinione, conoscenza, accoglienza, disuguaglianza, adducire, interrompere, disconvenire, soavemente, agevolmente, veracemente, u. s. w.* braucht, wer kan denn bestimmen, welche dergleichen Kennzeit: oder Beywörter vom Verse ausgeschlossen seyn müssen, als nur das eigene Gehör eines jeden, der schreibt.

Die Poeten sind gewohnt, um des Nachdrucks und der Erhabenheit willen, viel ältere Wörter zu gebrauchen, als man im gemeinen Reden, und in gewöhnlichen Schriften braucht; und deswegen gerathen sie oft in die Volkssprache. *Salviani Averiani. L. II. c. XV.* Das kan zum Beweis dienen, daß die Poeten im Anfange die gewöhnliche Sprache geistlicher Personen gebraucht haben, die hernach auf das Volk kam, wie es mit den Moden geht, die alsdenn auf den Pöbel und in die Provinz kommen, wenn der Hof und die Hauptstadt sie abgelegt haben. Viele alte französische Ausdrücke sind für die scherzhafte Poesie und Komödie übrig geblieben, hingegen aus ernsthaften und anständigen Vorträgen verwiesen, wohin sie sonst ebenfalls gehörten.

de Lille in seiner Uebersetzung der *Georgicorum* des Virgils angebracht, so, daß sie nicht nur die Verifikation nicht verderben, sondern vielmehr harmonischer und angenehmer zu machen scheinen.

S. 6.

Vom Geschäftsstyl (*).

So wie es viele giebt, die ohne hinlänglichen Grund die poetische von der prosaischen Sprache unterscheiden, so nehmen andere mit noch weniger Grunde an, daß der Geschäfts- oder, wie wir sagen, Kanzelstyl von dem unterschieden seyn müsse, dessen sich die Gelehrten in ihren Schriften, die Redner in ihren Vorträgen bedienen, und insbesondere noch mehr von der poetischen Sprache. Ich unternehme es jetzt nicht, das Urtheil eines gewissen (***) zu prüfen, da er glaubt, zu Briefen werde eine ausgefuchtere Schreibart erfordert, als zu Gesprächen, (die doch gleichwohl weit zierlicher, als andere Schriften, abgefaßt zu werden pflegen) worinnen er sich insbesondere darauf gründet, daß der Dialog die vertraute Sprache nachahme, die man doch als unstudiert und nachlässig betrachten müsse, da

(*) Man vergleiche bey diesem S. Sonnenfels vom Geschäftsstyl im deutschen Museum, Oktobr. 1780.

(**) Demetrius Phalereus de Elocutione.

da man hingegen den Brief ganz gemächlich und mit Ueberlegung am Pult schreibe.

Allein es ist gewiß, daß alle Verfasser, sowohl von Briefen, Geschichten, und Abhandlungen, als auch von Gedichten, und Reden, sich nach den nemlichen Regeln richten müssen, und alle auf gleiche Weise einen gleichgroßen Vorrath von Worten und Gedanken nöthig haben. Es ist ein Werk ihrer Beurtheilungskraft, diejenigen Redensarten und Wendungen zu gebrauchen, die die Beschaffenheit des Sujet erfordert. „Wir weisen, schreibt Pamphilus Perseus (*) den Briefen keine andere Schreibart, oder eigenthümliche, und allgemeine Art des Ausdrucks an, als diejenige, die dem Sujet und den Personen angemessen ist, doch mit der Einschränkung, daß man das allzuperiodische, und verflochtene, die rednerische Schminke und Einkleidung, die allzugesuchten und gekünstelten Redensarten, das affectirte und überflüssige vermeide.“ Aber bey welcher Art von Aufsätzen ist nicht die nemliche Vorsicht nöthig?

Um uns nicht von dem zu entfernen, was schon oben (***) gesagt worden ist, was könnte wohl derjenige, der oben verlangte, der Dichter sollte die Sprache vom

(*) Pamphilus Perseus de secret.

(**) S. im 4ten Kap. den 2ten und 3ten §.

vom Volk lernen, sie unter den Hofleuten zu Rom verfeinern, und seine Sprache nach den Modell der Ibrigen bilden, was könnte er, sage ich, einem Sekretär, oder einem erhabenen Redner, und einem kritischen Geschichtschreiber, für eine andere Vorschrift geben? Welcher ist unter diesen, der nicht die nemliche Erlaubnis hätte, ein neues Wort aufzunehmen, wenn er es entweder nöthig findet, um besser verstanden zu werden, er schreibe Briefe, oder erzähle Geschichte; oder wenn er es in Gedichten und Reden zur Würde und zum Nachdruck dienlich findet? Und wenn der vertraute Brief- oder erzählende Styl zuweilen gemeine Ausdrücke erfordert, wo ist der Dichter, der in Satyren, oder Fabeln, oder Comödien, oder heroischkomischen Gedichten nicht das nemliche thäte? ausgenommen, daß der eine es thut um zu ergötzen, dem andern aber dieses aus Noth, oder in der Eil erlaubt ist.

Mit Recht aber beschuldiget man diejenigen Sekretärs der Faulheit, oder Unwissenheit, die unter dem Vorwand barbarisch schreiben, daß es der Geschäftsstyl so erfordere; (gleichsam, als ob der Styl der Philosophen, der Geschichtschreiber, oder der übrigen Schriftsteller scherzhaft oder possenhaft wäre) vielmehr muß ich noch sagen, daß keinem Schriftsteller die Mannigfaltigkeit und der zierliche Reichthum der Worte, die den Dichtern und Rednern eigen zu seyn scheint, so nöthig ist, als den Sekretärs, welche so oft genöthigt sind,

sind, in den Patenten zu panegyrisiren, und in Briefen zu complimentiren, und einerley Gedanken auf verschiedene Art auszudrücken. Nicht einmal die Instruktionen, Anzeigen, Gutachten, die man beständig entweder in Form eines Briefs, oder auf andere Art, zu Papiere bringen muß, nicht einmal diese erfordern eine andere Sprache, als diejenige, die man in verschiedenen Arten von Büchern braucht. Daher kan es keine andere Ursache des Unterschieds geben, der sich zwischen der Schreibart, deren sich Sekretärs meistens bedienen, und der Schreibart anderer Schriftsteller findet, als zuweilen die Verschiedenheit der Muster und Bücher, die man nach einem unglücklichen Vorurtheil liest, welches sich durch Ueberlieferung in gewissen Canzelleys, und Kollegiis immer fort erhält.

Vermöge dieses Vorurtheils glauben einige, diese und jene Formeln und Redensarten wären gleichsam technisch und nothwendig. Aber wenn sie sich einmal gewöhnt hätten, z. E. die florentinische Geschichte des Varchi, die Discorsi des Scipio Ammirato, oder des so genannten Segretario, oder die Geschichte, und Memoires des Bentivoglio, Pallavicino, oder auch des Paruta, und Nani zu lesen, so würden sie gefunden haben, daß man mit gleicher Geläufigkeit auch gut Italiänisch schreiben könne. Solche Leute glauben ja selbst nicht, daß die Affären zu Rom, oder anderswo ins Strecken gerietzen, oder verkehrt giengen, weil die

die Sekretärs der Päbste und anderer Fürsten sonst eben die reine Sprache schrieben, die man in andern Aufsätzen braucht, wie man z. E. an einem Sadoletto, Bembo, Guidiccione, Capello, della Casa, (der unter Paul, dem 4ten, Staatssekretär war) Caro, dem Cardinal Bentivoglio, und so vielen andern sieht.

Es ist wahr, daß die Bücher nicht zu einer einzigen, oder wenigstens nicht zu einer bestimmten Person, auch nicht zu einer einzigen Stadt, oder Provinz, sondern zu ganzen Nationen, zu den künftigen und entfernten Jahrhunderten eben sowohl, als zum gegenwärtigen Zeitalter reden sollen; und daher größere und sorgfältigere Auswahl der Ausdrücke erfordern. In Briefen hingegen, die man an und vor sich nicht für die Nachwelt schreibt, auch nicht zu dem Ende, daß sie in mehreren Provinzen verstanden werden sollen, sondern nur von denen, an die sie gerichtet sind, scheint es vernünftig zu seyn, diejenigen Redensarten zu brauchen, von denen man glaubt, daß sie die, an welche sie gerichtet sind, am leichtesten verstehen werden; hauptsächlich, wenn es in der That Briefe sind, die Angelegenheiten betreffen, oder Instruktionen enthalten. Denn mit Komplimenten kan es nicht die nemliche Verwandnis haben. Aber wenn solche Kunstwörter und Canzelleyausdrücke nöthig sind, um die Dinge bey ihren eigentlichen Nahmen zu nennen, sowohl in den Depeschen

der Canzellenen, als in gerichtlichen Handlungen und Streitigkeiten, so können sie auch aus dem nemlichen Grunde dem Geschichtschreiber, oder dem, der überhaupt von Dingen schreibt, die Künste und Handwerker betreffen, sehr bequiem seyn.

§. 7.

Wie man sich Kürze und Deutlichkeit zu eigen macht.

Aber, vorausgesetzt einmal, daß man aus andern Schriften die Sprache lernen soll, so daß man einen Mittelweg zwischen der Schreibart blos der neuern, und blos der alten beobachte, nach welcher Regel, und auf welche Weise wird ein Schriftsteller, dem es ein Ernst ist, gut zu schreiben, aus so vielen Schriftstellern, so verschiedener Zeiten und Länder, einen solchen Vorrath von Wörtern auswählen können, daß seine Schreibart nicht nur deutlich und verständlich, sondern auch zierlich und schön werde, und dem Geschmac, wo nicht aller, doch des größern und vernünftign Theils der Nation, besonders, wenn sie, wie Italien, in so viele kleinere Staaten, vertheilt ist, entspreche. Wer sich blos an die Alten halten wollte, würde Gefahr laufen, Wörter zu brauchen, die ganz abgekommen und nicht mehr verständlich sind, und in die Schreibart zu verfallen, die man pedantisch nennt, einen Fehler, den

Sontar.

Sontanini (*) an der Uebersetzung der neuen lateinischen Methode des Porto reale bemerkt hat. Wer sich hingegen blos auf die neuern einschränken wollte, würde es nie dahin bringen, den wahren Gehalt und Bedeutung der Wörter vollkommen zu kennen, und, indem er, wie mans zu nennen pflegt, Neologismen oder andere Redensarten, die die Flüchtigkeit der Mode bald aufnimmt, bald eben so leicht wieder verwirft, für die besten und artigsten annähme, würde er sich eine unedle und niedrige Sprache angewöhnen.

Der scharfsinnige Kardinal Pallavicini (**) erkannte die Wichtigkeit dieser Regel recht sehr zur gelegnen Zeit, als er die Geschichte der tribentinschen Kirchenversammlung verfertigte, und wie er sich nicht nur vor dem Mißbrauch der Dichter und anderer Schriftsteller seiner Zeit, sondern auch vor der übertriebenen Anhänglichkeit an die Alten, sowohl in der Wahl der Worte, als auch in der Konstruktion, zu hüten mußte, so widerstund er auch mit rühmlicher Standhaftigkeit dem Zubringen und Zundstigungen derjenigen Hofleute zu Rom, die es gerne gesehen hätten, daß er in der Umarbeitung und Abkürzung jenes größern Werks durchaus den gewöhnlichen Geschäftsstyl, dessen man sich in

R 4

den

(*) Bibliot. Ital. Tom. I. p. 61.

(**) S. die Nachricht vor seiner *Storia del Concilio di Trento* ridotta a più breve forma. Rom. 1666.

den Sazellenen bediente, gebraucht hätte. Daber versiente auch dieses Werk, daß es in der dritten Ausgabe des Vocabolario della Crusca angeführt wurde, und noch jetzt kan man sich zum Muster einer zierlichen und präcisen Schreibart nehmen, ob gleich, nach dem gewöhnlichen Fehler seiner Zeit, da man zu sehr zu Antithesen geneigt war, sein Gang zuweilen etwas rauh ist.

Die erste Regel demnach wird diese seyn, daß alle Wörter und Redensarten, die in einerley Bedeutung bey Alten und Neuen vorkommen, die besten sind, und allemal ohne Bedenken gebraucht werden können. Solche hingegen, deren die Alten sich bedienten, die aber sehr selten von Neuen gebraucht werden, müssen von verständigen Schriftstellern gleichfalls selten, oder nie gebraucht werden, es müßte denn in der Poesie seyn, oder um zuweilen dem Vortrag mehr Mannigfaltigkeit zu geben. Und es scheint mir im geringsten nicht zweifelhaft, daß unter den verschiedenen Wörtern, die uns die Lektüre der von Seiten einer guten Schreibart empfohlner Bücher darbietet, diejenigen vorzuziehen sind, die mit andern Spracharten und Dialekten mehr übereinkommen, indem sie am leichtesten und allgemeinsten verständlich sind. Daher hatte ein berühmter Philosoph^(*)

Grund

(*) Michaelis Preischrift: de l'influence reciproque du language sur les opinions, & des opinions sur le language.

Grund zu behaupten, daß die Kenntnis verschiedener Sprachen dazu diene, eine durch die andere zu verbessern und zu vervollkommen. Und ich wünschte nicht allein, daß der Schriftsteller die klärern Ausdrücken, die ihm vielleicht zierlicher zu seyn scheinen, in dem Fall vorzöge, wo sowohl die einen, als die andern als bewährt aufgenommen sind; sondern auch in der Orthographie gefällt es mir, daß man, wo man unter den Grammatikern verschiedene Meinungen und Beispiele findet, die Wörter auf die Art schreibe, die die Verständlichkeit am mehresten befördert (*).

R 5

Der

(*) Die florentinische Aussprache, welche auf viele Stellen einen besondern Nachdruck legt, hat gemacht, daß man wider die Etymologie die Konsonanten in unzähligen Wörtern verdoppelt hat, und da diese Verdoppelung von der mündlichen Aussprache in die ältern Schriften übergegangen, nach diesen aber die Grammatik eingerichtet worden ist, so ist daraus eine ungewisse und unzuverlässige Orthographie entstanden, welche einen Schriftsteller alle Augenblicke in Verlegenheit setzt. Denn, wenn er sich, wie es vernünftig wäre, nach der lateinischen Orthographie in den aus dieser Sprache abgeleiteten Wörtern richtet, so weicht er von der toskanischen Rechtschreibung ab. Wenn es noch Zeit wäre, und ich gewiß wüßte, daß ich den Druck dieses Werks selbst wieder durchsehen könnte, so wollte ich wenigstens in solchen Dingen, die das Wörterbuch auf zweyerley Art auführt, allemal der lateinischen Analogie folgen, und schreiben: *imaginazione*

Der Reichthum der Sprache muß sich nicht durch den Gebrauch vielerley Wörter, sondern dadurch äußern, daß man unter den vielen die harmonischsten, bedeutendsten und verständlichsten auswählt. Sehr unrecht würde man daher einen Petrarca, della Casa, Metastasio, der Unfruchtbarkeit und Armuth beschuldigen, weil sie in ihre Aufsätze nicht alle Worte und Redensarten hineingebracht haben, die darinnen Platz gefunden hätten. In den Erzählungen und Fabeln des la Fontäne, finden sich unzählliche französische Wörter, die weder Boileau, noch Racine, seine Zeitgenossen, gebraucht haben. Sollen wir deswegen sagen, daß die Sprache der letzten trocken und unfruchtbar gewesen sey? Man sehe immer vor allen Dingen auf Deutlichkeit, und suche nicht in Mannigfaltigkeit und

Wortz

zione, nicht immaginazione; rinovare, nicht rinnovare; procurare, nicht procurare; und so unzählige andere. Auch würde ich Academici, und nicht Accademici, sagen. Aber Schriftsteller und Ecker mögen wenigstens darauf sehen, Zweifel und Zweydeutigkeiten ohne Noth, und ohne ein gutes Muster vor sich zu haben, nicht zu vermehren. Was für ein seltsames Wesen ist es nicht, selbst Italiäner, und zwar Gelehrte, geschweige denn Ausländer, die unsere Sprache studieren, oder gemeine Personen durch *sennon, sepperò, epperò, siffatto*, zu verwirren, da hingegen jeder Mann *se non, se però* oder *e però, si fatto*, u. d. g. weit geschwinder verstehen würde.

Wortreichen Wesen einen Vorzug zum Nachtheil der Klarheit und des Anständigen. Eine Lehre, die für uns Italiäner sehr nöthig ist, die wir an Beywörtern und Synonymen (*) einen Ueberfluß, und nach dem Genie der Sprache in der Konstruktion und Stellung der Worte so viel Freiheit haben, als uns beliebt, so daß wir mit leichter Mühe volle und gerundete Perioden bilden, und in eine Rede, oder Gedicht, so viel Pracht und Geräusch hineinbringen können, als wir wollen. Aber, wenn wir von philosophischen, politischen, mechanischen Dingen handeln sollen, finden wir uns in größerer Dürftigkeit, als alle andere gelehrte Nationen.

§. 8.

Nothwendigkeit und behutsamer Gebrauch
neuer Wörter.

Die Wörterbücher haben die Bedeutung einer Menge

(*) Was für ein Abstand zwischen den *Synonymes françois*, (der Titel einer solchen Sammlung) und den *Sinonimi Italiani* eines Rabbi? In jenen wird die verschiedene Bedeutung der Wörter, die man leicht mit einander verwechseln könnte, und die in der That Ähnlichkeit und Beziehung auf einander haben, kurz und genau erklärt. In diesen stehen unter ein und eben demselben Artikel zehn oder zwölf Wörter, ohne sie zu unterscheiden. Eine Sache, die zu weiter nichts dient, als ein gewisses Wort zu finden, das sich eben zum Mechanismus eines Verses, oder eines Perioden schickt.

Menge von Wörtern und Ausdrücken bestimmt; aber es ist weder möglich, noch vernünftig, alle Jahre neue Zusätze dazu zu machen. Indes hat das Studium der Wissenschaften, die Veränderung der Regierung, der Zufluß der Fremden, das Kommercium nothwendig eine große Menge neuer Wörter und Redensarten eingeführt, welche eines Theils alle zu vermeiden, ein schweres Unternehmen, und eine sehr unangenehme Affektation seyn würde, auf der andern Seite aber ist der Gebrauch derselben, insbesondere in Schriften, denen anstößig, die bloß bey der Crusca bleiben wollen. Die Deutschen, die sich nicht nach Wörterbüchern richten, sind einer großen Verlegenheit überhoben. Aber sollen denn wir Italiäner zwey oder drey Worte brauchen, um auf eine doch wohl zweydeutige Weise dasjenige zu sagen, was man ganz deutlich mit einem Worte sagen könnte, und sollen wir die Wörter mit andern vertauschen, die von ganzen Nationen, und durch ganz Europa, geschweige denn in Italien, verstanden werden? Sollen wir vielleicht deswegen, weil man zu den Zeiten des Boccaccio, der Villani, des Varchi, des della Casa, noch nicht so lebte, dachte, und sprach, wie zu unsern Zeiten, aus pedantischen Ekel die Worte verwerfen, da wir doch die Sachen, die sie bezeichnen, nicht verwerfen? Und wenn nun die Nation entschlossen ist, sie durchaus haben zu wollen, wollen wir uns thörichter Weise dem unvermeidlichen Wechsel der Gebräuche, und, was noch mehr ist, den

den Fortschritten der Vernunft und Philosophie widersehen?

Grammatiker und Humanisten, welche eifersüchtig über die Regeln und Vorschriften des Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilians halten, müssen, wenn sie sich gleich bleiben wollen, auch bemerken, was diese Lehrmeister lehren, daß man dem Vortrag Majestät, Anstand und Mannigfaltigkeit geben soll, und daß neue und nachdrückliche Worte gerade diese Wirkung thun. Ein jeder begreift, wenn die guten so sehr gerühmten ältern Schriftsteller unserer Sprache sich nach jener ihren Grundsätzen gerichtet hätten, so müßten wir die Sprache des Guittone d'Arezzo, und des Cino de Pistoja gebrauchen. Castelvetro, der doch die toskanische Sprache so aus dem Grunde verstund, wurde eben deswegen so sehr von den Toskanern getadelt, weil er sich zu sehr an die Alten hatte binden wollen. Seine Schreibart, ob sie gleich rein ist, und den Toskanismus beobachtet, schien dem Varchi (*) eben so ängstlich oder genirt, dunkel und schwerfällig, als die des Annibal Caro klar, blühend, und frey ist. Und woher rührt die Deutlichkeit des Caro anders, als von der so gemäßigten und bescheidenen Freyheit, deren er sich im Gebrauch der beyhm Petrarca, Dante, nicht vorkommenden Worte zu bedienen wußte?

Ariost

(*) Ercol. p. 368.

Ariost befolgte die nemliche Regel mit gleicher Mäßigung. In den Schriften des Galileo Galilei, Segneri, Redi, Magalotti, und anderer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts finden wir unzählige, von andern italiänischen Wörtern abgeleitete, oder ganz fremde, von ältern Schriftstellern noch nicht gebrauchte Wörter. Und zu unsern Zeiten braucht der Marchese Ottieri und der Cardinal Orsi, die sich doch so sorgfältig einer guten Schreibart beflissten, ebenfalls, sogar außer dem Nothfall, eine große Anzahl von Wörtern und Redensarten, die offenbar aus dem französischen genommen sind.

„Was die Wörter anlangt, sagt Salvini, ein „gewichvolles Mitglied der Akademie della Crusca zu „Anfang des jehigen Jahrhunderts (*), wenn sie auch „nicht in unserm Wörterbuch anzutreffen sind, (denn ei- „ne lebendige Sprache erlaubt niemals ein vollständiges „und vollkommenes Wörterbuch zu verfertigen (**); so „viel Wörter blühen immer wieder auf, und wachsen „auf den alten, wie in den Gärten des Alcinous ein „Feigenbaum auf dem andern, hervor,) wenn sie nur „die

(*) Lezione 9. Er ist bekannt genug durch seine Anmerkungen zur 5ten Ausgabe der Grammatik des Buommattei Florenz 1760. auch durch seine Discorsi über die italiänische Sprache. II. d. II.

(**) E. die Encyclopedie unter dem Artikel: Dictionaire.

„die Sache gehörig ausdrücken, lebhaft, geistig, und „wie man in der niedrigen Sprache sagt, *calzanti* „sind (*), so daß sie der beste Redegebrauch billigt, „wenn sie aus der lateinischen, oder andern Sprachen „geschickt, und mit der gehörigen Rücksicht auf Nothwendigkeit, Artigkeit, beliebte Bequemlichkeit, Proportion, „und Uebereinstimmung mit andern entlehnet sind, so „mache ich nicht viel Schwierigkeit, sie als schön und „gut passiren zu lassen; und eben so in Ansehung der „Redensarten, wenn sie gangbar, und dem guten herrschenden Gebrauch nicht entgegen sind, so grüble ich „nicht viel darüber.“ So schreibt dieses gelehrte Mitglied der Crusca.

Man vergesse aber nicht, daß dieses Privilegium neue Wörter einzuführen nur denen zugestanden werden kan, die sich dessen mit Bescheidenheit bedienen (**). Aber, wenn wir solche ausdrucksvolle, kräftige, und schickliche, aus lateinischen, leicht verständlichen, und häufig gebrauchten, oder aus griechischen schon in andere neuere Sprachen übergegangen und aufgenommenen abgeleitete Wörter nöthig haben, wollen wir uns da bedenken,

(*) Eigentlich, was den Fuß pußt, metaph. schicklich, anständig.

(**) — dabitur licentia sumta pudenter.

denken, sie zu brauchen, bis man uns etwa zeige, daß ein Mitglied der Akademie sie gebraucht, oder, daß die Herausgeber des Wörterbuchs sie mit verzeichnet haben (*)?

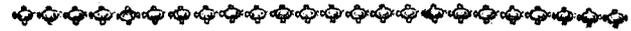
— — — — Eheu

Quam temere in nosmet legem fancimus
iniquam?

(*) Man könnte ein lauges Verzeichnis von Wörtern geben, die in den zu Neapolis und Venedig herausgegebenen Ausgaben des Vocabolario della Crusca zu den vorigen hinzugesetzt, und aus den im Vocab. selbst citirten Schriftstellern gezogen sind. Und ein eben so weitläufiges Verzeichnis könnte man von denjenigen machen, die von den neuern Mitgliedern der Akademie und andern guten Schriftstellern gebraucht worden, aber noch in keinem Buch, das Ansehen hätte, verzeichnet sind, ausgenommen in des P. Rosasco *Lexicario*, gedruckt zu Padua bey Manfrè in 4.



Zwey



Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Von der Wahl der Materie, und der innern Form der Bücher.

§. I.

Ueber die Veranlassungen und Bewegungsgründe zu schreiben.

Wir haben zur Gnüge gesehen, was für Kenntnisse ein Schriftsteller besitzen, wie er mit diesen Kenntnissen Philosophie, guten Geschmack, und Kritik verbinden, und wie er seine Schreibart bilden müsse. Nun wollen wir ihn in der Lage betrachten, da er wirklich schreibt, entweder zu Folge einer besondern Obliegenheit, oder aus wahren Eifer andern zu nützen, oder aus ehrfuchtiger und eigennütziger Begierde, eine Probe seines Genies und seiner Gelehrsamkeit zu geben. Ordentlicher Weise bietet sich die Idee eines Buchs dem Schriftsteller ohngesucht dar, und ein Gelehrter, der in der Absicht etwas zu schreiben erstlich lange herum dächte, um eine Materie zu finden, dürfte sicher glauben, daß er ganz ungeschickt sey, so etwas überhaupt, oder wenigstens, es gut zu machen.

£

Es

Es ist indeß gewiß, daß unsere Gedanken aus zwey verschiedenen Ursachen entstehen können; denn zuweilen finden wir uns durch besondere Veranlassungen, und unsere Umstände verpflichtet, eine Abhandlung, ein historisches Werk, ein Gedicht aufzusetzen, ohne daß wir darzu durch eigenen Geschmack, oder freye Wahl bestimmt worden wären. Ein andermal bringt uns unsere Einbildungskraft und Reflexion, während dem Lesen, Meditiren, oder einer Unterredung, auf den Gedanken, ein Werk in Versen, oder in Prosa über diese oder jene bestimmte Materie dürfte vielleicht nützlich seyn, oder wohl aufgenommen werden; und wir entschließen uns daher es zu verfertigen.

Alle Veranlassungen, die uns entweder verblinden, oder sonst reizen, etwas zu schreiben, das entweder durch den Druck, oder auf andere Weise (denn der Druck ist nichts wesentliches,) bekannt werden soll, lassen sich auf drey Klassen bringen: politische und bürgerliche, kirchliche und gottesdienstliche, und endlich akademische oder gelehrte. Die griechischen Rhetoren, welche keinen Theil der Gelehrsamkeit übergegangen haben, worüber sie nicht Abhandlungen und Untersuchungen geschrieben hätten, haben blos von diesen letzten Veranlassungen gehandelt. Ein Scholiast des Hermogenes gedenket eines gewissen Alexander Numenius, und eines Lollianus, die davon insbesondere geschrieben haben. Einer unserer Gelehrten

nahm

nahm daher Gelegenheit einen kleinen Traktat unter dem Titel zu verfertigen: *Delle occasioni rettoriche ed oratorie* (*). Nimmt man die Worte im strengern Verstand, so sind rhetorische und oratorische Veranlassungen einerley. Denn was man im lateinischen oratorisch nennt, heißt im Griechischen rhetorisch. Indessen lassen sich im ordentlichen Verstande oratorische und rhetorische Veranlassungen so unterscheiden, daß man durch jene alle politische und kirchliche Konjunkturen, wo ein Mann, der einen öffentlichen Karakter bekleidet, von wichtigen Dingen zu reden hat, durch diese aber gewisse Vorfälle bey öffentlichen Schulen und Akademien (gelehrten Gesellschaften) versteht, wo die Lehrer, oder Schüler, oder die Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft einen rednerischen Aufsatz zu verfertigen haben. Nun von diesen verschiedenen oratorischen oder rhetorischen Veranlassungen, wie sie nun heißen mögen, wollen wir jetzt kurz handeln, und von den bürgerlichen oder politischen den Anfang machen.

§. 2.

Reden, woraus zufälliger Weise Schriften werden, politische Reden.

In allen, insbesondere freyen, oder vermischten Staaten können eben solche Veranlassungen vorkom-

§ 2

men

(*) Zu Turin in der königl. Buchdruckerey, 1751.

men, in welchen sich Athen zu den Zeiten des Königs Philippus, oder der römische Staat zu den Zeiten des Catilina und Marcus Antonius befand; und wenn es in solchen Umständen eben sowohl Männer giebt, die einem Demosthenes und Cicero gleich sind, so dürfte man wohl ebenfalls Reden, voll Geist, Kraft, und politischer Einsicht, zu hören und zu lesen bekommen. Hätten sich dergleichen Männer noch einige Zeit früher zu Athen und Rom befunden, so dürften wir vielleicht eben so gut orationes Pisistraticas, Marianas, Syllanas haben, so wie wir Philippicas, Carilinaras, und Antonianas (*) haben. Wenn wir keine Gracchianas finden, die bey ähnlichen Gelegenheiten gehalten oder aufgesetzt worden, so war dies das gemeine Schicksal aller andern Werke aus diesen Zeiten, vielleicht, weil die Nachkommen sie abzuschreiben unterließen, da das Bücherverwesen und die Kunst zu schreiben noch nicht zu seiner Vollkommenheit gediehen war.

In Engelland, wo die Regierungsform den Lords und Repräsentanten der Gemeinden Gelegenheit zu ähnlichen Reden giebt, und wo das politische System dieser Nation der öffentliche Bekanntmachung einer jeden solchen Rede nicht hinderlich ist, sieht man gegenwärtig nicht selten einige der Art zum Vorschein kommen, die

(*) Ciceronis so genannte Philippicae sind hier gemeint.
H. d. U.

die einem griechischen oder römischen Redner Ehre machen würden. Auf gleiche Weise bieten sich in Frankreich, wo die Parlamenter und andere Gerichtshöfe dem König die Angelegenheiten und Bedürfnisse der Nation vorzustellen, und die Sache und das Interesse derselben zu betreiben pflegen, den obrigkeitlichen Personen viel wichtige Gelegenheiten zu vortrefflichen Aufsätzen, und Gegenvorstellungen dar, welche wirkliche Muster der bürgerlichen Beredsamkeit sind, obgleich in ganz anderer Manier, als des Demosthenes und Cicero. Denn weil sie entweder von Unterobrigkeiten an den König, oder von Canzlern an Unterobrigkeiten und an die Parlamente gerichtet sind, so redet man in weit höflichern Ausdrücken, da hingegen die atheniensischen und römischen Redner einander auf das heftigste herunter machten, und schimpften. Dergleichen Gutachten, oder politische Reden kommen in den italiänischen Staaten für die Neugier des Publikums, oder zum Unterrichte der Studierenden, wenig oder gar nicht zum Vorschein. Obgleich in Venedig zuweilen die Häupter, und Glieder des Raths bey verschiedenen Vorfällen mit vielem Nachdruck und Empfindung reden, wie der Doge Foscarini gethan haben soll, als man 1763. damit unglang, das Ansehen einer sehr mächtigen obrigkeitlichen Person einzuschränken, so werden doch solche Reden selten öffentlich bekannt gemacht.

Aber in allen Ländern zeigen sich häufige Gelegenheiten zu gerichtlichen Streitschriften. Es ist wahr,

daß, weil die Handel, die darinnen ausgeführt werden, gewöhnlicher Weise nur Privatpersonen, und Privatinteresse betreffen, das Publikum darauf wenig aufmerksam ist. Inzwischen giebt es doch einige, deren Veranlassung so beschaffen ist, daß sie Stoff zu sehr interessanten Abhandlungen, und unterhaltenden Schriften geben kan. Und es giebt viel Familien, wo die gewöhnlichste Materie der häuslichen Unterredungen Prozesse und Streitigkeiten sind. Die Piravallische (*) Sammlung merkwürdiger Rechtshandel, so sehr man auch darinnen die Auswahl des Sammlers vermisset, wurde dennoch nicht nur von Rechtsgelehrten, sondern sogar von Frauenzimmern begierig gelesen, die darinnen Begebenheiten und Streitigkeiten fanden, die ihrer Neugier und ihrem Geschmack angemessen waren. Hieraus läßt sich schließen, daß auch gerichtliche Streitigkeiten das Ansehen und die Form eines ganz lesbaren Buchs bekommen, und vielen Leuten zum Vergnügen und Unterricht dienen können, wenn sie nur nachdrücklich, ordentlich und zierlich abgefaßt sind.

Aber insgemein sind wir noch weit von dieser Stufe entfernt. „Auch die fleißigsten und fähigsten Advokaten,

(*) Eine mit mehrerer Auswahl und Ordnung der einzelnen Stücke abgefaßte teutsche Uebersetzung derselben hat Herr Regierungsadvokat Franz zu Gera ans Licht gestellt, und ist davon bereits der letzte Band heraus. N. d. U.

„katen, sagt Rapin (*), wenden nicht die Hälfte der gebührenden Zeit auf die Beredsamkeit; denn außer der „alten Jurisprudenz, und dem ganzen römischen Recht, „die man nothwendig wissen muß, ist schon blos die „neuere Jurisprudenz, und eine vollständige Kenntniß „des französischen Rechts, und der Gewohnheiten, so „ungeheuer weitläufig, daß es bey der anhaltendesten „Bemühung doch nicht möglich ist zu Ende zu kommen. „Die gerichtliche Beredsamkeit ist zu sehr so manchen „herrschenden Kapricen in Ansehung der Sprache un- „terwürfig. So sehr sich auch ein Advokat bemüht, „die Barbarey der praktischen Kunstwörter zu vermei- „den, so kan er sich doch kaum derselben gänzlich ent- „reisen. So sehr wird der Geist durch die böse Luft „verdorben, die man aus- und einathmen muß.“ Nach den Zeiten des Rapin, hat man in Frankreich Fortschritte gethan, die er vielleicht nicht voraussehen, vielleicht sich nicht einmal als möglich vorstellte. Normant und Cochin waren damals noch nicht geboren, und Msr. Gerbier sollte erst ein ganzes Jahr- hundert hernach erscheinen.

Aber in Italien sind wir leider zu sehr in dem Fall, den jener Kunsttrichter beschreibt, und vielleicht noch einige Stufen tiefer. Ich kan wohl sagen, daß ich kein

§ 4

juristia

(*) in seinen Réflexions sur l'éloquence du barreau, n. 2.

juristisches Werk, oder keine Sammlung juristischer Reden kenne, worinnen man nur einigermaßen Zierlichkeit der Schreibart, und Reinigkeit der italienischen Sprache bemerkte, und die sonst auch einen innern Werth von Seiten des Inhalts hätte. Die Rechtsgeslehrten haben sich länger, als die Schriftsteller in andern Fächern, im Besitz erhalten, lateinisch, gut oder schlecht, zu schreiben. In Piemont, wo durch ein Gesetz verordnet ist, daß die öffentlichen Instrumente in der gewöhnlichen Sprache diktiert werden, so wie sie den Notarien geläufig ist, als welche ordentlicher Weise keine andere Kenntnisse besitzen, als, die sie in der Kindheit in den grammatischen Schulen gelernt haben, hat sich dennoch der Gebrauch erhalten, die rätsonnirenden Aussprüche, die man Decisionen nennt, lateinisch abzufassen; dergestalt, daß obrigkeitliche Personen, die nur bey solchen Gelegenheiten öffentliche Proben ihrer Schreibart ablegen können, genöthigt sind, mehr das Lateinische, als Italienische, zu studieren. Unter den Advokaten sind diejenigen selten, die noch einige Sorgfalt auf die Schreibart wenden, so, daß der Stylus curiae, der sonst der auserlesenste, und derjenige war, der vielleicht mehr als einer Sprache eine feste und bestimmte Form gab, gegenwärtig der ungebildetste und vernachlässigteste ist. Ich weiß nicht, wozu die Reden des unter den Gelehrten sonst berühmten Badoero solchen Personen nützen sollen, die in den Gerichtshöfen sich mit Rechtsfachen beschäftigen.

Wohl

Wohl aber weiß ich, daß einer der angesehensten venezianischen Advokaten, mit dem ich zu Mayland in Gesellschaft war, als ich nach jenen Mann fragte, antwortete: Er kenne diesen Badoero gar nicht. Die Ursachen dieser Seltenheit guter gerichtlicher Redner sind von zwey großen Gelehrten (*) bemerkt worden. Aber die vornehmste ist, daß es auf einer kleinen Bühne nicht leicht große Akteurs geben kan, deren Munterkeit, und Lebhaftigkeit von einem zahlreichen Auditorio, und eben so sehr von Ruhm, als Geld, abhängig ist. Daher wird es auch immer in Italien weit mehrere und bereedtere geistliche Redner geben, weil es für sie mehr Gelegenheit und Ermunterung giebt.

§. 3.

Verschiedene Arten von geistlichen Reden, und Abhandlungen.

Für Abhandlungen und Schriften kirchlichen Inhalts giebt es, wie in bürgerlichen und politischen Materien, zweyerley Gelegenheiten. Denn bey dem Kirchenvesgiment können außer den ordentlichen Ministerialverrichtungen verschiedene außerordentliche Fälle vorkommen, wo ein Bischoff, oder eine andere geistliche Person sich in der Lage befindet, von wichtigen Dingen zu reden, welche fähig sind große Bewegung zu verursachen, und wenigstens auf einige Zeit die Neugierde der Leser erregen

L 5

gen

(*) De Gennaro und Muratori.

gen, sobald sie durch Abschriften, oder durch den Druck bekannt werden. Der heilige Johannes Chryostomus sieht den Verschnittenen, Eutropius, den vormals so begünstigten, und beym Kayser Arkadius so viel geltenden Eutropius, in den Schoos der Kirche geflüchtet, um dem Unwillen seines Herrn zu entgehen, bey dem er in Ungnade gefallen war; und nimmt daher Gelegenheit über die Unbeständigkeit menschlicher Größe und Hoheit eine starke und nachdrückliche Predigt zu halten. Viele Arbeiten anderer heiligen Väter, selbst die beredtesten und schönsten, sind bey solchen außerordentlichen Gelegenheiten aufgesetzt worden, wie z. E. die zwey Schriften des h. Cyprians, von den Gefallenen, und von der Sterblichkeit.

Dergleichen Veranlassungen finden sich auch zu unsern Zeiten; obgleich das System der Regierung nicht mehr so leicht erlaubt, bey unerwarteten Vorfällen Reden zu halten. Wir finden zum Exempel, daß Massillon auf Ersuchen, bey der Einweihung der Fahnen des Regiments Catinat einen Vortrag zu thun, eine vortreffliche theologische und moralische Predigt über die Ursachen und Wirkungen des Kriegs hält. Der Vater Tornielli machte in einer ansehnlichen Stadt der Lombarden großes Aufsehen, als er in einer seiner Predigten die Einwohner derselben von der projektirten Erbauung eines Theaters abzuhalten suchte. Aber dann zeigt sich die Geschicklichkeit des Redners auf eine vorzügliche

zügliche Weise, wenn er bey den gewöhnlichsten und gemeinsten Gelegenheiten unerwartete, rührende, und neue Dinge vorträgt, ohne daß er sich von seinem Gegenstand zu entfernen scheint, und unter dem Nahmen von Predigten und Reden vortreffliche kleine Werke liefert. Unter den italiänischen Predigern unserer Zeit besaß der P. del Borghetto (*) für den meisten andern das Talent und die Kunst bey Gelegenheit kirchlicher Feyerlichkeiten, wo man oft bloße Gemeinplätze, und leere Deklamationen hört, etwas Neues und Interessantes zu sagen. Einige solcher kirchlichen Gelegenheiten gehören gewissermaßen zu der dritten Klasse, den akademischen. Z. E. wenn der P. Segneri auf besondere Einladung, und in Form einer darzu erbetenen Versammlung (*accademia*) in der Domkirche zu Bologna eine Rede zur Vertheidigung der Religiösen hielt.

§. 4.

Von akademischen Reden und Vorlesungen.

Aber zu solchen rednerischen Aufsätzen, die weder gerichtliche Reden, noch auch moralische oder politische Ueberredung zur Absicht haben, und die blos zum genere demonstrativo gehören, giebt es häufige Gelegenheit in der gelehrten Republik. Von der Art sind akademische Abhandlungen, und die sogenannten Vorlesungen,

(*) Siehe Tom. I. die 2te und 3te Rede, und Tom. II. die 2te und 10te.

sungen, und an einigen Orten Schulreden, dergleichen den Gelehrten zum Ekel sind, die sie sich mit ganz trocknen und blos spekulativen Gegenständen, oder mit schon zehnmal gesagten und wiederholten Dingen beschäftigen. Ein jeder, der nur etwas edle Ehrbegierde besitzt, wünscht doch nichts gar zu gemeines zu liefern, und gleichwohl ist es nicht leicht, sich vom gewöhnlichen zu entfernen, ohne daß Unverständige, oder Furchtsame, oder Pedanten daher Anlaß oder Vorwand nehmen zu glauben, daß der Redner seinen Gegenstand verlasse, und ausschweife. Zu dem Ende wird nicht nur eine lebhaftere Einbildungskraft erfordert, um Thematata, Beweise, Einfälle von allerley Art, und die das Ansehen des Neuen haben, zu erfinden, sondern es gehört auch dazu eine gewisse Freymüthigkeit und Kühnheit, neue und unerwartete Gegenstände zu behandeln, ohnerachtet der augenscheinlichen Gefahr des Tadelns von Seiten solcher, die selbst keine Kraft haben sich zu erheben, und daher auch nicht gerne sehn, daß andere sich über den gemeinen Haufen erheben. Weil es aber in solchen Fällen unmöglich ist, einen von diesen beyden Vorwürfen auszuweichen, entweder, allzuabgedroschene Materien wieder vorgebracht, oder aber ganz ungewöhnliche Dinge vorgetragen zu haben, so ist es doch besser, sich dem zweyten, als dem ersten auszusetzen. Es ist gewiß, daß uneingenommene Personen selten das Neue, selbst, wenn es gewagt ist, misbilligen, und unmöglich kan man das Schmachlose und Frostige
eines

elnes Redners gut heißen, der nur mit einiger Veränderung der Worte schon abgedroschene Dinge sagt, und sich nie wagt, auch nur einen Schritt aus dem Geleise anderer zu weichen.

Bei der französischen Akademie ist das Gesetz, daß jedes neu aufgenommene Mitglied bey seiner Aufnahme eine kurze Rede ablesen muß, darinnen der König Ludwig der 14te, der Cardinal Richelieu, und das verstorbene Mitglied, dessen Platz er einnimmt, gelobt werden. „Es ist leicht einzusehen, sagt ein Mitglied dieser Akademie (*), durch welchen Zufall fast alle jene vorgelesenen Abhandlungen der Akademie so wenig Ehre gemacht haben: *Virium est temporis, potius quam hominis.* Die nach und nach eingeführte Gewohnheit, daß jedes Mitglied bey seiner Aufnahme solche Elogen wiederholen muß, wurde gleichsam ein Gesetz das Publikum zu ennuyiren. Wenn man nun untersucht, warum die größten Genies, die in diese Gesellschaft eintraten, oft die schlechtesten Reden gehalten haben, so ist der Grund eben so leicht einzusehen. Denn da sie doch glänzen wollten, so mußten sie eine abgedroschene Materie auf eine ganz neue Art behandeln. Reden müssen, die Verlegenheit, nicht zu finden, was man sagen soll, und das Bestreben, dennoch Geist und Nachdruck zu zeigen, sind drey Dinge, welche

(*). S. Bibliotheque d'un homme de goût Tom. I. p. 294.

„welche fähig sind, einen jeden lächerlich zu machen.
 „Da sie keine neuen Gedanken finden konnten, so such-
 „ten sie wenigstens neue Wendungen, und redeten ohne
 „Gedanken, wie einer, der immer thäte, als ob er
 „das, und doch verhungerte. — — Statt, daß bey
 „dieser Akademie das Gesetz ist, daß alle diese Reden,
 „durch welche sie allein bekannt ist, gedruckt werden, soll-
 „te vielmehr der Druck durch ein Gesetz verboten wer-
 „den.“

Noch eine andere Art von so genannten rhetori-
 schen Veranlassungen im eigentlichen Verstande (*)
 giebt es in vielen Ländern Europens, besonders in
 Frankreich, wo die Akademien den Gelehrten ein ge-
 wisses Thema, oder das Sujet einer Abhandlung mit
 einer Belohnung vor denjenigen, der über die andern
 den Preis davon trägt, vorlegen. Herr von Alem-
 bert behauptet, daß solche Akademien dem Staate
 Männer rauben, ohne damit für die Wissenschaften et-
 was zu gewinnen; und ich selbst bin nicht weit davon
 entfernt zu glauben, daß die Begierde, und das Ehr-
 süchtige Verlangen bey einem solchen akademischen Wet-
 streit gekrönt zu werden, manchen Gelehrten abhält,
 Werke von größern Werth zu verfertigen, als gewöhn-
 licher Weise die von den Akademien gekrönten Abhand-
 lungen sind. Nichts desto weniger dienen doch solche

(*) S. oben p. 163.

Gelegenheiten zuweilen zur Ermunterung, und flößen
 einigen Männern von Talenten ein neues Feuer ein,
 die sich außerdem ohne solche Reize in Unthätigkeit ver-
 zehren würden; und ordentlicher Weise sind das die Ge-
 legenheiten, wo die Talente gegen einander gemessen
 werden können. Der berühmte Johann Jakob
 Rousseau machte bey einer solchen Gelegenheit das ers-
 te Aufsehen in der gelehrten Republicque. Und Herr
 von Aembert wird wahrscheinlicher Weise seine Idee
 geändert haben, nachdem das Publikum die Eloges des
 Msr. Thomas mit so viel Vergnügen gehört und ge-
 lesen hat, deren wir zu gedenken um so mehr Ursache
 haben, da aus den Lobreden, die dieser Gelehrte bey
 sogenannten rhetorischen Veranlassungen verfertiget hat,
 durch die Geschicklichkeit ihres Verfassers politische und
 philosophische Schriften von großem Werthe geworden
 sind.

Nun alle die Abhandlungen, die bey den drey vor-
 hingedachten Veranlassungen verfertiget werden können,
 werden nur zufälliger Weise schriftliche Aufsätze, und
 sind an und vor sich mehr mündliche Vorträge, als
 Schriften und studierte Aufsätze; diejenigen ausge-
 nommen, die an Akademien eingeschickt werden. Aber
 es giebt auch einige, die bey ähnlichen, oder doch we-
 nig von jenen verschiedenen Gelegenheiten verfertiget
 werden, um nicht nur abgelesen, sondern durch Abschrif-
 ten oder durch Druck bekannt gemacht zu werden.

Won

Von Schriften, die in öffentlichen Angelegenheiten, oder Privatstreitigkeiten aufgesetzt werden.

Unter dieser Klasse lassen sich Edikte, Manifeste, und alle Arten von Staatschriften zusammenfassen, welche zur Rechtfertigung bey bürgerlichen Uneinigkeiten von einer Parthey wider die andere, oder zwischen verschiedenen Potentaten, und Nationen, verfertigt werden, wenn sich unter ihnen öffentliche Streitigkeiten, oder Anlässe und Vorwand zu Kriegen entspinnen. Gelegenheiten zu kirchlichen Schriften giebt es häufig, vornemlich für Bischöffe, deren manche einen Theil der Ministerialverrichtungen auf diese Weise ersetzen; statt der Homilien und geistlichen Reden, die man in den ersten Zeiten bey gottesdienstlichen Versammlungen mündlich hielt. Alle Arten von öffentlichen, sowohl traurigen als fröhlichen, kirchlichen, und politischen Begebenheiten, und selbst litterarische und philosophische Produkte können den Stoff zu jener Art von Schriften abgeben. Man kan zu dieser Klasse alle Kontroversschriften, und auch diejenigen rechnen, die bey der Gelegenheit zum Vorschein kommen, wenn unter Katholicken ein Streit über Jurisdiction, oder Autorität entsteht, wie, wenn Aeneas Sylvius zur Vertheidigung der zu Basel versammelten Väter wider den Pabst Eugenius IV, und die Anhänger dieses Pabsts wider das Concilium schreiben; oder

oder, wenn Bossuet im Nahmen der französischen Geistlichkeit eine Vertheidigungsschrift für die von gedachter Geistlichkeit gethane, so bekannte Erklärung, aufsetzt.

Zuweilen sind die Schriften, die bey dieser Gelegenheit verfertigt werden, vermischten Inhalts, aus der Politik, Staatsrecht, und kirchlichen Materien, wie z. E. die Schriften, die große Herren bey manchen Streitigkeiten mit dem römischen Hof abfassen lassen. Dergleichen Gelegenheiten sind seit 200 Jahren sehr häufig gewesen. Wenn berühmte Gelehrte Ursache haben, sie zu wünschen, um außerordentliches Aufsehen in der gelehrten Republik und auf dem politischen Schauplatz zu machen, so muß man dergleichen Schriften zu verfertigen an den Mustern anderer lernen.

Blos gelehrte, oder kritische Streitigkeiten, interessieren vielleicht eine kleinere Anzahl von Lesern, als die politischen Streitigkeiten, oder aus dem Kirchen- und weltlichen Staatsrecht, sind aber auch eben um so weniger gefährlich für die Schriftsteller. Dissertationen und andere Schriften, welche bey litterarischen Vorfällen verfertigt werden, betreffen meistens nicht nur speciellere, sondern die allerspeciellsten Gegenstände, nemlich, einzelne Punkte aus den Wissenschaften, Kritik, Antiquitäten, und Geschichte. Also, dürfte mancher sagen, wenn sich über dergleichen Dinge nicht leicht

etwas machen läßt, welches die Nachkommen, oder auch nur diejenigen interessirt, die die Personen und Sachen nicht kennen, worüber man schreibt, (z. E. über ein Basrelief, über eine Statue, ein Diptychon,) was für Lob oder Nutzen kan ein Verfasser von Werken dieser Art sich versprechen?

Ich antworte erstlich: Man muß voraussetzen, daß Bücher zum Unterricht und Vergnügen sowohl der Zeitgenossen, als der Nachkommen fertiget werden. Man darf daher diejenigen nicht tadeln, die blos für wenige, und zwar Lebende und Anwesende schreiben. Ueberdem, wenn selbst die wackersten Gelehrten sich nicht zu gut dünken, ihre Mühe und Fleiß auf solche Streitigkeiten zu verwenden, so können ja wohl junge Schriftsteller den Anfang von solchen Gelegenheiten machen, um in der gelehrten Welt bekannt zu werden, und Ruf zu erwerben, so wie junge Redner thaten, ehe sie öffentliche Ehrenstellen erhielten, da sie nemlich Anklagen oder Bertheidigungen intrikater Sachen übernahmen, womit sich die angesehensten nicht gerne abgeben wollten, und vermittelst angesehener Feindschaften, die sie sich zuzogen, berühmt wurden (*).

Aber wenn Gelehrte von Profession, die schon einiges Ansehen in der gelehrten Welt haben, unter ein-

(*) Magnis inclarescere inimicitüs.

ander in Streit gerathen, so weis ich wohl, daß, vermöge einer traurigen Wirkung menschlicher Bosheit dergleichen gelehrte Kriege in Gesellschaft nur allzusehr zum Zeitvertreib, und den Liebhabern von Neuigkeiten zur Unterhaltung dienen; aber die Akteurs spielen dabey eben die unglückliche Rolle, als die Fechter, wenn sie auf dem Kampfplatz zur Belustigung des Pöbels Blut versprützen. Wer beneidet den Sieg, oder wer bemitleidet die Niederlage der Calcagnini, oder der Robertelli, der Aretini, der Franchi, der Scalligers, der Scioppe, der Salmasiusse? oder von welcher verständigen Person hört man wohl die Herren Barretti, oder Bonafede loben, die in unsern Tagen jene unanständige und grobe Aufführung erneuert haben? Ist die kaum einen Tag daurende Neugier vorbey, wer liest alsdenn dergleichen Schriften?

Wer bekümmert sich heutzutage um die Kritiken, und Apologien des Caro, des Varchi, (ohngeachtet der Reinigkeit und Zierlichkeit ihrer Schreibart) oder des Castelvetro, ohngeachtet der tiefen Gelehrsamkeit, die sich darinnen findet? Ich mögte fast sagen, daß ich mich durch das beurtheilungslose Verfahren der Buchhändler zum Unwillen bewogen finde, die uns unter dem Nahmen der Werke des Tasso jene Kragelosen Stücke des Infortunato, und Inferigno verkaufen, die dieses edle und erhabene Genie so sehr zerstreueten, und zum großen Schaden der italiänischen Litteratur diesen

unglücklichen Dichter quälten. Aber ich bedaure auch gewißlich die Zeit, die ich in meiner Jugend über der Lectüre des Filalere des Biagio Schiarvo gegen den Vater Ceva verlohren habe.

Wenn zuweilen in theologischen und moralischen Materien ein religiöser Bewegungsgrund und ein gerechter Eifer, die Ausbreitung falscher und gefährlicher Lehren zu verhindern, Tadel und bestimmte, oder persönliche Kritik notwendig macht, so ist es deswegen gar nicht nöthig, die Hitze und Bitterkeit nachzuahmen, die einige gebraucht haben. Wenn man sich unter den heiligen Vätern ein besonders Muster wählen sollte, so würde es besser seyn, den h. Augustinus, als den h. Hieronymus nachzuahmen. Und wenn dieses verschiedene Betragen nicht bloß von der Verschiedenheit des natürlichen Temperaments, sondern von der Erziehung, Fleiß und Kunst herrührt, wie ich dem größten Theil nach es glaube, so würde es besser seyn, sich nach der sanften Kritik des Vater Sirmond, oder dem höflichen Betragen eines Bossuet, als nach dem Ungeßüm des Petavius zu richten. Daher verdienen in dieser Rücksicht zween berühmte italiänische Gelehrte vorzüglich gerühmt zu werden: Der P. Ansaldi, und der Doktor Zannotti, in dem Streit, den sie mit einander über die Moralphilosophie des Maupertuis führten.

Fortsetzung, von Streit- und kritischen Schriften.

Aber die vorzüglichste Vorsicht in polemischen und kritischen Arbeiten ist diese, daß wenn man es für ein nöthiges oder nütliches Unternehmen hält gegen irgend jemand zu schreiben, der entweder eine Unwahrheit ausgebreitet, oder Irrthümer, und unwahrscheinliche und falsche Meinungen ausgestreut, so muß man es so einrichten, daß der kleinste Theil der Rede, oder Schrift, das Ansehen einer Widerlegung, oder einer Streitigkeit habe, und daß diese vielmehr gleichsam nebenher und zufälliger Weise darinnen vorkomme, das Ganze des Werks hingegen, so zu reden, dogmatisch sey. Der Verfasser denke vorzüglich darauf, seine eigenen Hauptungen, und den Gegenstand, darüber er schreibt, festzusetzen, und bemerke nur im Vorbeygehen die Irrthümer anderer, an statt sie mit vielem Geschwätz herauszusetzen, und noch vielweniger in Schmähereyen auszuweisen. Auf solche Art wird seine Arbeit für sich bestehen, und viel interessanter und dauerhafter werden.

Viele sind der Meinung, Aristoteles wolle fast in allen seinen Schriften dem Plato widersprechen. Hatte er wirklich diese Absicht, so hat er sie mit bewundernswürdiger Kunst ausgeführt. Denn er läßt es uns kaum merken; und es fehlt so viel, daß er sich

einmal vergäs, den Plato, oder einen andern namentlich zu widerlegen, daß es vielmehr scheint, als ob er darauf gar nicht dächte. Solchergestalt, ob gleich seine Werke, die unter die vorzüglichsten und vollkommensten Muster wohl geordneter und sich wohl auszeichnender Schriften gehören, die Werke des Plato nicht in Vergessenheit gebracht haben, (denn dies war in andern Absichten zu schwer) hat er doch dies erreicht, daß er jenen gleich geschätzt wird. Auch ist es nicht nöthig, um ihn mit Nutzen zu lesen, ihn immer mit dem Plato zusammenzuhalten, wie man doch thun müßte, wenn er in Form einer Widerlegung geschrieben hätte.

Longin, dieser große Meister der Kritik, wollte sich den Unrichtigkeiten widersetzen, die Cécilius in seiner über das Erhabene behauptet hatte, aber er läßt es dabey bewenden, daß er sie hin und wieder anzeigt, und mittlerweile erklärt und entwickelt er seine Lehren im rhetorischen Ton. Daher ließe sich noch fragen, ob es nöthig sey, wenn man gegen jemanden schreibt, dieses ausdrücklich, und selbst auf dem Titel des Buchs anzuzeigen, wie es die Italiäner meist machen. Mir scheint es, daß eine solche ausdrückliche Erklärung und Anzeige des Streits nur alsdenn schicklich sey, wenn es in der That berückigte, und allgemein bekannte Bücher betrifft, die ex professo über diese Materie geschrieben haben. Aber, wenn dergleichen falsche und gefährliche Meinungen, die wir zu widerlegen gedens-

ken,

ken, sich bloß beyläufig eingestreut finden, nicht aber auf dem Titel angezeigt sind, und wenn es im übrigen nicht allzubekannte Bücher sind, so dürfte es besser seyn, sie zu widerlegen, wo es sich schickt, ohne sich merken zu lassen, daß man die ganze Arbeit zu dem Ende unternommen habe.

So machte es z. B. der P. Gerbil. Er wollte einige Gedanken des Melon, in einem gewissen Kapitel seines Traktats über das Commercium, vom Luxus widerlegen, schrieb eine Abhandlung über die Materie vom Luxus, und zeigte bey schicklicher Gelegenheit die Paralogismen dieses Schriftstellers, ohne es anzuzeigen, daß er direkte diese Abhandlung gegen ihn geschrieben habe. Da er hingegen über die Erziehung gegen Joh. Jac. Rousseau schrieb, zeigte er es ausdrücklich an, weil auch das Werk des Genfers diesen Titel führte, und gar zu bekannt war. Ich werde den Julius Cäsar Scaliger gewiß nie als ein Muster eines bescheidenen Kritikers aufstellen. Aber das billige ich gar sehr, daß er, als er gegen die Bücher des Cardanus de subtilitate schrieb, sein Buch nicht *adversus Cardanum*, sondern *ad Cardanum* überschrieb, als wenn er diesem seine Schrift über diese Materie dedicirte, worinnen Cardanus sich gerühmt hatte, vorzüglich stark zu seyn. Aber es ist offenbar, daß man dieses nicht zu thun braucht, als nur, wenn man gegen einen noch lebenden Verfasser schreibt.

Auf alle Fälle müssen dergleichen Arbeiten, obgleich der eigentliche und vornehmste Zweck ist, andere Schriftsteller zu widerlegen, und zurechte zu weisen, auch für sich bestehen können, so daß auch einer, der die Schrift nicht gelesen hat, die darinnen widerlegt werden soll, jene dennoch leicht und mit gewissen Nutzen lesen kan. Was würden Baronius und Pallavicini seyn, wenn jener sich damit begnügt hätte, die Unrichtigkeiten der Centuriatorum Magdeburgensium herauszustellen, ohne seine *annales ecclesiae* vom vorne anzufangen, oder wenn der andere es haben hätte bewenden lassen, die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung von Peter Soave (Paul Sarpi) zu berichtigen und zu verbessern, ohne dieselbe Geschichte selbst zu schreiben? Kritische Anmerkungen, die kein für sich bestehendes Ganzes ausmachen, lassen sich gut lesen, wenn man sie als Anmerkungen dem Buche, das man verbessern will, beyfügt, von welcher Art Schriften wir hernach reden wollen.

S. 7.

Verschiedene Materien und Formen der Schriften, die sich zu den verschiedenen Eigenschaften und Umständen der Verfasser schicken.

Wer jetzt in Begriff ist, etwas in Prosa, oder in Versen zu schreiben, muß sich nicht nur zu Anfange seines

seines Unternehmens über die Wahl der Materie wohl bedenken, sondern oft ist er auch zweifelhaft in Ansehung der innern und wesentlichen Form, die er seiner Arbeit geben will. Innere und wesentliche Form des Buchs nenne ich hier nicht die Anordnung und Stellung der Theile, noch auch die Beschaffenheit der Schreibart, die nur die Schale ausmacht, und noch vielweniger die Dicke des Buchs, sondern ich meyne diejenige Form, nach welcher es vielmehr zu der einen, als zu der andern Klasse didaktischer, poetischer, historischer, und oratorischer Werke gehört, indem dasselbe Sijet, für sich genommen, auf gleiche Weise den Stoff einer Rede, einer Abhandlung, eines erzählenden Romans, eines Gesprächs, eines Gedichts, oder einer Geschichte abgeben kan.

Wenn die Materie viel Genauigkeit, strenge Ordnung, viele Eintheilungen erfordert, so schickt sie sich weder zu Dialogen, noch zu Romanen, nemlich, weder zu einem dramatischen Gespräch, noch auch zu einem erzählenden Roman. Graveson und Varchi, und viel andere, thaten nicht wohl, daß sie solche Materien wählten, wenn sie Dialogen schreiben wollten, oder wenn sie von solchen Materien schreiben wollten, so thaten sie nicht wohl, daß sie die Form der Dialogen wählten. Wenn dagegen die Materie eine solche Genauigkeit nicht erfordert, und von der Art ist, daß sie in Gespräche und Erzählungen vertheilt werden kan,

ohne subtile Divisionen, Entwicklungen und Erklärungen, so kan ihnen der Verfasser die Form geben, die ihm beliebt, einer Rede, eines didaktischen Aufsatzes, einer Epopee, oder eines Drama. Politik, Geseze, und Gewohnheiten einer Nation, die Geschichte, die Unternehmungen und Schicksale einer berühmten Person, älterer und neuerer Zeiten, eines Cyrus, Alexander, Camillus, Sertorius, Pompejus, Belisarius, Gengis-Kan, Peter des Grossen, und unzählich anderer, können Stoff einer Geschichte, eines Panegyrikus, eines Dialogen, eines Romans, eines Gedichts werden.

Die guten Köpfe sind nicht alle von einerley Art, ob sie gleich oft von gleicher Kraft sind. Daher der bekannte Horazianische Vers, der uns den Rath giebt, unsere Kräfte zu messen (*), und die ähnliche Lehre, die Virgil (**), den Landwirthen giebt, die Beschaffenheit des Erdreichs zu untersuchen, und es auf solche Gewächse zu nutzen, die darinnen vorzüglich gedeihen, die oberste Regel seyn wird, die jeder Schriftsteller beständig vor Augen haben muß. Nicht allein muß der
jenige,

(*) — et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri — —

Horat.

(**) Hic segetes, illic veniunt felicius uvae.

Virgil.

jenige, der weder Einbildungskraft, noch Stärke des Geistes genug hat, in der Leidenschaft einer tragischen Scene, oder bey der großen Masse eines epischen Gedichts auszudauren, sich nicht mit dieser Art von Arbeiten abgeben, sondern auf andere Dichtungsarten, oder auf andere Fächer der Gelehrsamkeit legen; sondern auch solche, die sich aufgelegt finden, in Prosa entweder Geschichte, oder Romanen, oder Lehrbücher, oder Traktate und Reflexionen, es sey, worüber es wolle, zu schreiben, müssen ihre eigenthümlichen Verstandesfähigkeiten, und überdem gewisse physische Anlagen, wohl überlegen, welche auf eine Arbeit für der andern einen großen Einfluß haben. Selbst seine häuslichen Umstände muß derjenige bedenken, der vielmehr diesen, als jenen Stoff zur Hand nehmen, ihn vielmehr in dieser, als jener Manier behandeln will.

Ein Gelehrter, der eine stärkere Phantasie, als ein treues und zuverlässiges Gedächtnis hat, der das Brausen und die Gährung der Begriffe in seinem Kopfe empfindet, und sich vermöge der natürlichen Munterkeit seines Geistes geschickter fühlt, Systeme zu gebären, und neue Kombinationen zu bilden, als Urkunden abzuschreiben, Data, Texte und Citationen zu berichtigen, wird besser thun, wenn er Bücher schreibt, deren vornehmste Grundlage und Substanz vielmehr eigene Reflexionen und Bilder, als genaue und pünktliche Erzählungen und Thatsachen sind. Besitzt er eine größere

größere Fertigkeit lebhaft und gefällig zu schreiben, als in gelehrte Gegenstände tief einzudringen, und den Verstand mit weitläufigen und systematischen Ideenverbindungen zu beschweren, so muß er, so oft er Stoff, Zeit und Lust zu schreiben bekommt, dieses vielmehr in Form eines Dialogs, eines Briefs, eines Versuchs, einer romantischen Erzählung thun, als in Form einer didaktischen Abhandlung, oder einer Dissertation, welche tiefe Einsichten, und ausgesuchte Kenntnisse erheischt, und erwarten läßt.

Ein ruhigeres und phlegmatischeres Temperament, fähig alle Kleinigkeiten zu bemerken, und überdem auf eine gemächliche Art mit Bibliotheken versehen, wird aus einer doppelten Ursache am besten thun, wenn es sich auf solche gelehrte Arbeiten legt, wo es auf langsam und bedächtlich arbeiten ankömmt, und viele Bücher und Mäfte erfordert werden. Denn erstlich kan er unter solchen Umständen der Republique mit seinen mannigfaltigen und seltenen historischen Kenntnissen weit mehr nützen, als mit einem Werke der Einbildungskraft; und hernach pflegt eben die Menge von Schriften, mit welcher der Schriftsteller sich umgeben sieht, die Phantasie zu belästigen oder zu zerstreuen. Wer bey sich nicht nur Genie und Gelehrsamkeit, sondern auch aushaltende Duldsamkeit in weitläufigen und mühsamen Arbeiten findet, kan sich kühnlich an jedes Werk wagen.

Ich

Ich weis nicht, ob Fenelon die Geschichte der Veränderungen, oder Bossuet den *Telemaque* würde zu Stande gebracht haben. Der *Esprit des loix*, die *Considerations sur le grandeur et la decadence des Romains*, die *Kompilation der histoire ancienne et Romaine* der *Traité de l'etude des belles lettres* erfordereten vielleicht Gelehrsamkeit, Beurtheilungskraft, und Fleis in gleichem Grade. Aber *Rolin* würde die beyden ersten nicht zu verfertigen im Stande gewesen, und dem *Montesquieu* würden die letzten nicht gelungen seyn. Der eine war gemacht zu kompiliren, und schon gesagte Dinge vorzutragen, der andere selbst zu denken, und neue Ideen zu schaffen.

Nikole war ein gelehrter Theolog, gleich dem *Arnaud*, und ein einnehmender Schriftsteller, wie *Massillon*. Aber er fühlte sich geschickter zum ruhigen und gründlichen *Räsonnement*, als zu dem Feuer, das in Streitigkeiten erfordert wird, oder zu den angenehmen, und einnehmenden Manieren, die die Kanzel erfordert; und er ist nützlicher und instruktiver, als der erste, und eben so gut zu lesen, als der andere.

Einige Arten des schriftstellerischen Stoffs schicken sich für jede Lage eines Gelehrten. Ein Mediciner, ein Jurist, eine obrigkeitliche Person, kan so gut, als ein Prälat, und als ein Regularis von den menschlichen Affekten, oder von Gegenständen der Moral, dem Na-
ture

tur, und gesellschaftlichen Rechte schreiben. Aber es giebt gewisse Materien, von denen es scheint, daß sie sich für keinen gelehrten und ernsthaften Mann schicken. Boccaccio hat uns den Vorwurf nicht verschwiegen, der ihm darüber gemacht wurde, daß er, als ein armer Teufel, und in so hohen Alter, auf den Einfall kam Fabeln zu schreiben. Sonsten, da die Fächer weniger getrennt waren, und man aus Mangel einer ordentlichen Kirchenzucht die Geistlichen und Prälaten alle Arten weltlicher Verrichtungen treiben sah, wunderte sich niemand so gar sehr darüber, daß ein Bischoff oder Cardinal weltliche Poesien schrieb. Alle Theile der Wissenschaften und der Litteratur gehörten einem jeden zu, und es kam blos auf eigene Wahl und eigenthümliche Fähigkeiten der Schriftsteller an, sich in einem, oder dem andern Fach berühmt zu machen (*).

Nichts desto weniger muß man eine gewisse Schicklichkeit beobachten, nicht nur in Rücksicht auf das Privatinteresse der Gelehrten, die sich durch eine Schrift, die ganz außer ihrem Fach und Sphäre wäre, an ihrer Beförderung und an ihrem politischen Interesse gar sehr schaden könnten, sondern auch, weil die, welche den Verfasser kennen, geneigter sind, das, was er schreibt, zu lesen, wenn es in seine Kunst, oder Stand und Lebens-

(*) Siehe oben des ersten Theils erstes Kapitel S. 2.

Lebensart einschlägt. Einige gute Freunde sahen mich einmal ein altes Buch kaufen, das den Titel führt: *Il Capitano generale*, und fragten mich, was ich mit dem Büchelgen machen wollte. Ich will es gerne zum Andenken des Verfassers haben, versetzte ich. Dieser ist ein gewisser Garimbert, Bischoff von Gallese, der von unsern Fürsten verschiedene Aufträge in Rom zu besorgen hatte, wo er als Vikarius des h. Johannes in Laterano starb. Ey, erwiederte einer von ihnen, da er Bischoff war, wie durfte er sich denn wagen, über die Kriegskunst zu schreiben? Dergleichen Einwürfe sind gleich bey der Hand. Und vielleicht wurde das Werk des Garimberts aus dieser Ursache nicht so bekannt. Gleichwohl, wenn es derjenige gelesen hat, zu dessen Unterricht es, nach der Erwartung des Verfassers, dienen sollte, so ist nie ein Buch mit mehrern Nutzen gelesen worden (*).

Nun obgleich solche Rücksichten eine Zeitlang ein Buch zurücksetzen können, so läßt man ihm doch, wenn

es

(*) Der Verfasser dedicirt das Werk dem Herzog Ottavio von Parma, und spricht, daß wenn auch er es nicht lesen wollte, (vielleicht hatte er es nicht mehr nöthig) es doch sein Sohn Don Alexander lesen könnte, d. i. der so berühmte Sarnese, der in der Kriegsgeschichte, insbesondere von Flandern, so bekannt ist.

es sonst wirklich gut ist, über lang oder kurz Gerichtigkeit wiederfahren. Daher giebt es viele sehr angesehene und berühmte Werke, die auch die von ihren Verfassern bezielte Wirkung gethan haben, ob sie gleich bey ihrer ersten Erscheinung von dem Fach, und gewöhnlichen Studien ihres Verfassers entfernt zu seyn schienen. Würde nicht Marcellus Sicinus weit weniger bekannt seyn, wenn er um deswillen, weil er, seinem Hauptstudium nach, ein Medicus war, sich nicht hätte unterstehen wollen, über die Religion zu schreiben? Oder wer würde einen Scacastor, einen ebenfalls so berühmten Arzt seiner Zeit, noch jetzt, ohne die Gedichte kennen, die er uns hinterlassen hat? Das Fach des Fenelon, Bischoff von Cambray, lies es nicht vermuthen, daß er Romanen schreiben würde. Und gleichwohl kennen ihn weit mehrere durch seine *Aventures di Telemague*, als durch seine theologischen und moralischen Schriften.

Die Geschichte des französischen Kriegswesens, von M. Daniel, der als ein Mönch nicht geschickt zu seyn schien, über einen solchen Gegenstand zu schreiben, wird fast noch mehr geschätzt, als seine Geschichte von Frankreich. Nachdem Muratori seine *Scriptores rerum Ital.* und seine andern historischen Untersuchungen ans Licht gestellt hatte, so faßte jedermann zu ihm ein Vertrauen in historischen Sachen, und, wann er über theologische Gegenstände schrieb, schien er außer seiner

Sphäre zu seyn. Wie viel andächtige Murrer, missvergnügt über seine *Divozione regolata*, werden nicht lieber gewünscht haben, daß er dafür Pergamente und Diplomata durchgestört hätte. Wie viel scholastische Theologen werden ihn nicht der Verwegenheit beschuldigt haben, da er sein Buch *della moderazione degl'ingegni* schrieb? Wie viel starke Geister werden nicht darüber gelacht haben, als er seine Schrift: *della celeste beatitudine*, herausgab? Nichtsdestoweniger werden diese und andere Schriften von vielen Personen gesucht und gelesen, die nie seine Alterthümer gesehen, nie auch nur einen Band von seinen *scriptoribus rerum Italicarum* in die Hände genommen, nie seine Annalen gelesen haben.

Welcher Engländer erwartete wohl, daß Milton, der in politische Streitigkeiten so sehr verflochtene und so hitzige Milton der Nation ein großes Gedicht höhern geistlichen Inhalts liefern sollte. Wie viel Schriftsteller liebt und lobt man um solcher Dinge willen, die ihrer ganz unwürdig schienen, deren weit beträchtlichere Werke gleichwohl heutzutage entweder gänzlich unbekannt sind, oder doch nicht bemerkt werden. Wir wollen hier nicht einen Petrarca, als Beispiel aufsuchen, wir begnügen uns einige weniger klassische zu nennen. Leo Allacci, der unter den Theologen durch seine sehr gelehrten theologischen und Streitschriften in lateinischer und griechischer Sprache so bekannt ist, würd

de gewiß vielen Gelehrten ganz unbekannt seyn, ohne gewisse Verzeichnisse dramatischer Poesien, einer Arbeit, die von jener unendlich weit entfernt ist. Der P. Daniel Bartoli hat große Bände historischen und moralischen Inhalts hinterlassen, und wer nennt ihn jetzt noch, ausgenommen in Absicht auf zwey kleine Bücher, die kaum einen Theil der Grammatik ausmachen würden. Es ist schön, wenn man wie jene Heladin des Tasso (*) die zu jeder Unternehmung bereit ist, sagen darf:

Das hohe fürcht ich nicht, und das niedrige
veracht ich nicht.

§. 8.

Von weitläufigen Werken, und kleinen
Schriften.

Müßige, oder unnützer Weise geschäftige Personen (weil nemlich ihre Geschäftigkeit zu nichts dient) werden vielleicht sagen, daß kleine Schriften nur superficielle Gelehrte erzeugen. Aber in der That dürften vielmehr große, als kleine, diese Wirkung thun. Denn da es nicht möglich ist, große Werke in einem Stücke fort zu lesen, so ist der eifertige, ermüdete, und

(*) L'alte non temo e l'umili non sdegno.

Tasso Gerusol. lib. cant. 2.

und ungedultige Leser genöthiget, Register und Inhalt durchzulaufen, und gewöhnt sich solchergestalt nicht zu lesen, sondern nur flüchtig durchzulaufen. Das höchste, was man thun kan, wird dieses seyn, einige Kapitel durchzulesen, nach Masgabe unserer Kaprice, oder eines gewissen Bedürfnisses, wie man es ohngefehr macht, wenn man solche Artikel in einem Wörterbuch, oder einer Polyanthee liest. Ja, wenn auch einer Willens wäre, die Lektüre anhaltend fortzusetzen, so entstehen doch unzählige Veranlassungen, die seinen Voratz unterbrechen, und ein dickes Buch, dessen Lektüre einmal, es sey, durch welchen Zufall, oder aus welchem Grunde es wolle, unterbrochen worden ist, nimmt man hernach nicht so leicht wieder vor sich um sie fortzusetzen. Es wird hingegen selten geschehen, daß man ein Werk, davon der Leser das Ende zu sehen hoft, und das man in wenig Tagen durchliest, nicht an einem Stücke, und ganz lesen sollte; der fleißige Leser wird mit der Materie auf das innigste bekannt, und indem er so nach und nach durch Hülfe anderer ähnlicher Schriften von einer besondern Materie auf die andere fortgeht, so erreicht er eben das Ziel, zu welchen man ihn vermittelst ganzer weitläufiger Traktate zu bringen sucht, welche kaum jemand an einander weg, und ganz durchliest.

Der P. Ansaldo, der von seiner ersten Jugend an mit den berühmtesten italiänischen Gelehrten Bekanntschaft und Umgang hatte, erzählt, daß Apostolo Ze-

no ihn mehrmals versichert hätte, er habe nie ein Buch gelesen, das stärker, als ein mittelmäßiger Oktavband gewesen wäre (man muß dies von der anhaltenden Lektüre verstehen) und doch war er in übrigen einer der arbeitsamsten Männer, und besaß eine der größten und seltensten Bibliotheken, die damals in Italien waren, und noch jetzt ist sie eine der ansehnlichsten Privatbibliotheken (*).

Nur in historischen Materien kan man weitläufige und dicke Werke sehr wohl sich gefallen lassen. Denn ein jeder wünscht sich doch die ganze Reihe der Geschichte einer Nation, eines Reichs, in einem Ganzen beisammen zu haben. Die alten Griechen und Lateiner, deren keiner uns in andern Fächern volumineuse Werke hinterlassen hat, haben gleichwohl in ihren historischen Schriften dieses Maas nicht beobachtet. Diodor von Sicilien, Trogus Pompejus, Titus Livius, haben, und zwar die beyden ersten, die allgemeine damals bekannte Weltgeschichte, der letztere aber die allgemeine römische Geschichte, auf eine solche Art zusammengetragen, daß das Ganze dieser Arbeit eine Reihe von vielen Bänden ausmachen würde. Und niemand, der Gelehrsamkeit, oder Geschmack besitzt, kan die Bemühungen eines Fleury, Daniel, und Rapin Thoy-

ras

(*) Im Kloster der Väter des Predigerordens, mit dem Zunahmen *alle Zattere*.

ras tabeln, die in vielen Bänden Kirchen-Französische, und Englische Geschichte beschrieben haben.

Bei allen dem, so wie der Erfolg es gelehrt hat, daß jene berühmten griechischen und lateinischen Kompilatoren in der Folge niemand fanden, der sie abschreiben und aufbewahren wollte, so sehen wir noch jetzt aus der Erfahrung, daß auch neuere Verfasser starker historischer Werke keine Leser finden, die ihnen bis zu Ende nachfolgen wollen. Daher thun auch in diesem Fach diejenigen besser, welche partikuläre Geschichte bearbeiten, oder sich auf gewisse bestimmte Perioden einschränken, wie Thucydides, Xenophon, Sallustius, Tacitus, Plutarches gethan haben. Daher verdient Naimburg Beyfall, daß er die Kirchengeschichte Stückweise abhandelt, nemlich in seiner Geschichte des Arianismus, des Nestorianismus, der Creuzzüge, der großen Spaltung im Occident, und verschiedenen andern. Und wenn in diesen seinen Werken die Genauigkeit der Erzählung, und korrekte Schreibart der geschmackvollen Wahl der Materien entsprochen hätten, so würde er noch jetzt, wie ehemals, in aller Händen seyn.

Im Gegentheil verdiente der Kardinal Orsi vielmehr Lob wegen seiner kühnen Unternehmung, oder wegen seiner zuverlässigen Ahndung, daß er gewiß einen fähigen Fortsetzer finden werde, da er sich vornahm die

allgemeine Kirchengeschichte zu schreiben. Aber vielleicht würde es besser gewesen seyn, wenn dieser gelehrte Mann seine vortrefliche und würdige Arbeit in verschiedenen besondere Ganze vertheilt hätte, z. E. unter den Titeln: Geschichte der drey ersten Jahrhunderte, Geschichte der vier ersten allgemeinen Concilien, Lebensgeschichte des h. Augustinus, des h. Gregorius Magnus, u. s. w. Tillemont, dessen *Memoires* die Arbeit des Orsi, wenigstens für Franzosen, entbehrlich machen, hatte geradezu diese Absicht, da er erklärte, er werde sich auf die Geschichte der ersten sechs Jahrhunderte einschränken. So machte es auch Herr Summe sehr weislich; denn da er die englische Geschichte schreiben wollte, verfertigte er davon 3, oder 4 von einander abge sonderte Werke, deren jedes vor sich ein mittelmäßiges Ganzes ausmacht, und die auch um deswillen leichter und häufiger, als die oben angeführte englische Geschichte des Rapin-Loyras gelesen wurde.

S. 9.

Ob es besser sey einen allgemeinen, oder partikulären Gegenstand zu wählen.

Es würde in unsern Tagen ein förmliches Paradoxon seyn, wenn man sagen wollte, man solle keine Sammlungen, oder Abhandlungen verfertigen, in welchen die Grundbegriffe, die Fragen und Probleme, die zu einer Wissenschaft, oder Fakultät gehören, enthalten

ten sind, dergleichen Abhandlungen zusammengenommen, dasjenige ausmachen, was man in den Schulen einen theologischen, juristischen, medicinischen, mathematischen, philosophischen, belletristischen Kursus nennt. Aus eben dem Grunde schreibt man allgemeine Geschichten von Europa, allgemeine Weltgeschichte, oder allgemeine Geschichte einer jeden Nation. insbesondere.

Allein so bequem und vortheilhaft uns diese Methode bey dem ersten Anblick scheint, so wird man doch, wenn man sie nach allen Seiten prüft, sie für den Fortgang der Gelehrsamkeit mehr schädlich, als nützlich finden. Die Erfahrung der beyden letzten Jahrhunderte kan uns von dieser Maxime vorzüglich überzeugen. Wir hören sehr oft sagen, daß es der studierenden Jugend noch an guten Elementarwerken fehle; daß die Theologen noch keine Reihe von Institutionibus Theologicis haben, woraus sie diese ganze Wissenschaft lernen könnten, daß die Juristen und Mediciner dergleichen eben so wenig haben; und das nemliche sagt man auch von den philosophischen Disciplinen. Ist das nicht ein deutlicher und unwiderleglicher Beweis, wie schwer, oder vielmehr, unmöglich es sey, daß ein und eben derselbe Verfasser mit gleicher Stärke des Verstands, mit gleichem Geschmack und Beurtheilung, den ganzen und vollständigen Kursus solcher Sammlungen ausdaure?

Aber ich will einmal annehmen, daß derjenige, der einen Theil eines Fachs gut zu behandeln versteht, auch die übrigen eben so gut zu behandeln geschickt sey; weil wir ja doch hier nicht mit Ausmessung der extensiven, und intensiven Größe menschlicher Seelen zu thun haben. Unsere Meynung würde auf diesen Fall seyn, die Regel festzusetzen: daß, wenn ein Verfasser willens wäre, alle Theile einer Wissenschaft, oder alle Perioden einer weitläufigen und reichhaltigen Geschichte durchzugehen, er doch seine Arbeit so eintheilte, daß ein jeder Theil derselben ein Ganzes vor sich ausmache. Wenn wir auf die Werke der alten Schriftsteller Achtung geben, so werden wir sicherlich keinen finden, der alle Theile einer gewissen Wissenschaft in einer ordentlichen und zusammenhängenden Folge behandelt hätte.

Hippokrates schrieb lauter kleine Piecen von wenig Blättern, und weder ihm, noch einem Galen, fiel es ein, die ganze Medicin in einem vollständigen Kursus abzuhandeln. Aristoteles, ob er gleich den Anfang machte, weitläufigere und mehr methodische Werke zu schreiben, als die andern Philosophen, und von allen Theilen der Philosophie handelte, nahm sich doch eben so wenig vor, sie in ein einziges Ganzes zusammen zu fassen, und schrieb kein einziges Werk, welches in der ordentlichen Form unserer heutigen Bücher mehr, als einen mittelmäßigen Band ausmache. Das nemliche können wir vom Plato, Xenophon, und Cice-

ro sagen, ob gleich ihre Art zu schreiben von der des Aristoteles meistens ganz verschieden ist. Noch mehr verdient das Beyspiel des Plutarchs bemerkt zu werden, den wir, wo nicht an Zierlichkeit, und Beredsamkeit, doch in Ansehung seiner guten Beurtheilungskraft, und gründlichen Gelehrsamkeit, den berühmtesten ältesten Schriftstellern an die Seite stellen können, und der sich vor allen andern gerade zu als Schriftsteller zum Muster aufstellen läßt. Der größte Theil seiner Werke sind kleine Abhandlungen, und ob er gleich in allen Theilen der Philosophie, der Politik, und selbst der Rhetorik bewandert war, und schrieb, so dachte er doch nicht allein nicht darauf, einen philosophischen Kursus zu schreiben, sondern er faßte nicht einmal dasjenige in ein einziges Ganzes zusammen, was etwa zur Moral, oder zur Physik allein gehörte; sondern so wie es die Gelegenheit gab, oder ihm einfiel, verfertigte er einen kleinen Aufsatz, bald über einen Gegenstand aus der Moral, ein andermal über einen besondern Punkt aus der Naturgeschichte, oder aber der schönen Wissenschaften und der Kritik. Hätte er es für rathsam gehalten, große Werke zu schreiben, was für ein weitläufiges Feld hatte er nicht vor sich, als er es unternahm seine Abhandlung *de placitis philosophorum* zu schreiben? Das stärkste Werk, das wir von ihm haben, ist das, welches er Tischgespräche (*) betiteltete, ei-

(*) Συμπόσια.

ne nach und nach, innerhalb vieler Jahre, gemachte Sammlung von Sachen, die er bey verschiedenen Gelegenheiten, in verschiedenen Häusern, und Provinzen gehört hatte, wenn er mit gelehrten und einsichtsvollen Männern frühstückte oder speiste. So merkwürdig auch immer manches in dieser Sammlung erzählt ist, so kan man doch nicht zweifeln, daß sie unter allen Schriften des Verfassers, am wenigsten ausgearbeitet und schön, und mehr einem Tagebuch, oder Mischmasch, als einer andern Art von Aufsätzen ähnlich ist.

Die christlichen Schriftsteller scheinen zuerst angefangen zu haben, wegen der großen Menge von Dingen, die sie zu beweisen, oder zu widerlegen hatten, voluminösere Werke zu schreiben, als die heydnischen Schriftsteller geliefert hatten. Demohingeachtet haben diejenigen heiligen Väter, die nach jedermanns Geständnis die aufgeklärtesten, und in der Litteratur und Beredsamkeit am meisten bewandert waren, sich nicht damit abgegeben, dicke Bücher, oder allgemeine Abhandlungen über die ganze Bibel, oder über die sämmtlichen Lehrsätze zu schreiben. Die Bücher *de civitate Dei* sind das größte und weitläufigste Werk aus den ersten Zeiten des Christenthums, weil es in die Geschichte einschlägt, ist, welche, wie gedacht (*), eine Ausnahme von der Regel macht. Bis auf Johannes Damascenus

(*) S. oben p. 196.

scenus unternahm niemand, alle Stücke der christlichen Lehre abzuhandeln, sondern, so wie sich die Gelegenheit darbot, stellten sie bald ein Traktätgen, bald eine Predigt, bald einen kurzen Unterricht über den oder jenen Punkt aus der Moral oder Dogmatik ans Licht. Die so genannten *Summae*, Sammlungen, und weitläufigen Traktate kamen im 12ten und 13ten Jahrhundert zum Vorschein. Und dennoch schrieb der h. Thomas, dessen Scharfsinn mitten in den finstern Zeiten dasjenige bemerkte, was andere in den aufgeklärtesten Jahrhunderten sehen, kleine Werke von particulären Inhalt. Und man weiß, daß er mehr aus Folgsamkeit, oder Herablassung gegen seine Obern und Freunde, als aus eigener Wahl, sich entschloß, das was er vorher Stückweise abgehandelt hatte, in seiner so berühmten *Summa Theologiae* zusammenzufassen. Und vielleicht würde die Anzahl der Anhänger dieses *Doctoris angelici* noch größer seyn, wenn er einzelne und besondere Schriften über die Materien, die sich im zweiten Abschnitt des 2ten Theils befinden, verfertigt hätte.

In den letzten Jahrhunderten haben alle Gelehrte, die entweder durch ihre natürlichen Talente, oder durch ihren Fleiß und Arbeitsamkeit sich berühmt gemacht haben, die Norm der alten Griechen und Lateiner wieder angenommen, den Schullehrern die so genannten *Bur-sus*, und allgemeine Abhandlungen über ihr ganzes Fach überlassen, und das, was ihnen anständig war, in besondern

sondern Schriften, und unter besondern Titeln abgehandelt. Ich werde mich begnügen, das Beyspiel des Pater Nikole (*), des sorgfältigsten Redners, und des scharfsinnigsten Schriftstellers, dessen sich das merkwürdige Zeitalter Ludwigs des 14ten rühmen kan, aufzustellen. Ob er sich gleich vorgenommen hatte, über Theologie und Moral ein Kompendium zu liefern, so machte er doch daraus vier besondere Werke, deren jedes ein ganzes und vollständiges Buch ist; so daß das *Symbolum*, der *Decalogus*, das Gebeth, und die *Sacramente*, jedes ein für sich bestehendes Ganzes ist. Und diese, nebst andern seiner kleinen Werke paritkulären Inhalts (**), sind vielleicht die nützlichsten theologischen Schriften, die man seit langer Zeit gesehen hat. Es wird nicht leicht jemand seyn, der nicht den Unterricht des Nikole drey oder viermal zu lesen, Lust hätte, oder wirklich mit mehr Nutzen lesen sollte, als die *Summa*, z. E. des Becanus, ohne jezt auf die Verschiedenheit der Meynungen des einen und des andern zu sehen.

Uebrigens kan diese Methode, die Theile einer Wissenschaft Stückweise in besondern Schriften vorzutragen, in jeder Rücksicht die nützlichste heißen. Die Eifertigkeit, nach einer anhaltenden Arbeit vieler Jahre,

(*) *Instructions theologiques.*

(**) *Essais de Morale.*

re, der Beschwerde und des Verdrusses los zu werden, macht auf einer Seite, daß man vieles wegläßt. Auf der andern Seite ist es gar zu leicht, und etwas Menschliches, daß jeder Schriftsteller wenigstens in einem und dem andern zu seinem Fach gehörigen Punkte gewisse Vorurtheile habe. Wenn nun, es sey aus welchem von beyden Ursachen, ein Theil seines Kursus von Vorlesungen fehlerhaft wird, so muß das Ganze seines Werks nothwendig an seiner Achtung leiden, und in Mißkredit fallen, indem es der große Haufen nun einmal so macht, daß er ein sonst schönes und gutes Werk schon wegen eines Fehlers an irgend einem Theil tadelt.

Wenn hingegen eine jede solcher Abhandlungen, die zusammengenommen den vollständigen Unterricht in einem solchen Fach ausmachen sollen, ein für sich bestehendes Werkgen ausmacht, so wird es dann weniger Anlaß zur Nachlässigkeit geben, und auch größtentheils die natürliche Ungedult, und Eifertigkeit das Ende davon zu sehen, wegfallen. Nicht zu gedenken, daß es auch zuweilen bey der Kürze des menschlichen Lebens, und durch andere Zufälle unausbleiblich geschieht, daß das Werk unvollendet bleibt; und es mag nun dieses geschehen, auf welche Art es wolle, so hat es die Folge, daß es entweder nicht geachtet wird, oder doch unvollendet liegen bleibt. Ein jeder kan leicht selbst in seinem Fach die Bemerkung machen, daß die gepriesensten und

und merkwürdigsten Bücher partikulären Inhalts sind.

Es ist jedoch wahr, daß auch eine sehr weitläufige Materie, in einer gewissen Rücksicht, ein partikulärer Gegenstand eines Buchs seyn kan, ohne es in mehrere Theile, oder Glieder, und Perioden zu zerstückeln. Die Kirchengeschichte insbesondere kan auf diese Weise Stoff zu verschiedenen historischen oder andern Schriften von eingeschränkten und bestimmten Inhalt geben, wo es dem ohngeachtet nöthig ist, die ganze allgemeine Kirchengeschichte, so weit sie sich erstreckt, durchzugehen. In dem Fall waren einige Schriftsteller, die die Geschichte der Concilien und Ketzereyen beschrieben haben, und so mußte es Don Carlo Chardon in seiner Geschichte der Sacramente machen. Eine Abhandlung über die Universalhistorie, wie die des Bossuet, eine kurze und schnell in einem fortgehende Reihe von Reflexionen über die römische Geschichte, wie wir von Montesquieu, oder vom Fleury über die Kirchengeschichte haben; ein Abriss der interessantesten Dinge, die die allgemeine Geschichte einer Nation darbietet, wie z. E. die Revolutionen in Engelland, oder Italien, sind in einem gewissen Verstande Werke von partikulären Inhalt, weil man darinnen das Ganze nur unter einem besondern Gesichtspunkt betrachtet. Von dieser Art sind gewiß die Konstitution (*) und die Geschichte des Parla-

(*) von Mfr. de Lolme.

Parlaments in Engelland (*). Ich weiß nicht, ob die Metamorphosen und die Fabeln des Ovids nicht auch zu dieser Klasse gerechnet werden können, in Absicht auf das Ganze der Mythologie, oder der römischen Geschichte.

Dichter und Romanenschreiber sowohl als Historiker und andere Schriftsteller können zuweilen in Verlegenheit seyn, wenn sie in ein einziges Gedicht, oder in einem einzigen Roman mehrere Handlungen eines, oder die Begebenheiten vieler Helden zusammenfassen sollen. Wenn wir nach den Regeln gehen, die von den meisten Kritikern, und von solchen angenommen sind, die eine unvollständige Abhandlung von der Poesie, die uns Aristoteles hinterlassen hat, als unverletzliche Autorität annehmen, so darf man darüber gar nicht weiter streiten. Denn alle kommen darinnen überein, daß in dem epischen Gedicht eine einzige Handlung, einer Person seyn muß. Aber der Amadis, von Bernardi Tasso in Ottava rima gebracht, machte, ohngeachtet aller Regeln der Epopee, die Zuhörer, selbst in Gegenwart des V. gähnen. Und während daß so viele regelmäßig ausgeführte Gedichte auf das entschuldigste emuniziren, liest man das Leben des Cicero von Passeroni mit Vergnügen, ohngeachtet des regellosesten Ganges, und der unaufhörlichen willkührlichen Episoden.

Denn

(*) von Mfr. l'Abbé Raynal.

Demohngeachtet stimmen alle Kritiker darinnen überein, daß der *Orlando furioso* sich besser ausnehmen würde, wenn er in zwey, drey, oder mehr kleine Gedichte getheilt wäre. Und wenn ich die so viel tausend Strophen, die uns von dem scherzhaften und doch bescheidenen Passeroni übrig geblieben sind, nach meinem Gefallen eintheilen sollte, so würde ich daraus drey oder vier Werkgen machen, mit diesen oder ähnlichen Titeln: *Cicero als Kind*, *Cicero als Consul*, *Cicero epilirt*, und das übrige alles so lassen, wie es ist. Um auch von ernsthaften Werken zu reden, so halte ich für ganz zuverlässig, daß man die philosophischen Gedichte des Herrn Stays fleißiger lesen und studieren würde, wenn der gelehrte und beredte Schriftsteller so viele Gelehrsamkeit in eben so viele kleine Werke, als es Theile der Philosophie giebt; die er darinnen abhandelt, vertheilt, und darinnen seine so ausgebildete und zierliche Schreibart angebracht hätte.

§. 10.

Personen, vor die man schreibt.

Noris schrieb seine Geschichte des Pelagianismus, oder der syromacedonischen Könige nicht vor jede Art von Lesern, wie Naimburg seine Geschichte der Kreuzzüge, und Rollin die Geschichte der Nachfolger des Alexanders. Auch schrieb der Pater Saffini de eucharistia, oder de divina origine Evangelii nicht für anständige Weiber, oder für eingebildete junge Gelehrte, die

die im zwanzigsten Jahre schon ihr bisgen Latein vergessen haben. Viele solche Bücher schreibt man schlechterdings nur vor Gelehrte, und zuweilen muß man bloß vor diese schreiben. Aber überhaupt sollte man vor alle die schreiben, die die Sprache verstehen, und an einige Lektüre gewöhnt sind; und der verständige Schriftsteller muß gar bereit seyn, dem Gelehrten und dem Kritiker von dem, was er vorbringt, Rechenschaft zu geben. Aber wenn er so schreibt, daß er vielen verständlich ist und gefällt, so wird er weit leichter auch von den wenigen gelesen werden, deren Beyfall er sucht.

Plato gilt mir für alle, sagt jener, und versichert mit den Worten des Horaz: daß er an wenigen Lesern genug habe (*). Aber was hatte denn der, dem Plato für alle galt, von dessen Beyfall für Gewinn? Ohne dieses Motto, das uns von ihm zum Lobe des Plato übrig geblieben ist, würde er gar nicht bekannt seyn, geschweige denn, daß ein so angesehenes, und viel geltendes Beyfall hinlänglich gewesen wäre, auf seine Schriften aufmerksam zu machen. Aber, meynte es wohl der angenehme und verständige Horaz wirklich ernstlich, wenn er vorgab, daß er sich mit wenigen Lesern

(*) — contentus paucis lectoribus. —

Horat. Satyr. L. I. Sat. 10.

fern begnüge? Wir können zwar manchmal so zu unserm eigenen Troste denken, so wie wir uns manchmal auf die Nachwelt berufen. Aber das Urtheil auch des größten und berühmtesten lebenden Gelehrten muß für uns immer noch ein geringeres Gewicht haben, als das Urtheil des größern Theils. Kein Schriftsteller darf sich Rechnung machen, allen zu gefallen; denn das ist nur ein sehr seltenes Vorrecht. Aber Schriften sind doch, wo nicht schlechterdings für die Menge, wenigstens für einen großen Theil von auch nur mittelmäßig unterrichteten Personen bestimmt; und wenn sie in besondere Fächer, z. E. Medicin, Jurisprudenz, einschlagen, so muß sie jeder, der gehörig aufmerksam ist, und die Sprache, in der der Schriftsteller geschrieben hat, versteht, ohne Mühe verstehen können.

Mir hat immer jener Ausspruch des Lucilius gefallen; welcher sich weder allzugelernte, noch auch allzuunwissende Leser wünschte. (*neque a doctissimis, neque ab indoctissimis legi volo.*) Zwischen diesen beyden Klassen befindet sich der ganze Haufen der übrigen Gelehrten. Es ist daher eben so viel, als ob er gesagt hätte: Ich wünsche von allen gelesen zu werden. Ausserdem, daß man nicht erwarten darf, daß ganz Ungelehrte, d. i. diejenigen, die nie etwas gelesen haben, unsere Sachen lesen sollen, werden die Gelehrtesten, welche an Lectüre gewöhnt sind, und selbst, vermöge ihrer ausgebreitesten Kenntnisse, am besten wissen, wie viel noch

noch immer zu lernen übrig bleibt, gerne jede Schrift lesen, welche nicht, entweder durch eine dunkle und rauhe Schreibart, oder durch einen verwirrenden Mischmasch unverdauter Materialien lästig und verdrüsslich ist.

§. II.

Von poetischen Gegenständen, und Werken der Einbildungskraft.

Die Veranlassungen, Gedichte zu schreiben, sind eben so häufig, oder noch häufiger, als diejenigen, die uns profaischen Stoff darbieten. Jede öffentliche Begebenheit, jeder freudige, oder traurige, ernsthafte, oder angenehme Vorfall, kan poetische Begeisterung verursachen, um so leichter, jemehr bey solchen kurzen Gedichten die Veranlassung selbst mehr, als bey andern Arten von Schriften, Stoff und Titel ist, ohne ein besonderes bestimmtes Thema. Die Oden des Pindarus, Horaz, und Chiabrera beweisen es, daß ein Iyrischer Dichter alles, was ihm beliebt, bey der Gelegenheit einen Helden, oder andere Person zu preisen, sagen kan; und es ist offenbar, daß das, was in einer andern Art von Aufsätzen bloß ein Glied, oder einer Periode ausmachen würde, dem Iyrischen Dichter zu einem ganzen Aufsatz Stoff genug ist.

Aber wenn es auf die Verfertigung eines etwas ausführlichen Werks ankömmt, welches nicht etwa bloß

zur Klasse der Epigramme gehört, sondern schon die Natur eines epischen, oder Lehrgedichts haben soll, so ist es nothwendig einen Stoff zu wählen, der einer größern Ausführlichkeit, und einer solchen Mannigfaltigkeit der Bilder und Gedanken fähig ist, daß er die Aufmerksamkeit der Leser interessirt. Wenn daher unter so vielen Gedichten, die man täglich entweder auf Begebenheiten großer Fürsten, oder auf Vermählungen großer Herrn, oder auf Pabst- und Bischofswahlen zum Vorschein kommen sieht, selten etwas herauskommt, das man lesen möchte, ausgenommen von einigen Personen, als Kompliment, oder Spaß, so liegt es nicht sowohl an Mangel der Erfindung, oder der Schreibart, sondern vielmehr daran, daß es nur wenige giebt, die Geschicklichkeit, oder den Willen haben, auf ein Thema zu denken, welches neue, große, und ergehende Ideen zu unterhalten fähig ist. Und in diesem so wesentlichen Punkte versehen es auch noch jetzt selbst die glücklichsten und zur Poesie gebornen Köpfe.

Es liegt wenig daran, zu wissen, in was für besondern Umständen Virgil den Plan seiner Aeneide, oder Chiabrera den Plan seiner Amedeide entwarf. Genug, die Absicht des ersten war, nach dem Beispiel des Somers, den August, und das römische Reich zu erheben, und der andere wollte, nach dem Muster Virgils, und des Tasso, Carl Emanuel dem ersten, und dem königlichen Hause Savoyen, ein Kom-

pliment

pliment machen. Aber mit welchem ungleichen Erfolg thaten es nicht beyde? Die Reise des Aeneas nach Italien gab dem lateinischen Dichter Gelegenheit alle die schönen Anspielungen auf so manche Umstände Roms zu machen, da hingegen der Gegenstand der Amedeide, die Befreyung von Rhodus, davon die Umstände sehr wenig bekannt waren, wenigstens interessante darbieten konnte; und der Dichter suchte diesen Gegenstände durch allzugemeine Zauberkräfte, und zu sehr verbrauchte Maschinerey zu heben. Welch besseres und ungleich fruchtbareres Sujet würde er in der Geschichte Emanuel Philiberts gefunden haben? Die Unruhen und Beschwerlichkeiten der Jugendgeschichte dieses Fürsten, seine Liebesgeschichte mit jener Flämänderin, die glorreichen Feldzüge in Flandern, die den Kriegen in Europa ein Ziel setzten, und ihm seinen verlorrenen Staat wiederbrachten, die so verschiedenen Charaktere Karls des 5ten, Franz des ersten, Heinrich des 2ten, Philipp des 2ten, und einer Catharina de Medicis, die spanischen, französischen, italienischen, deutschen, englischen, und holländischen Sitten, alle diese Dinge, zu wie viel hellen Gemälden konnten sie nicht in einem solchen Gedicht Stoff geben? Aber vor allen andern, welches weite Feld der herrlichsten Episoden fand er nicht in den Eigenschaften der Margarethe von Valois, der Schwester Heinrichs des 2ten, oder der Elisabeth, Königin in Engelland? Auch würde es ihm nicht am Wunderbaren gefehlt haben, ohne daß

D 3

er

er nöthig gehabt hätte, zu Dämonen und Furien seine Zuflucht zu nehmen. Kurz, er hätte eine eben so erhabene, oder noch erhabnere Epöee daraus verfertigen können, als die *Pharsalia*, die *Henriade*, und *Lusiade* (*) sind. Aber Chiabrera, der an lyrischen kleinen Gedichten so fruchtbare Chiabrera, hatte nicht Anlage genug zum Bau epischer Gedichte, wie er auch in seinem Florenz gezeigt hat.

Noch mehr, als über den Chiabrera, wundere ich mich, daß keiner von allen, die die Vermählung Viktor Amadeus, des 3ten, oder Carl Emanuels, Fürsten von Piemont, in epischer Form besungen haben, die Wiederkunft des Emanuel Philiberts zu seinem Gegenstand genommen habe, da diese so vielerley Hülfsmittel, als man nur immer verlangen konnte, an die Hand gab, das Lob dieser regierenden Herren zu schildern. Aber freylich hängt die Bestimmung des Stoffs bey solchen Arbeiten oft von gewissen Eindrücken ab, die gewisse Umstände, oder Gesichtspunkte auf das Gemüth des Verfassers machen, und von der leichtern Bemerkung der Verhältnisse zwischen gewissen

(*) Ein portugiesisches Heldengedicht, von Camoens, dessen Inhalt eine zu Ausgang des fünfzehenden Jahrhunderts unternommene portugiesische Expedition nach Ostindien ist. S. Berruchs Magazin der spanischen, und portugiesischen Litteratur, 2ter Band. 247.

auch nur zufälligen Besonderheiten des Sujets mit dem Gegenstande, oder Zweck, worauf das Gedicht geht.

Ich sprach einmal mit einem der größten und zierlichsten Dichter, die wir jetzt in Italien haben, und erzählte ihm, wie ich in verwichenen Monaten einigen jungen studierenden zum Thema eines epischen Gedichts die Geschichte Peters des großen vorgeschlagen hätte, in welcher nach meiner Meynung sich alles das Grose und Wunderbare finde, das man nur in der Fabel eines epischen Gedichts verlangen kan. Carl der 12te, ein anderer Turnus, jene Intriquen des Serrails, der Grosherr, und Grosvisir, Mr. Le — fort, Menzikoff, so viel andere Charaktere, die sich mit der unterhaltendesten Mannigfaltigkeit schildern lassen, die vorzügliche Leichtigkeit, das Wunderbare auch durch übernatürliche Wesen, den h. Archangelo, Petrus, als Schutzpatrone der russischen Nation, in die Epöee zu bringen; verschiedne von der griechischen Kirche angekommene, und dem Karakter der Catharina, Favoritin und hernach Gemahlin des Czars, anpassende Heiligke; eine vermittelst der vorhergegangenen Revolutionen so leicht zu eraggerirende Geschichte, die auf tausenderley Weise einzuwebenden Prophezenhungen der in den folgenden Zeiten vorgefallenen Veränderungen, die tragische! Epifode des unglücklichen Prinzen Alexis, und unzählig andere Merkwürdigkeiten dieser Geschichte! Der Dichter antwortete mir, er habe auch schon selbst

daran gedacht, und er wisse ebenfalls, daß Mr. Thomas schon einige Jahre vorher Hand an ein solches Werk gelegt habe. Die einzige Schwierigkeit, setzte er hinzu, ist diese, die Haupthandlung zu bestimmen, worauf man, um die Einheit der Fabel zu erhalten, alle andere Begebenheiten dieses Helden beziehen könnte. Dies könnte die Gründung von Petersburg seyn, versetzte ich; und ich würde ihr den Titel einer Russiade geben. Sogleich erkannte dieses schnelle und durchdringende Genie das Verhältniß der Erbauung von Petersburg zu der Lebensgeschichte des Czar, und wurde fast über sich selbst unwillig, daß ihm dieser Gedanke nicht eher bengefallen war.

§. 12.

Was Erfindung, und löbliche Nachahmung sey?

Oft hängt auch die Wahl des Stoffs, und der Form, die man ihm geben kann, davon ab, daß ein Schriftsteller Muth genug hat, gewisse Bande zu zerschneiden, womit Vorurtheil und Pedanterey andere sonst gute, nur zuweilen allzu gelehrige, und allzufurchtsame Genies gefesselt hält, und es giebt viele, die den schönsten poetischen Stoff dadurch insbesondere verderben, daß sie ihm eine eingebildete Vollkommenheit geben wollen, die bloß auf dem Muster eines alten Schriftstellers, oder auf einer, durch den Nachspruch der Schullehrer und Kritiker festgesetzten Regel beruht.

Aber

Aber auf der andern Seite muß man auch wissen, daß selbst diejenigen Werke der Einbildungskraft, welche die Erfindung im ersten und höchsten Grade voraussetzen, demohngeachtet so entstehen, daß man dabey fremde Gedanken und Ideen nachahmt, und zuweilen kopirt; eine Sache, die der Erfindung gerade entgegengezetzt zu seyn scheint! Was ist denn eine schöpferische und fruchtbare Einbildungskraft anders, als das Vermögen, verschiedene Ideen zu verbinden, welche durch die Sinnen, und meistens bloß zufälliger Weise bey uns entstehen. Die am meisten bewunderten Künstler, Baumeister, Mahler, Dichter, haben durch keine andern Mittel etwas großes geleistet. Man sehe ein noch so originelles und schöpferisches Genie voraus, als man wolle, wenn es von seinen Arbeiten Rechenschaft geben sollte, so würde es finden, daß es solche vermittelt der Erweiterung und Association verschiedener Dinge und Begriffe zu Stande gebracht; und man darf es in den Werken der Einbildungskraft so gut, als in natürlichen und philosophischen Dingen als einen unlängbaren Grundsatz annehmen, daß aus Nichts Nichts wird.

Wären uns alle besondere Umstände der litterarischen, und Kriegsgeschichte des sogenannten heroischen Zeitalters bekannt, so würden wir vielleicht die Spur, auf welcher Homer wandelte, und die ersten Muster seiner bewundernswürdigen Gedichte entdecken können,

so wie wir sie von Dante und Milton kennen, welche in Ansehung ihrer Einbildungskraft, und Schöpfungen, einem Homer gleich gesetzt zu werden, oder doch die nächste Stelle nach ihm, verdienen. Das sechste Buch der Aeneide, verbunden mit der Vorstellung eines Schauspiels, und mit gewissen Begriffen, die jeder nur einigermaßen in seiner Religion unterrichtete Christ hat, haben die drey Gesänge der *Comedia* des Dante hervorgebracht. Die Verwandlungen des Ovids, die französischen und spanischen Romanzen erzeugten den *Orlando furioso*. Dem vierten Gesang von des Tasso Jerusalem, und der Komödie des Andreino, haben wir Miltons verlohrenes Paradies zu danken. Und gleichwohl zweifelt kein Mensch daran, daß alle diese Dichter Schöpfer waren.

Einzelne und partikuläre Schönheiten entstehen eben so gut aus verschiedenen Kombinationen der Begriffe, und daher, daß man Dinge, die vorher zu einer andern Gattung gehörten, auf ein Ganzes von einer gewissen Art zu übertragen, und diesem anzupassen versteht. Wer hat wohl dem Tasso das Lob eines großen Genies, und einer ausgebreiteten und glücklichen Einbildungskraft abgesprochen. Aber der Inhalt seines befreiten Jerusalem ist aus der Geschichte genommen; und alle Theile, ja fast alle Strophen des Gedichts, sind aus andern historischen, tactischen, rhetorischen, poetischen Schriftstellern, und Romanenschreibern dahin verpflan-

zet

zet worden. In diesem Verstande ist es also wahr, daß alles auf Nachahmung beruht.

Aber eingeschränkte, furchtsame, und mit Vorurtheilen behaftete Gemüther ziehen aus diesem wahren Grundsatze eine ganz falsche Lehre, und nach ihren Begriffen ist nachahmen, abschreiben, und übersetzen einerley; weil sie nicht begreifen, wie man etwas gutes und vortreffliches leisten kan, wenn es nicht einem andern guten und vortrefflichen Muster durchgängig ähnlich ist. Und da, wo ein edleres Genie ganz beherzt nach gewissen Gesichtspunkten, die es von weiten entdeckt, fortschreitet, da untersteht sich ein sflavisches und furchtsames Gemüthe nicht, nur einen Fuß aus dem vorgezeichneten und gebähnten Fußsteig zu setzen. Luigi Alamanni, Giovanni Rucellai, Trifino, glaubten, man könne kein rechtes Gedichte verfertigen, wenn es nicht durchgängig der Iliade ähnlich wäre, kein dramatisches Werk, wenn es nicht den Charakter der Stücke des Sophokles hätte, und kein Lehrgedicht, wenn es nicht nach den *Georgicis* des Virgils eingerichtet wäre. Aber Ariost, Milton, Gesner, in der erzählenden, Tasso, Gravini, und der Abt Metastasio, in der dramatischen Poesie, sahen wohl ein, daß man etwas schönes und Beyfallswürdiges leisten könne, ohne sich einzig und allein an jene Beyspiele oder an die Regeln zu binden, die die Theoristen der schönen Künste und Wissenschaften auf ein Beyspiel gegründet hatten.

Die

Die Beyspiele der Vorgänger dienen darzu uns den Weg zu zeigen, den man gehen kan; aber nie dürfen sie uns abhalten, einen andern zu versuchen, wenn man es für gut befindet. Während daß wir uns dabey aufhalten, mit den Kritikern darüber zu streiten, ob diese oder jene Person das Sujet eines Drama, oder einer Epopee abgeben kann, ob diese Anzahl von Stanzjen, oder Strophen, für ein lyrisches, oder für ein episches Gedicht zu viel oder zu wenig sey, ob eine tragische oder komische Handlung in weniger als fünf Aufzügen ausgeführt werden kan, lassen wir die Gelegenheiten zu den herrlichsten Stoff aus den Händen gehen. Alle die Werke, die in unserm Jahrhundert das meiste Aufsehen gemacht haben, sind wahrscheinlicher Weise aus gewissen Ideen entstanden, die schon ein anderer Schriftsteller gehabt hatte. Aber man wandte nur ein Modell, das blos für eine gewisse Gattung von Arbeiten gemacht zu seyn schien, auf andere Arten von Aufzügen an, und daraus entstund das Neue.

Zu wie viel schönen und unterhaltenden Büchern gab nicht derjenige die Veranlassung, der zuerst vorgab, er habe die Idee, darauf er selbst gefallen war, aus einem alten Manuscript in einer fremden Sprache gezogen (*). Und selbst die Erfindung Briefe in einem andern

(*) Wir haben vom Hortensius Lando: commentario delle cose più notabili, e mostruose d'Italia, e d'altri luoghi,

andern Nahmen zu schreiben, welches jezt die gewöhnlichste Form der Romanen ist, entstund sie nicht daher; daß man die Idee von den Heroiden des Ovids mit den Briefen des Cicero, oder Plinius vereinigte? Alloysius Pasqualigo, der uns vielleicht das erste Beispiel von solchen Romanen in Form einer Korrespondenz lieferte, sahe ein, daß das, was Ovidius in Versen gethan hatte, sich eben so gut in Prosa machen, und, was jener sich von Personen des Alterthums, und Helden gedacht hatte, sich von Personen aus unsern Zeiten, und Privatpersonen eben so gut erdichten lies.

Ein,

luoghi, di lingua Aramea in Italiana tradotto, con un breve catalogo degl' inventori delle cose, che si mangiano e bevono, nuovamente ritrovato 1554. ohne Nahmen des Buchdruckers und Druckorts. Franciscus Patricius, der in allen seinen Sachen etwas neues und besonders suchte, erdichtete in seinen Dialogis Rhetoricis ein Gespräch, das er aus aethiopischen Annalen gezogen haben wollte, welches hernach ein abyssinischer Philosoph einem gewissen Balthasar Castiglione erzählt haben sollte, und trug darinnen seine eigenen Gedanken von der Gestalt der Erde vor der Sündfluth war. S. Fontanini Bibliot. Ital. T. I. p. 39. Dieses sind die ältesten, die ich kenne, welche die Fiktion aufgebracht haben, als ob man die eignen Werke seine Einbildungskraft aus fremden Sprachen und Manuscripten genommen hätte. Eine Erfindung, welche nach den lettres Persanes sehr gemein worden ist.

Ein Faktum, oder eine Erfindung dient immer zur Grundlage einer andern, wenn nur jemand darauf Achtung giebt, und es ist mit den litterarischen Produkten, wie mit andern Künsten. Das Wellenmährchen von den 7 Schläfern, die nach hundert Jahren wieder erwachten, und die Gestalt der Welt gar sehr verändert fanden, gab dem Verfasser der politischen Visionen des Jahres 2440 die erste Idee an die Hand, und dieses Buch, dessen Werth vornemlich darinnen besteht, daß der V. sich in die Zukunft versetzt, könnte einem andern Schriftsteller zu einer andern Idee von noch größern Umfang Veranlassung werden; und es ahndet mir, daß ein solches Werk die Arbeit einer italiänischen Feder werden dürfte.

§. 13.

Von Uebersetzungen und Kommentarien.

Jetzt müssen wir von einer andern Gattung Schriften reden, zu welchen solche Fähigkeiten und Wirkungen des Verstandes erfordert werden, die jenen, welche bey Werken der Einbildungskraft so sehr zu statten kommen, ganz entgegengesetzt sind. Wenn die Leute gewohnt wären, die nützlichen Arbeiten mehr, als andere zu schätzen, so würden die Uebersetzer mehr geachtet werden, und mancher würde auf dieser Bahn sehr nützliche Dinge leisten, und sich großen Ruf erwerben. Von denen, welche die griechischen Schriftsteller ins lateinische übersezt, oder durch Anmerkungen erläutert haben,

haben, ist die Sache klar. Und so viele berühmte Verfasser eigener Werke haben dieses Geschäft zu übernehmen nicht verschmähet. Grotius, Petavius, Suetius, Boileau, Pope, beweisen es. Und in unsern Zeiten haben Oltrocchi, Pompei, Cesarotti, Mannara, und andere Gelehrte von vortreflichen Talenten, entweder aus Neigung, oder aus Gefälligkeit gegen ihre Obern, sich dieser Arbeit unterzogen, und Ruhm erlangt. Viele haben sich sogar durch Uebersetzungen mehr Ruf erworben, als durch ihre andern Werke. Was sind die andern Auffätze eines Caro in Vergleichung mit seiner Uebersetzung der Aeneide? Oder wer kennt, außer etwa einige Mediciner, den Alexander Marchetti anders woher, als durch seine Uebersetzung des Lucretius?

Aber woher kommts, wird hierbey vielleicht jemand fragen, daß wir Italiäner bessere Uebersetzer in Versen, als in Prosa haben? Wollten wir diese Frage vollständig beantworten, so würden wir dadurch vielleicht zu einer sehr ungelegenen Episode verleitet werden. Es wird genug seyn, anzuzeigen, daß das letztere eine fast ganz neue Laufbahn ist, vornemlich, wenn jemand es unternähmt die alten griechischen und lateinischen Prosaisken zu übersetzen.

Sollte man inzwischen eine gewisse Regel festsetzen, so wünschte ich, daß ein Uebersetzer, der gelesen werden

den will, vielmehr das ungebundene und freye Wesen der Franzosen, als die Furchtsamkeit, und schwerfällige und unbequeme Pünktlichkeit der meisten Italiäner nachahmte. Man möchte sagen, jene übersetzten, um gelesen zu werden, und diese, um uns das Original verständlich zu machen; und gleichwohl ist uns selbst das Original nöthig um die Uebersetzung zu verstehen.

Noch mehr wird der Werth der Bemühungen des Uebersetzers dadurch erhöht, wenn die Uebersetzung mit Anmerkungen, Erläuterungen und Handglossen begleitet ist, welche zur Verständlichkeit des Schriftstellers, den man in der Uebersetzung liefert, etwas beitragen. Unsere alten italiänischen Uebersetzer gaben sich die Mühe nicht. Im 16ten Jahrhundert sang der einzige Nardi an, in seiner Uebersetzung des Titus Livius, eine sehr gute Probe von dem zu geben, was ein gelehrter und verständiger Uebersetzer zu thun hat. Amiot trat gewisser mafen in seine Fußstapfen. Andreas Dacier, und seine berühmte Frau, und der vorhingedachte Pope zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts leisteten weit mehr; und gegenwärtig giebt es wenige Uebersetzer, die dem übersetzten Werke nicht etwas eigenes beyfügten, z. E. Vorreden, Anmerkungen und Commentarien.

Die schönen Geister unsers Jahrhunderts, welche von den Uebersetzern nicht viel hatten, denken noch gering-

ringschätiger von Kommentatoren, welche sie als Leute betrachten, die nach Art schweizerischer Fellebardierer, an die Pforte des Tempels des guten Geschmacks gestellt sind, um den Eingang zu verwehren. Es ist gewiß, wenn die meisten Uebersetzer uns den Charakter großer Schriftsteller nur sehr unvollständig und spärlich ausdrücken, so verhüllen und begraben ihn gemeinlich die Ausleger. Aber was ist da zu thun, wenn es Gelehrte giebt, die bey allen ihren Kenntnissen nicht fähig sind, ein Werk von eigenen Plan zu erfinden, und weil sie nicht Flügel haben sich zu erheben, sich immer auf anderer ihren Rücken setzen. Was für ein subtiler Kopf, wie viel Philosophie, wie viel Gelehrsamkeit fand sich nicht bey dem Castelvetro? Und doch haben wir von ihm weiter nichts, als Zusätze, Kritiken, und Commentarien. Ich habe es hundertmal gehört, und auch selbst gesagt, daß es für Moralisten und Juristen ein großes Glück seyn würde, wenn Barbeyrac, statt den Grotius zu übersetzen und darüber zu commentiren, die Materien ganz von neuem behandelt hätte. Aber wenn wir die Sache reiflicher überlegen, so entdecken wir den Grund von dem, was er leistete; und was er nicht leistete: Non omnia possumus omnes. Mögten doch alle Glossatoren ihm ähnlich seyn!

Auf alle Fälle kan diese Art von Arbeiten einem jeden Gelehrten Ehre machen, wenn man nur zweyerley beobachtet. Einmal, daß man bloß über Schrif-

ten alter berühmter Schriftsteller commentire; und dann, daß man sich nicht allein gleicher, sondern noch mehrerer Kürze befeisige, als in andern Schriften. Die erste Regel bedarf weder einer Erläuterung, noch eines Beweises; und derjenige würde keine Entschuldigung verdienen, der über ein kleines neueres Buch Anmerkungen machen wollte (*), er müßte es denn thun, wie man auch so viel anderes unnützes und narrißches Zeug macht, um Lachen zu erregen, oder aber um einer sehr angesehenen und vornehmen Person, die eine gewisse Schrift ans Licht gestellt hätte, seine Achtung zu bezeugen. Was aber die zweite Regel betrifft, daß man sich der Kürze befeisigen soll, so scheint diese der Praxis der berühmtesten Kommentatoren, z. E. eines Landino, Vellutello, Castelvetro gerade entgegen zu seyn. Aber man muß bemerken: wenn die Commentarien Thatsachen und merkwürdige Anekdoten enthalten, die sich auf die Schrift beziehen, so kan man sich die Ausführlichkeit sehr wohl gefallen lassen. Aber wenn es bloße Amplifikationen, oder Anstrengungen des Witzes sind, dadurch man auf alle Weise zeigen will, wie wohl der Autor sich ausgedrückt habe, oder da man geheimen Sinn und Schönheiten finden will, an die der Autor nicht gedacht hat, so sind sie ganz unnütz, und dienen sonst zu nichts, als die Aufmerksamkeit vom Text

(*) S. le Chef d'Oeuvre d'un inconnu.

Text selbst abzuziehen, welcher gleichwohl dasjenige ist, worauf man die Betrachtung vorzüglich richten muß.

Ich rede hier von solchen Erklärungen, und Auslegungen, die man öffentlich ans Licht geben will. Denn mit solchen, die mündlich in Form öffentlicher Vorlesungen von öffentlichen Lehrern, Pastoren, und Catecheten in der Kirche vorgetragen werden, hat es eine andere Bewandnis. Viele Leute werden, ohne zu ermüden, jemanden sehr lange zuhören können, der mit ziemlicher Lebhaftigkeit und Nachdruck redet, wenn er auch gleich mit vielen Worten nicht viel sagen sollte. Aber wenn sie solche Reden niedergeschrieben lesen sollen, so ermüden sie schon bey der dritten Seite. Daher sehen wir, daß einige Homilien des Origenes, die man wohl damals mit grosen Beyfall angehört hatte, jetzt so leer und matt, und ihres Verfassers fast unwürdig scheinen. Jene weitläufigen Quaestiones über den Magister sententiarum, auswendig vorgetragen, könnten den Lehrern der scholastischen Theologie sehr zu staten kommen, um ihre Zuhörer in den Stunden zu unterhalten, so wie die Commentarien über die Topik des Cicero und Aristoteles gebraucht werden könnten, um sie als Erklärungen in rhetorischen oder logischen Vorlesungen vorzutragen. (Aber, wer liest solche Bücher zu seinem eignen Unterricht oder Vergnügen) Eben so, wenn es noch ein Land gäbe, das in der Kultur der schönen Wissenschaften so weit zurück wäre, daß man über

über die Poetik des Aristoteles lateinisch lesen müßte, so würde dem Lehrer das dicke Buch des Paolo Beni, das ganz aus Fragen, und Auflösungen besteht, sehr gute Dienste thun.

Wollte aber jemand seine Gedanken oder gewisse andere Miscellanien aus seinem Vorrath dem Nahmen eines berühmten Schriftstellers anhängen, so wünschte ich, daß, an statt es in Form eines Commentarius zu thun, er es in besondern Abhandlungen thäte; wie es Scipio Ammirato über den Tacitus, Augustin Mascardi über die *Tabulam Cebetis*, gemacht hat, und wie dergleichen noch täglich mit den Büchern der h. E. geschieht. Ich kenne viele, die unter dem Titel von Vorlesungen z. E. über Genesis, oder einen Propheten, sehr gelehrte und nette Schriften geliefert haben. Aber ich zweifle, ob diese Façon Bücher zu schreiben sehr zu billigen sey, weil die Ueberschrift eines solchen Werks selten einen Begriff von den Sachen giebt, die darinnen enthalten sind. Wenn man nicht zufälliger Weise die Vorlesungen des Angelo Paciucchelli lesen hört, wer wird wohl jemals erwarten, so viele Punkte der Moral, unter dem Titel der Vorlesungen über den Propheten Jonas, erörtert zu finden. Wer erschritt nicht vielmehr, mehrere Folianten über ein Buch von wenig Seiten zu sehen.

Daher wünschte ich, daß diese sonst herrliche und gute Gelehrsamkeit nur unter einer andern Form aufgestellt

stellt, und, wenn man nicht alles auf ein Sujet reduciren könnte, in mehrere Werke, unter verschiedenen Titeln vertheilt würde. Wahr ist es indessen, daß man Vorlesungen oder Abhandlungen, über ein Buch, wenn sie vom Text abgesondert sind, ungelesen liegen läßt, wenn sie einem nicht anständig sind, da man hingegen Erklärungen, die den Text eingewebt sind, nicht allein nicht liest, sondern auch verwünscht und verflucht, weil sie uns verwirren, und von unserm Zweck abhalten.

S. 14.

Von Analysen oder Auszügen aus Schriften.

Gerade das Gegentheil von dem Zweck der Commentatoren ist der Zweck der Epitomatoren; eine andere zu unsern Zeiten höchst gebräuchliche gelehrte Beschäftigung. Man verfertiget solche kurze Auszüge und Analysen unter dreyerley Form, in besondern Schriften, in Bibliotheken, und periodischen Journalen. Die beyden letztern Arten sind als neuere Erfindungen zu betrachten, ob man gleich einige Spuren davon in einigen Schriftstellern der mittlern Jahrhunderte findet. Aber Auszüge weitläufiger Werke, selbst mit Verbehalten des Nahmens des ersten Verfassers, sind Dinge, die zu allen Zeiten üblich waren. Wir haben dergleichen von Lucius Florus, der die weitläufige Geschichte des Livius in wenige Blätter zusammenzog, vom Justinus, der es eben so mit dem Trogus Pompejus machte, vom Xiphilius, in Ansehung des

Dion Casius. Aeneas Sylvius, nachmals Papst unter dem Nahmen Pius II. that dieses in Ansehung eines zu seiner Zeit neuen Werks, unter dem Titel: *Deche del Biondo*.

Aber dergleichen Arbeiten verfertigt man gemeinlich entweder nur zu seinem eignen Gebrauch, oder zur Bequemlichkeit einer Person, die entweder aus Faulheit, oder wegen Zerstreung, oder vieler anderer Geschäfte, keine weitläufige Werke durchlesen kan; sie bringen daher auch dem Kompilator gemeinlich keinen großen Ruhm, es müste denn seine Bemühung ein sehr interessantes, und zugleich schweres und dunkles Werk betreffen, wie z. E. Herr von Alembert in Ansehung des Geistes der Gesetze gethan hat. Gleichsam den Geist eines Verfassers aus seinen vielen Schriften herausziehen, kan eine ohne Zweifel sehr nützliche und vielleicht manchmal rühmlichere Arbeit seyn, als eigene Werke zu schreiben. Der Geist des h. Franziskus von Sales (*), aus den verschiedenen Werken dieses Prälaten herausgezogen, ist vielleicht das schönste, und ohne Zweifel das nützlichste Werk des Camus, Bischoffs von Bellay; und auch um deswillen merkwürdig, weil es das erste Buch dieser Art gewesen ist, welches hernach derjenige, der den Auszug aus dem Ba-

co

co gemacht hat; und einige andere zu unsern Zeiten nachgemacht haben.

Dergleichen Analysen lassen sich von jeder Art älterer und neuerer Schriftsteller machen, und es würde gut seyn, wenn man dergleichen besonders von denen verfertigte, die mehrerley in verschiedenen Sprachen geschrieben haben. Ich kenne jemand, der willens war einen solchen Auszug aus den Werken des Pater Gerodil, der Italiänisch, Französisch, Lateinisch die gesündeste Philosophie vortrug, und aus den so zahlreichen, theils lateinischen, theils italiänischen Werken des P. Ansaldo, voll der ausgefuchtesten Gelehrsamkeit, zu machen. Ich weis nicht, durch welchen Zufall er daran gehindert wurde. Aber vielleicht hatte er auch zu bedenken, daß Auszüge aus noch lebenden und schreibenden Autoren nothwendig ein unvollständiges Werk seyn müssen. So ist z. E. der Geist des Sn. v. Voltäre (*) ein sehr elendes Buch. Der Ruf, in welchem ein Verfasser und seine Werke stehen, trägt ohnstreitig viel zum Werth eines Auszugs bey. Aber wenn man die wahre Absicht dieser Art von Schriften recht erwägt, so ist es nicht nöthig, daß man für solche Auszüge eben sehr berühmte und klassische Werke wählt, und man sollte dergleichen vielmehr aus wenig bekanntern Büchern machen, und daraus das merkwürdigste aus-

D 4

haben.

(*) Esprit de S. Francois de Sales.

(*) Esprit de Msr. Voltaire.

heben. Denn klassische Werke, die weder selten, noch allzu volumineus zu seyn pflegen, kan man leicht in der Quelle lesen.

Was würde die Bibliothek des Photius für einen Werth haben, wenn er uns nur darinnen Auszüge aus den Werken des Plato, Demosthenes, und Somers geliefert hätte? Ich billige es daher zwar, daß man aus berühmten Schriftstellern Auszüge mache, und weil es die Kommodität unserer Zeiten, und die Menge der Bücher nothwendig macht, das Wesentliche aus mehren Werken des nemlichen Schriftstellers in ein kleines Bändgen zusammenziehe. Aber nützlicher ist es gewiß, dergleichen mit solchen Schriftstellern vorzunehmen, die zwar große Gelehrsamkeit besessen, aber doch keine Werke geschrieben haben, die man so leicht liest. Der Pater Bianchi, einer von den Minoriten, der gegen Peter Gianone schrieb, war ein sehr tiefgelehrter Kanonist; aber wer liest ihn, als etwa einer oder der andere Gelehrte, der Muse hat, oder durch besondere Umstände darzu verpflichtet ist? Ein Auszug aus seinen Werken wäre ein artiger und nützlicher Grundriß des kanonischen Rechts, doch so, daß man hin und wieder einige Anmerkungen und Handglossen machte, wo es die Materie erfordert. So könnte man es auch in einem andern Fach der Gelehrsamkeit mit den sehr unordentlich geschriebenen Werken des sehr gelehrten Kanonisten, Mazzocchi, machen. Und wenn

wenn Toskaner die Schriften des Doktor Lami lesen, so ist es gut; aber, wenn, ohngeachtet aller Lobeserhebungen, die sie diesem ganz ausgezeichnetem Theologen machen, gleichwohl niemand sich getraut, so viel Sachen zu verdauen, würde es für Studierende nicht nützlich seyn, sie ins kurze zu ziehen, wie man es mit den Werken des Abt Des Fontaines gemacht hat?

§. 15.

Von Bibliotheken und Journalen.

Wenn man dergleichen Auszüge aus vielen Schriftstellern, oder aus mehren Fächern macht, und zwar nach einer gewissen Ordnung, so nennt man sie Bibliotheken, wiewohl man auch Sammlungen kleiner flüchtiger Blätter, und periodischen Werken diesen Titel giebt. Ein ächtes und eigentliches Muster von Bibliothek würde die historische Kompilation des Diodorus Siculus seyn, die gerade auch den Nahmen, Bibliothek führt; wenn er nur die Quellen sorgfältiger angezeigt hätte. Die Verzeichnisse von Schriften, die zu einem besondern Fach gehören, z. E. von Grammatikern, Rednern, Kirchenskribenten, dergleichen wir vom Cicero, Svetonius, Hieronymus haben, gaben die erste Idee zu solchen Kompilationen, die in Ansehung einiger Fächer sehr weit getrieben worden sind, wie z. E. vom Cellier, und Dupin. Und es wäre gut, wenn man für andere Theile der Gelehrsamkeit das nemliche mit gleicher Ordnung und Genauigkeit gethan hätte.

Italien wird dem Hn. Abt Tiraboschi für sein ehrenvolles und würdiges Unternehmen eine Geschichte der italienischen Litteratur zu schreiben allezeit sehr verbunden bleiben. Aber es wird gewiß nicht an solchen fehlen, die sich darüber beklagen dürften, daß man in 8 oder 10 Bänden (denn so viele müssen es wenigstens werden) unter so vielen kuriosen Anekdoten aus dem Leben der Gelehrten, die vielleicht manchen zu geringfügig scheinen dürften, gleichwohl nicht den summarischen Inhalt der Theologie, der Rechtsgelahrtheit, der Medicin; der Poetik irgend eines Schriftstellers antrifft. Ich weis, daß es unmöglich ist, daß ein Mann allein Auszüge aus so vielen Schriften über so verschiedene Materien machen kan. Aber, wie sich sonst in Ansehung anderer Sammlungen mehrere vereinigen, ein einziges Werk zu liefern, so werden es auch die Nachkommen nicht glauben wollen, daß ein Mann von so vielem Ansehen nicht 2 oder mehrere Mediciner, ein oder mehrere Juristen, und so auch Gelehrte in andern Fächern hätte anstellen können, um ihm einen genauen Abriß der medicinischen oder juristischen Grundsätze der Schriftsteller zu geben, deren Geschichte uns der gelehrte Verfasser liefert.

Für diese Absicht, den Lesern die Meinungen und Grundsätze verschiedener Schriftsteller gleichsam in der Muß vorzulegen, muß man die Einführung der Journale als sehr nützlich erkennen. Journale sind Bibliotheken,

theken, die in periodischen Stücken oder Bänden herauskommen. Die Idee von solchen Werken kommt her zum Theil von der Bibliothek des Pborius, so ferne er der einzige unter den alten ist, von dem wir noch Auszüge und kritische Urtheile über verschiedene Werke, ohne sich an eine gewisse Ordnung zu binden, übrig haben; zum Theil von der *Libreria* des Domini, der es unternahm von allen neuen gedruckten Büchern Nachricht zu geben, und von historischen Journalen, oder den öffentlichen Nachrichten, so ferne man sie von Zeit zu Zeit in gewissen bestimmten Perioden, z. E. alle Woche, alle Monate, ausheilt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fieng Mr. Sald mit den ersten Versuchen seines *Giornale de' Letterati* die Epoche einer Art Schriften an, die heut zu Tage einen großen Theil von Leuten beschäftigen, welche lesen, schreiben, und drucken lassen; und die ordentlich zu gewissen bestimmten Zeiten heraus kommen.

Seitdem Elias Dupin, Johannes Clericus, Basnage, Boyle, Des—Fontaines, Zeno, Maffei, und so viele andere durch andere eigene Werke so berühmte Schriftsteller sich nicht geschämt haben, sich mit dieser Art von Kompilationen und Kritiken abzugeben, darf man nicht zweifeln, daß dies eine anständige, und jedes großen Gelehrten würdige Beschäftigung sey; ja, die Wahrheit zu sagen, würde selbst die Natur einer solchen Arbeit eine Meisterhand erfordern, um sie gehörig

auszuführen. Jetzt gesteht jedermann, daß solche Schriften sich zu sehr gehäuft haben, und der erste Einwurf, den sich einer, der dergleichen unternimmt, selbst macht, ist eben die überflüssige Menge von Journalen, und neuen Bibliotheken. Und wir können darüber keine andere Gedanken äußern, als daß es schwer ist, sich damit großen Ruf zu erwerben, und noch schwerer einen besondern Profit davon zu haben, weil es leicht geschehen kan, daß man sie jetzt alle mit einander verwechsle. Was kan man erwarten, seitdem man das *Journal des Savans* in Verfall hat kommen sehen, und die unter dem Nahmen des so gelehrten Lamy herausgekommene *nouvelle litteraris* gar nicht geachtet werden?

Um jedoch einer Schwierigkeit entgegen zu arbeiten, welche viele abhält, solche Schriften zu kaufen und zu lesen, würde es vielleicht kein undienlicher Rath seyn, an statt sich zu periodischen Bänden zu verpflichten, die eine lange Fortsetzung versprechen, es lieber so einzurichten, daß jeder Band als ein Ganzes für sich angesehen werden könnte, und nicht als ein unvollkommenes Werk, sobald man es nicht fortsetzte. Man könnte daher Auszüge nicht nur von jüngst herausgekommenen, sondern auch alten, und vor vielen Jahren herausgekommenen Schriften machen, auf eben die Weise, wie es viele mit einigen Schriftstellern insbesondere gethan haben, und man könnte ein solches
Werk

Werk weit merkwürdiger und instruktiver machen, wenn man zwischen einer neuen Schrift, davon man einen Abriß giebt, und einem andern älteren Werke von ähnlichen Inhalt eine Parallele zöge.

§. 16.

Von historischen, und andern Reallexicis.

Endlich könnte ein Gelehrter, der seine Zeit und Fleiß aufs Schreiben wenden will, in unsern Tagen leichtlich auf den Gedanken kommen, es in Form eines Dictionaire zu thun, als in welcher fast jede Wissenschaft, und jeder Theil der Gelehrsamkeit abgehandelt worden ist. Wir wollen es der Nachwelt überlassen zu bestimmen, wie viel, und welche von solchen Dictionaires sich in einiger Achtung werden erhalten haben. Wenn inzwischen dergleichen Bücher Buchdruckern und Verlegern Geld einbringen, si merent aera Solis, wie Soras sagt, so mag sich immerhin jemand damit abgeben, und statt künftigen Ruhms den gegenwärtigen Gewinn vorziehen.

Wir haben drey Auflagen vom *Dictionaire encyclopedique* erlebt, für welches eine schon etwas stark zu seyn schien, welche überflüssig hinreichend seyn sollte. Und das Baylische Wörterbuch, welches der unförmlichste Mischmasch ist, der nur jemals von einen berühmten Gelehrten zum Vorschein kommen ist, ist, wegen des kleinen Theils von guten und brauchbaren, das
etwa

etwa darinnen seyn mag, dreyimal aufgelegt worden. Sollte man jemanden über diese Art Werke einige Erinnerung geben, so wäre dieses mehr für die Käufer, als Verfasser. Denn es ist kein Geld so schlecht angewandt, als, das man auf solche Wörterbücher wendet. Kaum hat man eins gekauft, so sieht man gleich darauf ein anderes zum Vorschein kommen, welches den Werth des ersten um zwey Drittheil herabsetzt.

Aber eine große Schande ist es doch für Italien, daß man, ausser einigen grammatischen Wörterbüchern in 40 Jahren weiter nichts zu thun gewußt hat, als französische und englische Dictionaires zu übersetzen. Jenes Wörterbuch der Künste (*Dizionario dell'arti*) das ein gewisser Norchiati, ein florentinischer Kanonikus, zu den Zeiten des Doni (*) entwarf, und welches zu unsern Zeiten von einem Pivati und andern zum Theil bearbeitet worden ist, könnte ein solches Wörterbuch, sage ich, das uns auch selbst in grammatischer Rücksicht noch fehlt, nicht überaus wichtige Dinge enthalten, und seinem Verfasser eben so viele Ehre bringen, als dem Du Cange sein Glossarium? Und wer weis, was für große Vortheile diejenige Stadt Italiens davon ziehen dürfte, die es zuerst ans Licht stellte, wenn es nur die Frucht einer guten Pflanze wäre?

§. 17.

(*) E. seine Libreria p. 60.

§. 17.

Von Sammlungen.

Und damit wir doch alles berühren, was den Stoff eines Buchs abgeben kan, so dürfen wir nicht verschweigen, daß auch eine bloße Sammlung, und die Herausgabe fremder Aufsätze einen Stoff zu Büchern abgiebt, welcher hinreichend ist, den Namen des Herausgebers zu verewigen, oder wenigstens durch viel Jahrhunderte hindurch berühmt zu machen. Es ist offenbar, daß, wenn ein solches Buch Käufer finden soll, eine gute Auswahl nöthig ist. Aber diese Güte kan auf zweyerley beruhen, nemlich auf dem Ruf der Schriftsteller, aus deren Schriften man einzelne Stücke sammlet, und auf dem Werth dieser Stücke selbst. Dieser aber kan wieder von zweyerley Ursachen herrühren; nemlich, wenn sie Dinge, die zu allen Zeiten gut und nützlich sind, enthalten, oder Dinge, die, so gut oder schlecht sie an sich seyn mögen, doch von dem herrschenden Geschmack Beyfall und Aufnahme erhalten.

Diese Art Bücher zu verfertigen kam gar bald nach Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Schwang. Wir haben Sammlungen von Reden, Briefen, Gedichten, von der Mitte des 16ten Jahrhunderts an, von sehr gelehrten Personen, z. E. einem Sansovino, Poccacchi, und Dolce. Der berühmte Name der Schriftsteller, deren Aufsätze man auswählt, ist

ist das sicherste Mittel solchen Sammlungen einen Werth zu verschaffen; außer daß, wenn es oft aufgelegte, und allgemein bekannte Werke großer Schriftsteller sind, es nicht nöthig zu seyn scheint, sie anderwärts wieder drucken zu lassen. Daher ist erforderlich, daß immer ein guter Theil einer solchen Sammlung aus Handschriften sonst bekannter und berühmter Männer, oder aus Büchern genommen sey, die sich rar gemacht haben, und gleichwohl für eine gewisse Gattung von Gelehrsamkeit, z. E. Geschichte, Jurisprudenz, Theologie, unentbehrlich sind. Die Sammlung des Muratori von seinen scriptoribus rerum Italicarum wird wegen der guten Auswahl der darinnen aufgenommenen Werke immer merkwürdig und im Werth bleiben, da hingegen die Burmannische Sammlung größtentheils unnütze wird, weil sie Schriften enthält, die entweder nicht originell, oder sehr gemein sind.

Aber um von Werken, die weniger Aufwand erfordern, zu reden, z. E. Sammlungen von Neben, Briefen, Gedichten, so kan man sagen, daß der Geschmack des Sammlers hier die einzige Regel ist. Sansonino, Dolce, Goggi, Muratori, Ceva haben Sammlungen von Sonnetten, und Gesängen, veranstaltet, so daß sie einen großen Theil aus den Quellen selbst nahmen, neulich aus dem Petrarca, Casa, Costanza, Vittoria Colonna, aber in der Auswahl trafen sie nicht zusammen. Das nemliche geschieht auch

bey Neben, Briefen, und andern Stücken, die man aus philosophischen, historischen Schriften, und längern Gedichten ansieht. Was den Italiänern hierinnen begegnet, sieht man auch bey Franzosen und andern Nationen. Sind etwa im *Tresor de Parnasse* (*), die kleinen Gedichte, die darinnen vorkommen, lauter Juwelen und Edelsteine? Aber wer kan sich rühmen, eine Sammlung gemacht zu haben, die auch nur nach seinem eignen Urtheil die beste wäre, vornemlich, wenn sie aus neuen und noch lebenden Schriftstellern genommen ist? Freundschaft und ein anderes Interesse kan uns verleiten, dasjenige in die Sammlung aufzunehmen, und als Etwas vorzügliches aufzustellen, was doch kaum zum Ausflücken und Ausfüllen gut genug seyn dürfte. Es ist ganz natürlich, daß Geschmack und Urtheile verschieden ausfallen müssen. Aber es kan kommen, daß gewisse Materien, oder gewisse Schriftsteller, um besonderer Umstände willen, mehr in Schwung und Ruf sind. Dies kan einen Gelehrten bewegen, ein Buch lieber über diese, als über eine andere Materie zu verfertigen, oder sich mehr an diesen, als an jenen Schriftsteller zu halten.

(*) *Tresor de Parnasse, ou le plus joli des recueils.*

Zweytes Kapitel. Von der Ueberschrift.

S. 1.

Nothwendigkeit jeder Art von Auffätzen und Schriften einen Titel zu geben.

Der Gegenstand eines Buchs, und auch zum Theil seine innere Form muß sich so viel, als möglich, aus dem voranstehenden Titel erkennen lassen. Und so wie der Leser sich hieraus die erste Idee von einem Werke macht, so läßt sich auch schon einigermaßen Genie, Kunst und Beurtheilungskraft seines Verfassers daraus einsehen; welche Stücke man hernach vollständiger aus dem Verhältnis und Uebereinstimmung zwischen Titel und Inhalt des Buchs erkennt. Die Geschicklichkeit und Uebung, weitläuftige Schriften von jederley Inhalt gleichsam unter einen einzigen Gesichtspunkt zu bringen, ist nicht allein dem nöthig, der ein Buch ans Licht stellt, sondern auch allen denen, welchen es Amtswegen obliegt, oder auch um ihres eigenen Bedürfnisses willen beliebt, jede Art von Schrift dem Inhalt nach vorzulegen, selbst wenn man auch weiter nichts zu thun hätte, als sie in Archiven zu ordnen, oder in Inventarien und Katalogen zu verzeichnen.

Ich weis nicht, wer unter den alten Scholastikern eine von ihm verfertigte theologische Compilation *Sum-*

ma

ma *Summarum* nannte; aber diese Anzeige oder Benennung, welche an sich kein schicklicher Titel irgend eines Buchs seyn kan, ausgenommen vorzugsweise, und nach dem orientalischen Redegebrauch, wie *Canticum Canticorum*; würde gleichwohl die eigentliche Definition der Ueberschrift eines Buchs seyn. Denn vorausgesetzt, daß jedes Buch in mehrere Theile und in mehrere Kapitel getheilt sey, und sich theilen lasse, von deren jeden man den Inhalt oder kurzen Begriff angeben kan, so ist es gewiß, daß der Titel, den man vdransetzt, der Inhalt von jedem einzelnen Inhalt seyn, und in wenig Worten alles wesentliche des Werks enthalten muß.

Einige glauben, die Ebräischen Schriftsteller hätten sich um keine Ueberschrift bekümmert, sondern es dabey bewenden lassen, ihre Bücher durch das Anfangswort zu bezeichnen, welches auch in Rücksicht auf ihr hohes Alter kein Wunder seyn würde. Vielleicht waren auch die Griechen um diese Zeit; wenn sie ja schon Schriften hatten, eben nicht so sehr um die Ueberschriften besorgt; indem die Nothwendigkeit dieser letztern nur in eben dem Maasse zunimmt, als die Menge der Bücher wächst. Aber das ist doch eine ausgemachte Sache, daß die Ebräer vielleicht pünktlicher, als alle andere, in der Ueberschrift eines jeden Buchs waren. Und wenn es wahr ist, daß sie sie nicht anders als mit dem ersten Worte bezeichneten, so ist es eben so wahr, daß oft das erste Wort die wahre Ueberschrift des Buchs

ausmacht, z. E. das Gesicht Jesaias, die Sprüche Salomonis. Von den 5 Büchern Moses nichts zu gedenken, welche in der Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher mit bewundernswürdiger Kürze überscriben sind, in welcher griechischen oder lateinischen Schrift findet man mehr Kürze und Pünktlichkeit, als in der Ueberschrift des Buchs Josua und der Richter. Man glaubt, daß die Ueberschriften der Psalmen (*) älter sind, als die griechische Uebersetzung, und diese Ueberschriften sind so bestimmt und speciell, daß viele Ausleger sie bald Schlüssel, bald Ankündigungen, bald Erklärer der Psalmen genannt haben. Eine Sache, die um desto merkwürdiger ist, je später man angefangen hat, dieser Art von Aufsätzen besondere Titel zu geben. Denn in den alten Zeiten bekamen kleine Aufsätze keine Ueberschrift, ausser daß man aufs höchste die Gelegenheit anzeigte, bey welcher sie verfertiget worden, oder die Person, an welche sie gerichtet waren, wie man an den Oden des Pindarus und Horatius sieht. Die Sonnetten des Petrarca citirt man noch durch Anführung des ersten Verses.

Gegenwärtig hält man die Ueberschrift für so nothwendig, daß man auch kleine flüchtige Gedichte, wenn sie gedruckt werden, und diejenigen, die man in Gesellschaften

(*) S. Calmet Remarques sur les Titres des Pseaumes.

schaften zu einen gelehrten und anständigen Zeitvertreib abliest, durch einen besondern und passenden Titel ankündigt, oder sich ausbittet, z. E. *il Caffè, il Seccatore, la Tomba*. Bey den Versammlungen der Akademier und in den Sammlungen, welche von ihnen bey gewissen Gelegenheiten veranstaltet werden, z. E. bey Vermählungen großer Herren, giebt man das Sujet mit ein oder zwey Worten an, und diese dienen hernach zur Ueberschrift. Ein jeder weiß, wie sehr es auch Predigern zu statten kommt, wenn sie ihre Predigten, die sie von Zeit zu Zeit halten müssen, mit einer artigen und neuen Ueberschrift anzeigen können.

§. 2.

Schwierigkeit neue und schickliche Titel auszudenken.

Die vornehmsten Eigenschaften aller Ueberschriften von Ausarbeitungen, Schriften und Büchern, sind ohne Zweifel Pünktlichkeit und Kürze. Es ist kein Buchhändler so unwissend und ungeschickt, der nicht, was die Titel betrifft, fähig wäre, die Autoren zurechte zu weisen und zu belehren. Wenn wir ihre Katalogen lesen, und die Aufschriften oder Zettelgen betrachten, die sie in ihren Büchergewölben den Büchern, statt der Rubriken, beyfügen, so können wir uns versichern, daß man die Titel der Bücher auf zwey Worte muß reduciren können, und daß sie sich mit zwey oder drey Worten, den Nahmen des Verfassers einbegreifen, citiren lassen

lassen müssen, so ofte man ihrer gedenken muß. Diese Kürze ist zu unsern Zeiten hauptsächlich aus einem gedoppelten Grunde so schwer worden, einmahl, wegen der Menge der bereits vorhandenen Bücher, zwentens wegen des Genies der neuern Sprachen.

Die ersten Schriftsteller jeder Nation, sie mochten handeln, von welcher Kunst oder Wissenschaft sie wollten, fanden mit leichter Mühe den Titel selbst in der Materie, ohne daß sie nöthig hatten, lange zu grübeln. Die simple Benennung des Sachs oder des Gegenstandes, z. E. Logik, Ethik, Politik, Stratagemata, Taktik war schon hinlänglich. Aber wenn die Materie eines Buchs nicht nur von andern schon behandelt, sondern fast abgebroschen ist, gesetzt, daß sowohl die Form, als auch selbst ein großer Theil von Materialien neu seyn muß, so scheint doch der alte Titel nicht hinzureichen, das Buch mit genugsam vortheilhafter Empfehlung aufzustellen. Das Hülfsmittel, wozu viele ihre Zuflucht nehmen, daß sie ihre Schriften von andern über eben denselben Gegenstand vorhandenen durch den Zusatz neu oder vollkommen zu unterscheiden suchen, z. E. der neue Briefsteller, neue Logik, neue Rhetorik, neue Methode der Sprachlehre, ist so wenig geglückt, und die Schriftsteller haben größtentheils so wenig Kredit gefunden, daß unter unzähligen Schriften, die unter solchen Titeln herausgekommen sind, nur sehr wenige berühmt worden sind; ja,

ich wüßte nicht ein einziges Buch von vorzüglichen Werth, dessen Titel den Zusatz: neu und vollkommen, hätte. Alles demnach, was ein Schriftsteller, der eine schon von andern abgehandelte Materie bearbeitet, vernünftiger Weise hoffen kan, beruht darauf, daß er einem schon gewöhnlichen und gebräuchlichen Titel seinen Nahmen zusetzt, z. E. die Philosophie, oder Logik, oder Metaphysik Wolfens oder Genovosi, die Logik von Porto Reale, die Rhetorik des Cavalcanti, oder die Römische Geschichte von Rollin, von Eckardt; auf eben die Art, wie man die Iphigenia des Racine, die Merope des Maffei von andern Tragödien des nemlichen Inhalts, und mit dem nemlichen Titel, sehr wohl unterscheiden kan. Aber diese Hoffnung ist sehr langweilig, weil sie voraussetzt, daß der Nahme des Verfassers, oder ein günstiges Schicksal das Werk in Gang bringe, und die Unvollkommenheit eines schon gebräuchlichen Titels ersetze; eine Unvollkommenheit, die in den neuern Sprachen noch merklicher ist, wo man den Nahmen des Verfassers nicht leicht in die erste Zeile des Titelblats bringen kan.

Die lateinische und griechische, auch unter den neuern die deutsche und englische, haben für andern süblichen Sprachen einen merklichen Vortheil in Absicht auf die Ueberschrift der Bücher, daß sie mit viel weniger Worten sowohl den Nahmen des Verfassers, als auch den Gegenstand, ausdrücken können; und das

sind die zwey Dinge, die sich dem, der das Buch aufschlägt, sogleich darstellen müssen. *Longini de sublimi, L. Senecae de beneficiis*, man mag nun λόγος oder liber ausdrücklich setzen, oder nur darunter verstehen, ist viel geschmeidiger, und geschwinder gefaßt, als *Tractatus de sublimi Longini*, oder *libri de beneficiis Lucii Senecae. Sallustii bellum Iugurtinum*, oder *Iugurta*, ist kürzer, als *historia belli contra Iugurtam*, oder *belli Iugurtini, scripta a Sallustio*. und es ist nicht einerley, z. E. im Italiänischen *i libri dell' oratore*, und *de oratore libri*. Aber das Genie unserer, und noch mehr der französischen Sprache, verträgt kaum in dieser Art schicklicher und eigenthümlicher Titel mehrere Kürze. Weil diese Sprachen in den scholastischen Zeiten entstanden sind, wo man jede Sache immer mit ihren eigentlichen Namen, und nach einer strengen grammatischen Wortfolge auszudrücken bemühet war, gewöhnten sich die Schriftsteller diejenigen Worte auf den Titel voran zu setzen, die am entbehrlichsten sind, und welche Griechen und Lateiner im Sinn behielten, z. E. *liber, Tractatus, discursus*. Die Freyheit in der deutschen und englischen Sprache, wie in der griechischen, die Wörter aus zwey oder drey einfachen zusammenzusetzen, und der Vortheil den Segnacalo des Genitivi durch einen dem Substantivo, oder dem Hauptwort angehängten Sibilum auszudrücken (*), macht diesen Nationen den so

(*) z. E. Wolf's Logik, Milton's Paradise, Pope's Essay, etc.

nothwendigen Vortheil der Kürze, ohne sich vom ungeschicktesten und natürlichen zu entfernen, zu etwas gewöhnlichen.

Aber am schwersten wird Kürze und Pünktlichkeit der Ueberschrift in allen den Umständen, wo es schwer fällt, neuen Stoff zu finden, man mag in Prosa, oder in Versen zu schreiben haben, wie z. E. auf Vermählungen der Fürsten und Großen, auf Festtage der Heiligen, bey jährlichen kirchlichen oder akademischen Amtsverrichtungen, bey Pabstwahlen, oder der Wahl eines Doge, oder Bischoffs, bey Thronbesteigungen der Erb- oder Wahlfürsten. Obgleich bey solchen Gelegenheiten das Thema nicht immer neu und ungewöhnlich seyn kan, so finden sich doch zuweilen ganz artige und nicht zu gemeine Umstände, die man in einem kleinen Gedicht, oder Rede etwas weiter ausführen, und ausschmücken kan; aber deswegen fällt die Schwierigkeit nicht weg, ihnen auch eine gefällige Ueberschrift zu geben, wenn man dergleichen Aufsätze ans Licht stellen soll. Noch schwerer ist es, Titel zu solchen Werken zu finden, wo die Materie entweder zu vermischet und mannigfaltig, oder zu speciell und eingeschränkt ist. Dergleichen Schwierigkeiten könnten einem Schriftsteller fast alle Hoffnung benehmen, kurze, neue und passende Titel zu finden, wenn es nicht so mancherley Quellen davon gäbe.

§. 3.

Verschiedene Arten von Ueberschriften.

Auf viererley Quellen beziehen sich die Titel, auf die Materie, auf die Form, auf gewisse Zufälligkeiten, oder auf Vergleichen. Von der Materie, oder dem eigentlichen Stoff und Inhalt des Buchs kan man den Titel auf mehrerley Art hernehmen, entweder von den Sachen selbst, die man darinnen abhandelt, oder von den Personen, zu deren Unterricht das Buch bestimmt ist. So kan man z. E. ein Werk, welches von der Kunst der Wohlredendheit handelt, gleich gut überschreiben: *de Rhetorica*, oder: *orator*, oder *institutiones oratoriae*. Ein Werk über praktische Theologie kan eben so gut den Titel führen: *Der wohlunterrichtete Christ*, als: *von der Christlichen Lehre*, oder: *Theologie*, oder *Theologische Wissenschaften*. Eben so kan man Schriften über die Politik überschreiben: *der Fürst*, *der Staatsmann*, *der Sekretär*.

Ganz besonders glücklich war in diesem Stücke vor allen Schriftstellern, die seit 300 Jahren geschrieben haben, Erasmus Rotterodamus, welcher nicht allein seinen wichtigen und weitläufigen Werken einen genau anpassenden, meist nur aus einem einzigen, nie mehr, als zwey Worten, bestehenden Titel zu geben wußte, z. E. *Ecclesiastes*, *Adagia*, *lingua*, *de institutione*
princi-

principis; sondern auch jeder seiner kleinen Arbeiten, z. E. seinen *Colloquiis*, eine ganz kurze, bedeutungsvolle, und schickliche Ueberschrift gab; obgleich die Regeln des Dialogs ihn von dem Zwang der äußersten Genauigkeit befreheten. In Werken, die sich auf ganz specielle Fragen und Materien beziehen, ist die Kürze ungleich schwerer; da es oft nothwendig wird, sich darüber in einem bestimmten und ausführlichen Satz zu erklären. Man sieht das an Beispielen, wenn man die Werke des Seneka mit den Werken des Plutarchs vergleicht. Jener betitelt weitläufige, in mehrere Bücher vertheilte Werke mit einem einzigen Worte: *de ira*, *de clementia*, *de beneficiis*; da hingegen Plutarch, ohngeachtet des Vortheils der griechischen Sprache, eine oder zwey Zeilen nöthig hatte, um kleine Abhandlungen von wenig Blättern zu überschreiben: z. E. wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen könne? — Daß es nicht nöthig sey, Geld auf Zinsen aufzunehmen. — Daß ein Philosoph Umgang mit großen Herren haben müsse — wie man sich auf eine rechtmäßige Weise selbst loben kan.

Bei dergleichen Materien, ausserdem, daß es nicht möglich ist, adäquate, und zugleich kurze Titel zu brauchen, muß man noch einen andern Fehler vermeiden, nemlich, daß man durch allzugenaue ausdrückliche Bestimmung dessen, was man sagen will, die Neugier der Leser nicht erkältet, und abwendig macht, sondern

sondern man muß vielmehr darauf bedacht seyn, daß die Meynung des Verfassers auf dem Titel unentschieden bleibe. Daher ist es besser, in der Ueberschrift solcher Abhandlungen und kleinen Werke, unbestimmte *particulas conditionales*, oder *dubitativas*, als andere bestimmende Wörter zu gebrauchen: wie z. E. in der Ueberschrift beyhm Quintilian: Ob der öffentliche oder Privatunterricht vorzuziehen sey? damit der Leser noch ungewiß bleibt, welches die eigne Meynung des Verfassers sey; da, wenn er sie gleich wüßte, ihn solches vielleicht vom Lesen der Abhandlung selbst abziehen könnte. Als der Doktor Lami beweisen wollte, die Apostel wären ganz unwissende Leute gewesen, überschrieb er sein Buch: *dell'erudizione degli Apostoli*. Denn hätte er es seiner wahren Meynung gemäß betiteln wollen, die er zu beweisen suchte, so würde die Ueberschrift anstößig gelautet haben. Eben so gab Arnaldus den Titel, *de frequenti communione*, seinem bekannten Traktat, darinnen er gerade das Gegentheil von dem festzusetzen suchte, was der Titel anzuzeigen schien. Diese Anmerkung kan allen denen sehr zu statten kommen, die von unangenehmen, oder solchen Sachen schreiben müssen, welche angesehene und mächtige Personen betreffen; bey welchen Gelegenheiten es oft gefährlich, allemal aber unhöflich seyn würde, die Wahrheit in allzustarken Ausdrücken zu sagen.

Zuweil

Zuweilen reizt man selbst durch die Unglaublichkeit des Themas die Neugier der Leser noch mehr, wie z. E. Sokrates in seinem Lob der Helena, und des Busiris, Erasmus in seinem *Encomio moriae*, und hernach so viele unserer italiänischen Dichter und Redner in ihren Terzetten, und andern scherzhaften Aufsätzen^(*), gethan haben, die das Lob des Podagra, der Schulden u. s. w. enthalten. Alle diese suchten durch die sich erlaubte Freyheit des Paradoxen und der scheinbaren Ungereimtheit, die Aufmerksamkeit anderer zu reizen. Aber, um von solchen Thematzen, und Ueberschriften nichts weiter zu sagen, welche alle ins Ironische fallen, so sind die schönsten und angenehmsten Titel diejenigen, deren man sich nicht nur leicht wieder erinnert, wenn man sie einmal gelesen, oder gehört hat, sondern die auch von Zeit zu Zeit sich dem Gemüthe wieder darstellen, und den Gedanken, Anmerkungen und Zusätze zu machen, immer wieder von neuen aufwecken. Z. E. wenn Pierius Valerianus *de infelicitate litteratorum*, Fausto de Longiano von der Einfalt der Dichter, Menken von der Charlatanerie der Gelehrten, Mfr. Des Landes von grossen Leuten, die im Scherz gestorben sind, Fontanini von den Betrügereyen der Buchdrucker und Buchhändler, und der Kardinal Augusti

(*) *Cicalate* scherzhafte Aufsätze und Vorlesungen in der florentinischen Akademie.

gustinus Valerius (*) de cauta imitatione sanctorum Episcoporum schrieb. Von der Art würde auch jener berichtigte Titel des Buchs seyn, das vielleicht nie zum Vorschein kommen ist: *Opinio, regina mundi*, und ein anderer Titel des *Sekundus Lancelot*: *Wers erräth, ist klug*. Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, sowohl Prosaisken, als Poeten, ob sie gleich zuweilen ins absurde oder komische fallen, haben dem noch auch oft das rechte und passende in ihren Titeln getroffen, und in diesen, wie in andern Dingen für der Nachlässigkeit der ältern Schriftsteller den Vorzug. Man sieht viele, bey den gemeinsten Gelegenheiten, z. E. bey Hochzeiten, verfertigte Aufsätze, mit sehr wohl ausgedachten Ueberschriften, und mit sehr artigen, und nicht gemeinen Gedanken, auch sehr genaue und passende Titel von Predigten.

Aber wie die Titel aus dem gewählten Inhalt entspringen, so findet sich die Ueberschrift leicht und glücklich, wenn der Redner, oder Dichter, ein schon an sich gefälliges, und zu der Veranlassung schickliches Thema zu wählen versteht. Der Abt Roberti, der sehr artige kleine Lehrgebichte über Perlen, Erdbeere, über die Harmonie, auf Hochzeiten verfertigte, konnte diesen Aufsätzen sehr leicht ganz einfache und passende Ueberschriften geben.

§. 4.

(*) August. Valer. Oper. catol.

§. 4.
Ueberschriften, die von der Form des Werks hergenommen sind, und von doppelten Titeln.

Zu eigenthümlichen und bestimmten Ueberschriften kan man auch in gewissem Verstande diejenigen rechnen, die sich auf die Form des Buchs beziehen; nur müssen sie nicht von der allgemeinen Form, z. E. *Dialog, Brief, Unterhaltung*, sondern von einer gewissen besondern Form hergenommen seyn, die den ganzen Entwurf ausmacht. Von der Art ist die Ueberschrift: *das Mahl der Weisen*, oder die *Dipnosophisten*, weil der Unterricht, der in diesen Büchern vorkommt, in Form der Tischgespräche unter Gelehrten vorgetragen ist. Auch der Titel: *der Zuschauer*, dem Addison und seine Gehülffen dieser Sammlung moralischer, politischer, und kritischer Betrachtungen gegeben haben, die in fliegenden Blättern einzeln herauskamen, kan ein eigenthümlicher und specieller Titel genennet werden, weil er von der innern Form des Werks hergenommen ist. Blasius Pascal überschrieb aus ähnlichen Grunde seine Satyren auf die Jesuiten: *Lectres provinciales*, weil die ersten davon an einen guten Freund, der sich in der Provinz aufhielt, gerichtet seyn sollen.

Bei allen Werken, die ins Poetische, oder in das Nachahmende fallen, giebt es eine ihnen eigene und leichteste

te Manier sie zu überschreiben, indem man die Ueberschrift von der Hauptperson, die darinnen vorgestellt wird, hernimmt. Z. E. *Secuba*, *Merope*, *Andromacha*, *Jaire*, *Cyrus*, *Alcibiades*, *Aleopatra*, *Gottfried*. Demohngachtet dürften einige gerne sehen, daß auch *Tragödien*, und *Komödien*, außer dem Titel, der von den Nahmen der Hauptperson hergenommen ist, noch einen andern hätten, der den politischen, oder moralischen Zweck des Dichters, anzeigen; z. E. der bestrafte Tyrann, die entdeckte Unschuld. Allein diese Methode, welche in dramatischen Stücken, die nicht heroischen Inhalts sind, sehr zu statten kommen kan, und auch wirklich gebraucht wird, scheint nicht in den andern Arten des Trauerspiels nöthig zu seyn, wo der bloße Nahme des Helden, oder der Hauptperson schon vor sich den Inhalt anzeigt; wo es daher pekantisch herauskommen würde, wenn man den Leser schon auf dem Titel, der doch ganz einfach seyn muß, zu moralischen Reflexionen verpflichten, oder sonst eine Lektion geben wollte.

Sonst nehmen sich gewisse Zusätze zu den Nahmen der Hauptpersonen sehr gut aus, so ferne sie dazu dienen, die vorgestellte Handlung etwas bestimmter auszudrücken. Z. E. *Achilles in Scyrus*, *Alexander in Indien*, die verlassene *Dido*. Die Ueberschriften: *Das gerettete Rom*, und: *der Fanatismus*, welche Hr. v. *Voltaire* den *Tragödien*: *Catilina*, und *Mahomet*

Mahomet, gab, scheinen nicht so treffend zu seyn. In *Komödien* möchte das sehr wohl angehen. Denn ehe wir das Stück lesen, oder vorstellen sehen, wissen wir nicht, wer *Pourceaugnac*, oder *Tartuffe* sey, und wir können auf keine Weise den Inhalt davon errathen; da wir hingegen wohl wissen, wer *Andromacha*, *Aleopatra*, *Orest* gewesen sind. Daher bekommen auch *Komödien* ihren Titel meistens nicht von dem Nahmen, sondern dem Charakter der Hauptperson, z. E. der *Spieler*, der *Lügner*, der *Misanthrop*. Aber in nachahmenden, und dramatischen Aufsätzen von anderer Art, z. E. *Romanen*, und *Dialogen*, ist es eine bessere Methode, in diesem Fall einen doppelten Titel zu brauchen.

Die *Dialogen* des *Plato* haben ihren Nahmen von der Person, die darinnen philosophirend eingeführt wird. Aber jeder hat noch eine andere Ueberschrift, die den Inhalt anzeigt. Z. E. *Phädon*, oder von der Unsterblichkeit der Seele; *Parmenides*, oder über das einzige Principium aller Dinge. Kurz, fast alle *Dialogen* dieses Philosophen haben eine doppelte Ueberschrift. Ob ich mich gleich nicht getraue zu bestimmen, ob der zweyte von ihm selbst, oder von einem andern hinzugesetzt worden. Nach Art der Ueberschriften der Werke des *Plato* haben die spätern Griechen, Lateiner, und Italiäner, sehr oft einen doppelten Titel gebraucht. *Cicero*, der einige seiner Schriften: *Lätius*, *Cato*,
H Bru

Brutus, überschrieben hat, setzt noch einen andern eigentlichen Titel hinzu: *de amicitia, de senectute, de claris oratoribus*. Selbst Lucian hat viele doppelte Ueberschriften, die aber freylich nicht allemal den Zweck genau erklärten, den er sich in diesen Werken vorsetzte. (Man nehme z. E. Anacharsis, oder: von den Gymnasien; Sermotinus, oder von den Sekten; der Fischer, oder die Auferstandenen; Charidamnus, oder von der Schönheit; Nero, oder vom Durchstechen des Isthmus; und so viele von den Todengesprächen: z. E. Nigrinus, oder von den Sitten des Philosophen Timon, oder der Misanthrop. Auch Tasso setzte außer dem ersten Titel, der von dem Nahmen eines Akteurs hergenommen ist, noch einen zweyten speciellern, den Inhalt anzeigenden; z. E. *il Porzio, ovvero la Virtù; il Costantino, ovvero della clemenza; i bagni, ovvero della pietà*, u. d. g. Und dieser angesehene Schriftsteller würde in dieser Art von Ueberschriften noch mehr zu empfehlen seyn, wenn er gewisse Beziehungen weggelassen hätte, die ein satyrisches und unhöfliches Ansehen haben. Z. E. *Malpighio, o della Corte, il Forno primo, il Forno secondo, ovvero della nobiltà*, unter welchen Titeln man diejenigen noch am artigsten und gefälligsten finden wird: *il Forestiere Napolitano, ovvero della Gelosia*.

§. 5.

Von figürlichen, sonderbaren, und ganz willkührlichen Ueberschriften.

Auch alsdenn lasse ich mir einen zwiefachen Titel gefallen, wenn der andere den ersten erklärt, selbst in didaktischen und methodischen Werken, so oft der erste ein fremdes Wort, oder von einer gewissen Metapher und Aehnlichkeit hergenommen ist. Denn Aehnlichkeiten und Figuren, welche in ordentlichen Reden zur Abwechselung und Veränderung der Benennungen der Dinge dienen, kommen auch in den Ueberschriften zu statten, wenn uns die eigentliche und natürliche Benennung nicht gefällt, weil sie zu gemein und gewöhnlich ist, oder wenn sie der Absicht des Verfassers nicht gemäs ist, der den wahren Inhalt seines Werks für den ersten Anblick etwas verhüllen will. Von der Art sind die Titel: *Reggia di Parnasso*, für eine Sammlung von Synonymen, Epithetis, und Hemistichen; *Palazzo dell'eloquenza*, für eine Rhetorik; und alle die stolzen, emphatischen, metaphorischen Ueberschriften, welche im vorigen Jahrhundert von unsern Italiänern, und vorzüglich in solchen Schriften gebraucht wurden, in welchen man solche Sonderbarkeiten aufs sorgfältigste vermeiden, und vielmehr Klarheit und Simplicität selbst auf dem Titelblatt suchen sollte, d. i. in Andachtsbüchern, und asketischen Schriften.

Aber, wenn sich jemand einbildet, daß das ein eigenthümlicher Fehler unserer Nation, oder jenes Jahrhunderts allein, oder der Spanier wäre, die man dessen besonders beschuldiget hat, so werfe er doch nur einen Blick auf die Titel orientalischer und griechischer Werke, welche Baillet (*) anführet, und er wird einsehen, daß es gewisse Ausschweifungen des menschlichen Witzes für alle Zeiten und Länder gebe. Bey gelehrten Streitigkeiten scheint es, daß man auf dem Titel einen Scherz, oder witzigen Einfall anbringen könne, wie z. E. die Brille, *l'Occhiale*, vom Ritter Stigliani gegen Marini, worauf dieser unter einem andern Titel antwortete: *l'Vcellatura dell'Occhiale*. Der P. Sai wollte beweisen, daß der Kayser kein Recht und keine Macht habe über gewisse Abteyen und geistliche Pfründen zu disponiren, und überschrieb sein Werk: *L'astro, che non s'estingue, e non tramonta mai* (**). Das Gestirn, das nie verlöscht, noch untergeht. Die Gegenschrift von Johann Crusius führe den Titel: *Eclisse dell'astro, che non s'estingue, e non tramonta mai*. Verfinsternung des Gestirns ꝛc. Von dieser Art ist auch die Satyre: *I pifferi di montagna, che vennero per sonare, e furono sonati* (***), und viele andere dergleichen

(*) in seinem Jugement des Savans. T. I.

(**) E. Baillet am angef. Ort.

(***) Mat hat im Italiänischen das Sprüchwort: Fare come i pifferi di montagna, zum Schlagen ausgehen, und Schläge nach Hause bringen. N. d. U.

gleichen Bücher, und kleine Schriften, die bey solchen Streitigkeiten zum Vorschein kommen sind. Hobbesius war noch kühner, da er sein irreligiöses Werk wider die Kirche *Leviathan* betitelte, welches ein Seeungeheuer, ein Amphibium bedeutet, scheuslich, und grausam, wie die Hölle, und das Krokodil. Einige geben dem ganzen Werke einen eigenen, und hernach jedem besondern Theile oder Buch einen selbstbeliebigen Titel, nach ganz eigenen Gründen, oder Belieben, und Caprice.

Zuweilen nimmt man die Ueberschrift blos von äußern Umständen her, wie z. E. Aulus Gellius seine historischen und grammatischen Miscellanien *Noctes Atticas*, und Alexander ab Alexandro die seinigen *dier geniales* überschrieb, weil der erste sein Werk in den zu Athen durchwachten Nächten, der andere in den Ferien verfertigte; Umstände, die in Beziehung sowohl auf die Form, als Materie des Buchs ganz gleichgültig waren! Denn es würde nichts verschlagen haben, wenn der eine Titel: *Dies Spartani*, oder *Corinthiaci*, und der andere: *Noctes melancholicae*, gelautet hätte. Der Titel: *Libri triskium*, unter den Werken des Ovids, ist von dem innern Gehalt, oder Karakter dieser Elegien, der andere: *ex ponto* von dem zufälligen Umstand des Orts hergenommen.

§. 6.

Audere dergleichen willkührliche, und von gleichgültigen Umständen hergenommene Ueberschriften.

Georg Pereira Gomez, ein Spanier, überscrieb sein Werk, voll philosophischer und gelehrter Untersuchungen, woraus, nach der Meynung einiger, Cartesius vieles genommen haben soll, um sein System aufzubauen, *Antoniana Margarita*; weil sein Vater Antonius, und seine Mutter Margaretha hies. Johann della Casa gab seinem bekannten Werke: *de Columi*, den Titel: Galateo, nach dem Nahmen eines Galateus, der bey dem Bischoff zu Verona Oberhofmeister war, auf Bitte, und Rathen dessen, dem er Anfangs diesen Tractat diktirte. Dergleichen seltsame Ueberschriften duldet man ohne Widerrede, und sie beschnehen dem Werth des Werks nichts, wenn es nur an sich nützlich, und übrigens gut und ordentlich geschrieben ist; ja es scheint. ¶ Dergleichen nicht allein zu entschuldigen, sondern zu loben sey, wenn es darauf ankommt, einer Schrift von mannigfaltigen Inhalt, oder einer Sammlung verschiedener Tractate, den Nahmen zu geben; wo man sich ohne einen langen Umschweif von Worten nicht genau würde erklären können, und ein eigener von der Materie selbst hergenommener Titel, ich will nicht sagen schwer, sondern unmöglich seyn würde.

Der

Der P. Nikole (*), der sonst so gut, als irgend ein Autor auf der Welt, die Kunst verstund, ein Buch gehörig zu verfertigen, wollte verschiedene kleine Werke unter einen einzigen Gesichtspunkt vereinigen, und gab sie unter dem Titel heraus: Ueber die Erziehung eines Prinzen. Als er darauf merkte, daß dieser Titel nicht Beyfall fand, so gab er sich alle ersinnliche Mühe, durch seine Räsonnements, darinnen er vorzüglich stark war, die Leser zu überreden, daß alle diese kleinen, vormals zu andern Absichten verfertigten Werke, sich ganz natürlich auf die Erziehung eines Prinzen bezögen. Endlich lies er sich selbst überzeugen, daß es nicht angienge, und gab die nemlichen Stücke unter dem allgemeinen Titel *moralischer Versuche* heraus, unter welchem Titel auch andere spätere Aufsätze von ihm zusammengedruckt worden sind. Der P. Paciaudi, ein in vieler Rücksicht sehr berühmter Gelehrter, gab seinen Untersuchungen und Abhandlungen über die griechischen Alterthümer, die sich in dem weitläufigen Museum des Hauses Tani befinden, einen sehr artigen und glücklich gewählten Titel, indem er sein Werk: *Monumenta Peloponnesiaca* nannte, weil der größte Theil dieser Antiken aus Morea gekommen war. Ein anderer würde vielleicht einen Titel von einer halben Seite

N 4.

vorgez

(*) S. *Bailler Jugement des Savans. T. I. p. 506.* edit. Amstel. in 12.

vorgefetzt, und, ohne in geringften mehr zu fagen, den Lefer verwirrt haben.

Wenn die Titel in *ana* (*) nicht lächerlich geworden, und in Mißcredit gefallen wären, fo würden sie sich am besten für solche Werke schicken, darinnen der V. vermischte Materien abhandelt, die er doch gerne in ein einziges Buch bringen, und mit ein oder zwey Worten andeuten möchte. Und es wäre dann einerley, ob man diesen Titel in *ana* von dem eigenthümlichen Nahmen des Verfassers, oder aber desjenigen hernähme, über den man kommentiren, oder kritisiren wollte, wie z. E. Apostolo Zeno den Titel brauchte: *Quaestiones Vossianae*. Johann Clericus nannte sein Werk, darinnen er den Erasmus gegen eines Benediktiner, der die Werke des S. Hieronymus herausgegeben hatte, vertheidigte, *Quaestiones Hieronymianas*. Bey ähnlichen Gelegenheiten, wo man verschiedene Materien in ein Buch bringen soll, kan man sich auch noch größerer Freyheit bedienen, und sind hier die allgemeinen Titel: Versuche, Miscellanien, Bibliotheken, Musea, Wälder, Tapeten, sehr schicklich.

§. 7.

Zu allgemeine und unnütze Ueberschriften.

Sonst muß jeder Titel für äußerst fehlerhaft erklärt werden, der auf keine Weise weder im eigentlichen, noch

(*) *Sculigerana*, *Budaeana*, *Menagiana*.

noch figürlichen Verstande, weder die abgehandelte Materie, noch auch Form und Methode, nach welcher das Werk verfertigt ist, andeutet, und nicht einmal dazu dient, dasselbe von einem andern zu unterscheiden. Der gleichen sind ganz allgemeine und unbestimmte Titel, ohne etwas anders, als den Nahmen des Verfassers, hinzuzusetzen, z. E. *libro, trattato, discorso, orazione, ragionamento, storia, poesia, opera, dramma, pensieri, riflessioni*, von N. N. Denn alle Schriften über jede Materie, kan man Bücher, Traktate, und Discourse nennen, und alle Aufsätze in Versen reduciren sich auf die allgemeine Benennung von Gedichten, und Werken, oder auf die besondern Nahmen von Dramaten, oder Tragödien, u. s. w.

Aus diesem Grunde würde Dante vorzüglich zu tadeln seyn, wenn er selbst seinem Gedichte den Nahmen *Commedia* gegen hätte. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß es ihm nicht in Sinn kommen ist, ihm einen allgemeinen Titel zu geben, der alle drey Gefänge umfaßte, und daß er, zufrieden mit den partikulären Benennungen: *Inferno, Purgatorio, Paradiso*, es dem Lefer überlassen hat, dem ganzen Gedichte einen selbstbeliebigen Nahmen zu geben. Einige sind der Meynung (*) gewesen, daß Dante, indem er voraus-

R 5

setzt,

(*) Zeno let. 65. Tom. I. und in seinen Zusätzen zur Biblioth. des Fontanini, T. I. p. 299.

setzt, daß er die Hauptperson in diesem Gedichte sey, und daß der schickliche und passende Titel sein nomen proprium seyn mußte, vielleicht aus Bescheidenheit seinen Nahmen nicht selbst habe vorsezen, sondern ihn lieber der eigenen Einsicht anderer überlassen wollen. Daher liest man in einigen Manuscripten dieses Werks auf den Titel nicht, wie in allen Ausgaben, *Commedia*, sondern: *il Dante*, welches auch sehr passend war. Aber die meisten Leser bildeten sich ein, weil der Dichter in einigen Stellen seiner Gesänge, wo er von diesem seinen Werke redet, solches *Commedia* nennt, so wäre dies der Titel, den der Verfasser ihm selbst gegeben hätte, ohne zu bedenken, daß er das Wort: *Comödie*, für ein Gedicht in ganz planer und gewöhnlicher Schreibart brauchte, und daher sagte:

Che la mia Commedia cantar non cura (*).
an statt, *di che in questo poema non voglio parlare.*

Pastal, und Tassoni, von welchen wir einige Werke unter dem allgemeinen Titel: *Penseen*, haben, sind weniger zu tadeln; denn ersterer liess sein Werk unvollendet, und hatte nicht Zeit an den Titel zu denken, (der vielleicht von den Herausgeber herrührt,) und Tassoni hielt es für schicklich, einer unordentlichen Sammlung vermischter Gedanken, den simplen und all-

(*) *Inferno. cant. 1.*

gemeinen Nahmen von *Penseen* zu geben. Aber Bembo wurde mit Recht von Castelvetro getadelt, daß er seine Gespräche über die itallänische Sprache schlechtweg: *Prose*, überschrieben hatte. Denn alles, was er ohne Sylbenmas geschrieben hatte, und noch ferner schreiben konnte, waren *Prose*. Und wenn er sie *Prose* nennen wollte, im Gegensatz seiner Gedichte, dadurch er auch schon bekannt war, warum nannte er nicht seine Schrift: *gli Afolani*, die er lange vorher herausgegeben hatte, auch so? Ich gebe mit Fleis Beispiele von berühmten Schriftstellern. Denn wenn ich sie unter andern unbekanntem Schriftstellern, oder unter den Scholastikern der spätern Zeiten, auch selbst den berühmtesten derselben, aufsuchen sollte, so würde ich sehr weikläufig von der Nachlässigkeit ihrer viel zu allgemeinen Titel reden, und selbst über Peter Lombard, und den h. Thomas von Aquin, Anmerkungen machen müssen.

Inzwischen sind solche allgemeine Titel nicht allemal unschicklich, oder unnütze, sondern vielmehr in vielen Fällen nothwendig, nemlich, wenn man einem einzigen Band, oder einer Sammlung mehrerer Bände einen einzigen Titel geben will, um sie unter einer einzigen kurzen Benennung zusammenzufassen, es mag solches der Verfasser selbst, oder ein anderer thun. Z. E. die Werke des Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch, Horaz, Virgil, Ovid. Es ist klar, daß

daß die Buchhändler dergleichen allgemeine Titel ganzen Sammlungen vieler und verschiedener von jenen Schriftstellern hinterlassenen Aufsätze gegeben haben. Nicht aber allein geben die Herausgeber dergleichen allgemeine Titel den Werken verschiedener Schriftsteller, sondern sie theilen auch die Werke ein und eben desselben Schriftstellers in verschiedene Klassen, und geben jeder einen Titel, der in Ansehung der ganzen Sammlung speciell, aber in Ansehung der einzelnen zu jeder Klasse gehörigen Aufsätze dennoch generell ist. *S. Opera philosophica, rhetorica, Oden, Satyren, Briefe, prosaische Aufsätze, Gedichte, Lieder, Sonnetten, Terzette.*

§. 8.

Von speciellen Ueberschriften der verschiedenen Theile eines Buchs.

Es ist wahr, daß solche Titel, die den Inhalt eines Werks, weil er nicht ein einziger ist, nicht bestimmt andeuten, und andeuten können, hernach nothwendig erfordern, daß jeder Theil desselben, nicht anders, als ob es eben so viel kleine besondere Werke wären, seinen eigenen Titel führe, wobey jedoch einiger Scharfsinn und Sorgfalt nöthig ist. Boccaccio nannte seine hundert Erzählungen, die in zehn Tagen aufs Tapet gebracht worden waren, *Decameron*; weil aber jede derselben, nicht blos als ein Theil des ganzen Werks zu betrachten ist, sondern auch vor sich ein klei-

nes vor sich bestehendes Werkgen, oder Roman ist, so mußte jede ihren eigenen Titel haben; und er setzte deswegen einer jeden den summarischen Inhalt vor, welcher nicht allein eine kaum zu beschreibende Kürze und Genauigkeit hat, sondern auch so eingerichtet ist, daß meistens das erste, oder die zwey ersten Worte eine eben so richtige, als kurze Ueberschrift ausmachen, dergleichen man vorsehen mußte, wenn eine solche Erzählung entweder, in eine Komödie, oder absonderten Roman verwandelt werden sollte; dergestalt, daß auch wir, wenn wir eine Novelle citiren wollen, ohne uns um die Zahl zu bekümmern, schlechtweg sagen: die Erzählung vom Eifersüchtigen, vom Andreuccio, vom Alibec, von einer sicilianischen Dame, vom Serondo, von der Witbe, vom Schüler; und auf diese Art werden sie auch wirklich von andern Schriftstellern citirt, wie man besonders bey *Salviati* (*) findet. Dies beweist die Nothwendigkeit kurzer Ueberschriften. La—Fontaine, der einen großen Theil davon nachahmte, brachte, mit Rücksicht auf den Geschmack seines Zeitalters und seiner Nation, den summarischen Inhalt auf zwey, oder drey Worte, so daß er einen eigentlichen passenden Titel ausmacht, *S. E. die Wiege, die Rede des h. Julians.* Daher haben seine Erzählungen (*contes*) wie die Gespräche

des

(*) in seinen *Avvertimenti sopra il Decameron*.

des *Erasmus*, außer der allgemeinen Ueberschrift, noch ihre besonderen, die jeder Erzählung, oder jedem Gespräch vorgelegt ist, ob es gleich zuweilen nicht über eine Seite lang ist.

Der schon mehr erwähnte *Gerolamo Muzio*, der vielleicht unter den italiänischen Schriftstellern seiner Zeit in der Schriftstellerkunst seines Gleichen nicht hatte, gab gewissen kurzen poetischen Aufsätzen den Titel: *Egloghe*, jedem Buch dieser Sammlung aber noch einen besondern Titel, und nannte einige: *marchesana*, weil er sie an *Marchesen* gerichtet hatte, andere *ilustri*, noch andere: *lugubri*, nach Verschiedenheit des Inhalts, oder der Personen, an die sie gerichtet waren, ja auch jeder einzelnen Ekloge gab er meistens noch einen besondern Titel.

Die italiänischen Dichter und andere Humanisten des vorigen Jahrhunderts haben in diesem Stück durch ganz besondere Kunst einen Vorzug gesucht. Wir finden viele ihrer Sammlungen von Sonnetten, oder andern Gedichten, ja selbst Inschriften mit einem so bestimmt angegebenen Inhalt, der sich sehr gut zum Titel eines Gedichts, einer Geschichte, einen *Räsonnements*, eines ganzen Bandes über eine solche Materie, schicken würde. Wenn in den Sammlungen von Gedichten, die, wie gedacht bey bürgerlichen, kirchlichen und litterarischen Feyerlichkeiten zum Vorschein kommen,

jedes

jedes Gedichtgen seinen Titel auf die Art hätte, wie die fliegenden Poesien der neuern Franzosen, so würde dieses vielleicht zum Probierstein dienen, den Gehalt eines jeden zu bestimmen, und die unnützen und schlechten desto leichter abzusondern. Ein Sonnet, mit leeren Worten, ohne Geist, und Kraft, läßt sich unmöglich analysiren, und auf einen bestimmten Punkt reduciren, und, sobald man es versucht, entdeckt man das Leere.

Aber, wenn wir von wichtigen Werken reden, die sich mit einem bestimmten einzigen Hauptgegenstand beschäftigen, und die man wegen ihrer Stärke in mehrere Bücher theilen muß, so ist es gleich viel, ob der Verfasser die Titel vervielfältiget, und jedem Buch seinen eignen giebt, oder mit der bloßen Anzeige des ersten, zweyten, dritten zufrieden ist. Jedoch, wenn diese Ueberschriften wohl ausgedacht sind, und etwas angenehmes und edles haben, so geben sie dem Werke eine gewisse Zierde, und Artigkeit, wenn sie gleich auch von einer etwas hochtrabenden Denkungsart, und von einem gewissen Stolz herrühren, wie z. E. die Ueberschriften der Bücher des *Herodots*, durch die *Nahmen der Musen*. Uebrigens ist es nicht mühsamer, wenn man ihn citiren will, zu sagen: *Clio*, oder *Euterpe*, als: das erste, das zweyte Buch.

Deswegen will ich jedoch das affectirte Wesen des *Julius Casar Scaliger* nicht billigen, der jedem sei-

ner

ner Bücher über die Dichtkunst einen griechischen Titel gab, der den besondern Inhalt in Absicht auf den allgemeinen Gegenstand seines Werks andeuten soll. J. E. *Historicus* nennt er das erste Buch, weil es eine Nothiz der verschiedenen Gattungen der Gedichte und Dichter enthält; das zweyte *Hyle*, weil es von der Materie der Poesie handelt, und zwar versteht er darunter die verschiedenen Versarten; das dritte *Idea*, weil er darinnen von den Charaktern und Eigenschaften der Personen redet, die man dichterisch aufstellen soll; das vierte *Charakter*, weil es die verschiedene Schreibart bestimmt, dadurch man Sitten und Eigenschaften der Personen auszudrücken hat. Aber das ist zu affectirt, und um so weniger zu billigen, je mehr die Wörter, womit man den Inhalt eines jeden Theils andeuten will, dunkel, zweydeutig und schwer zu verstehen sind. Und welcher Leser kan sich dem Skaliger für diese seine besondere Mühe verbunden achten, da ein jeder daran genug gehabt haben würde, wenn er gesagt hätte: Das erste, zweyte, dritte Buch, der Poetik; und wenn er ja jedem seinen besondern Inhalt vorsehen wollte, so konnte und mußte er es auf eine weit deutlichere und verständlichere Art thun.

Mit mehreren Grunde unterschied Franciscus Patricius seine zehn Gespräche, die eine eigene Abhandlung über die historische Kunst ausmachen, durch eigene Titel. Darzu brauchte er für jedes Buch den Nahmen

men dessen, der darinnen die Hauptperson macht, doch so, daß er auch noch dabey den besondern Inhalt des Gesprächs ausdrückte; J. E. *Contarino* über den Begriff der Geschichte, das dritte Gespräch. *Binderuiccio* vom Zweck der Geschichte, das vierte Gespräch, u. s. w. Aus diesen Titeln sieht man, daß der erste von der Hauptperson, die im Gespräche auftritt, der zweite von der abgehandelten Materie hergenommen ist.

§. 9.

Von der Epigraphe (*) und dem Titelblatt.

Die Kirchenscribenten haben sich zuweilen einer ganz eigenen Manier bedient, den Gegenstand einer Abhandlung anzudeuten, worinnen ihnen hernach einige weltliche Schriftsteller, J. E. *Scipione Ammirato*, und die berühmten Verfasser periodischer Blätter, *Addison*, *Stall*, und ihre Nachahmer, gefolgt sind, welche über ihre Abhandlungen eine Stelle aus einem klassischen Schriftsteller, besonders aus Dichtern, J. E. *Soraz*, *Virgil*, *Juvenal* gesetzt haben. Es ist gewiß, daß diese Sentenzen aus der h. Schrift, oder aus andern alten und berühmten Schriftstellern eben so gut

(*) Weder das Wort: *Motto*, noch auch *Aufschrift*, *Denkspruch*, oder d. g. drückt das aus, was mit dem Worte *Epigraphe* gesagt werden soll. Man muß sich also an die Erklärung im §. selbst halten.

gut den Titel abgeben können, als wenn man das Wesentliche des Aufsatzes mit eigentlichen Worten, aber doch mit Worten eines andern, oder in einer andern Sprache angedeutet hätte.

Aber bey dem beständigen Rastniren über alles, und vermöge des natürlichen und allgemeinen Gangs, zu dem, was andere bereits gethan haben, noch etwas hinzuzuthun, konnte es nicht anders kommen, als daß man, ohngeachtet einer solchen Stelle, den Inhalt der Abhandlung noch auf andere Art anzuzeigen suchte. Man brauchte also eine solche Stelle zur Epigraphie, oder das Titelblatt damit zu bereichern, welches heutzutage der eigentliche Ort der Ueberschrift ist. Denn vor Erfindung der Buchdruckerkunst gab es keine Titelblätter, d. i. man pflegte die Ueberschrift des Buchs nicht auf ein besonderes Blat voranzusetzen, sondern man setzte Titel und den Nahmen des Verfassers zu Anfang der ersten Seite des Buchs selbst. In den spätern Zeiten setzte man, gleichsam, um den Leser von der Vollständigkeit des Werks zu versichern, ordentlicher Weise zu Anfange das Wort: *incipit*, und am Ende: *explicit*. Z. E. der erste Gesang. Aber die Bequemlichkeit des Drucks machte, daß man eine materielle Verdoppelung des Titels erfand. Denn man setz ihn nicht nur auf die erste Seite des Textes selbst, sondern auch vorläufig auf ein besonderes Titelblatt, welches vor der ersten Seite, und noch vor allen Präliminarien,

narien, der Dedikation, Vorrede, Konspaktus, oder Anzeige der Kapitel, vorhergeheth, als welche Dinge alle vor dem eigentlichen Anfang des Buchs selbst stehen.

Die Verfasser, und Herausgeber bedienten sich sehr schicklich dieser ersten Titelseite dazu, aufer dem eigentlichen Titel, noch verschiedene andere für wichtig gehaltene Nachrichten zu geben, woraus ein jeder, der das Buch zur Hand nimmt, sogleich sehen kan, von wem, zu was Ende, zu welcher Zeit das Buch verfertigt worden sey, mit was für Zusätzen und Anhängen es die Leser erhalten. Wenn der Titel bestimmt, und genau eingerichtet ist, so sollte er keines andern Zusatzes bedürfen, als nur, um etwa die parres *quantitativas* des Werks anzuzeigen. Z. E. *de officiis, Ciceronis. libri tres, de civitate Dei, S. Augustini libri viginti duo*. Daher könnte man jede andere nöthig scheinende Nachricht und Erklärung für Vorrede und Konspaktus versparen; und daher muß man sowohl aus einem, als dem andern dieser zwar zufälligen, aber sehr gewöhnlichen Theile des Buchs mit leichter Mühe sich eine vollständige Idee vom ganzen Werke sowohl in Ausübung der Materie, als der Form machen können. Wenn wir inzwischen einem jeden, der etwas schreibt und drucken läßt, die Freiheit lassen, das Titelblatt zur Anzeige seines ganzen Plans und Zwecks zu brauchen, so müßte es doch so eingerichtet seyn, daß die ersten, und am meisten in die

Augen fallenden Worte sogleich den Verfasser, und Hauptinhalt des Buchs, die andern, mit kleinerer Schrift, etwa den Zweck und die Veranlassung entdecken.

Einige, nachdem sie einmal den Grundsatz angenommen hatten, daß das Titelblatt des Buchs einer Innenschrift ähnlich seyn müsse, hielten es für schicklich, auf den ganzen Titel, so lang er auch seyn mochte, sich größerer Buchstaben zu bedienen. Aber diese allzugroße Einförmigkeit der Buchstaben beraubt uns des ganzen Vortheils des Titelblatts, welcher darinnen bestehen soll, daß es uns auf das geschwindeste Inhalt, Verfasser, und Umfang des Werks andeuten soll. Daher sollte man die Gewohnheit der Schriftsteller und Buchdrucker des ersten typographischen Jahrhunderts beyhalten, welche sich gar kein Bedenken machten, dasjenige, was außer der notwendigen Ueberschrift noch anzudeuten war, in Cicero oder kleiner Cursiv beyzufügen.



Drittes Kapitel. Von der Dedikation.

§. I.

Was es vor Vortheile habe, die Rede an bestimmte Personen zu richten.

Unser Autor muß demnach beständig den Titel vor Augen behalten, damit er ihn immer an den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, erinnere; und hauptsächlich muß er es so einzurichten suchen, daß der Leser gleich im Anfang des Werks, ohne langen Aufenthalt, den Grund einsehe, warum das Werk den Titel führt. Man bemerke aber, daß die Alten aus den drey besondern Eingängen, deren sich die neuern bedienen, nemlich **Zuschrift**, **Vorrede**, und **Einleitung**, (nemlich derjenigen, die im ersten Kapitel enthalten ist) ordentlicher Weise eine einzige machten. Denn, weil die Rede an eine besondere Person gerichtet war, z. E. an den **Demosthenes**, an den jungen **Markus Tullius**, an den **Marcellus**, so vertrat diese Anrede die Stelle der neuern **Zuschrift**, und **Vorrede**; indem man fast niemals gewohnt war, die eigentliche **Einleitung** vom **Kontext** zu trennen, und das **Prooemium** war nichts anders, als das, was man in der neuern Abtheilung in **Kapitel** das erste Kapitel nennen würde.

Dieses Verfahren war sowohl vernünftiger, als auch natürlicher, so wie es auch für die Fortsetzung des Werks das bequemste war. Denn erstlich, da jedes Buch seiner Natur nach eine schriftliche Rede zu abwesenden ist, so muß sie, wie mündliche Reden an gegenwärtige, eingerichtet seyn. Nun ist es offenbar, daß ein verständiger Mensch niemals redet, ohne daß seine Rede an irgend jemand gerichtet ist; folglich muß auch ein Schriftsteller auf die nemliche Weise voraussetzen, daß er zu jemand rede. Und der Mangel einer besondern Person hindert nicht, daß wir nicht gleichwohl die Absicht haben dürften, zu jedem zu reden, der in den nemlichen, oder ähnlichen Umständen ist.

Jeder junge Mensch von guter Herkunft kan annehmen, daß die Ermahnung des Isokrates auch an ihn gerichtet sey. Eben das kan jeder Liebhaber des ehrbaren und gerechten, in Ansehung der Bücher des Cicero von den Pflichten, jeder bescheidene in Ansehung der Bücher des Seneca *de beneficiis*, jeder Regent in Ansehung der Bücher des Sinesius *de regno*, jeder Pabst in Ansehung der Bücher des heiligen Bernhardus *de consideratione* annehmen; obgleich alle diese Werke namentlich an Demonikus, an Markus Tullius, an einen gewissen Liberalis, an den Kayser Arkadius, an den Pabst Eugenius III, gerichtet sind, auf eben die Art, wie Masillon, und Bourdaloue, in ihren Reden, ob sie gleich zunächst nur zu dem Hof zu Versailles,

faillies, oder zu dem Volk zu Paris reden, dennoch lauter solche Dinge vortragen, die man an jedem Hofe, in jeder großen Stadt, sagen könnte, und die auch noch von christlichen Hofleuten und Bürgern mit Nutzen gelesen werden können. Und es ist keiner von Adel, oder eine andere Person von gelehrten Stande, welche den Discours des Bossuet über die Universalhistorie, oder die neuern Schriften des Herrn Abt Condillac um deswillen nicht läse, weil die erste an den Dauphin, und die andern an den königlichen Prinzen von Parma gerichtet sind.

Zweitens scheint es vernünftiger und bescheidener zu seyn, daß ein moralischer, politischer, oder kritischer Unterricht vielmehr an ein Individuum, oder an besondere Klassen von Personen, als an alle gerichtet sey. Ueberdem ist kein Zweifel, daß die Methode der Alten, von der wir reden, nemlich durch das ganze Buch hindurch die zweyte Person zu gebrauchen, der Einrichtung einer Rede weit gemäßer und bequemer sey, weil sie dadurch weit leichter und fließender wird. So ist es z. E. weit kürzer und fließender, wenn ich sage: nimm dich in acht, mein Sohn, vor dieser Gefahr — leset, ihr Freunde, dieses Buch — gebt Achtung hierauf; als wenn ich sagen müßte: ein rechtschaffener Mann, oder Cavalier, muß dies oder jenes thun — ein rechtschaffener Jüngling muß dieses fliehen — ein Gelehrter, der nach dem Ruhm der Beredsamkeit

samkeit strebt, muß sich hüten — muß sich beflüssigen, u. d. g. Durch solche Weitschweifigkeiten geht die Würde der Schreibart verloren, die wir bey den Alten, und besonders in den heiligen Büchern, finden. Und außer der Kürze verliert man auch die Mannichfaltigkeit der Rede. Denn, wenn ich gesagt habe: sey kurz in deinem Unterricht, so hindert mich nichts, daß ich hinzusetzen kan: ein Schriftsteller muß, so viel möglich, dem Ueberdruß seiner Leser zuvor zu kommen suchen; und wenn ich gesagt habe: fliehe die Liebe, so kann ich sehr schicklich fortfahren: derjenige ist ihr am überlegensten, der sich am wenigsten ihr anvertraut; und wenn ich angefangen habe: weine jetzt, in Trauertracht, verwäistes und betrübtes Venedig, so kan ich dennoch in der dritten Person fortfahren: Mit Recht, mein Quirin, weint und seufzet unser Vaterland.

Es dürfte jemand sagen, daß die Dichter, vermöge der Erlaubnis und uneingeschränkter Freyheit, sich der Apostrophe zu bedienen, die Rede von einer Person an die andere wenden können, wie z. E. Soras thut, der zwar eigentlich zu den Personen redet, aber gleichwohl die Rede an jeden Schriftsteller (*) richtet, und

(*) Scriptor honoratum si forte reponet Achillem.

Horat.

und eben so Virgil in hundert Stellen seiner *Georgicorum*. Warum sollen aber Prosaisten nicht ein gleiches thun dürfen, wenn es ihnen gefällt? Wer wehrt es uns, die Rede von Zeit zu Zeit von der besondern Person, an die sie gerichtet ist, an einen allgemeinem persönlichen Gegenstand zu richten, und wer erlaubt nicht auch selbst in gemäßigtern und methodischen Werken jede Art von Apostrophe? Wendet nicht der ältere Plinius in seiner Naturgeschichte (*), einem Werke, das mit rednerischen und poetischen Freyheiten gar nichts zu thun hat, seine Anrede an den Cicero, da wo er seiner gedenken muß? Mit wie viel mehr Grunde könnte man dergleichen Apostrophen an solche Personen richten, welche wahrscheinlicher Weise das Buch lesen dürften, wenn gleich die Rede vom Anfang an jemand anders gerichtet war? Dergleichen Wendungen befördern zugleich die in andern Rücksichten so nöthige Abwechselung des Vortrags. Ueberdem, wenn man sich an einen andern Leser wendet, als, an welchen vornorne herein die Schrift gerichtet ist, so braucht man es eben nicht allemal mit einer direkten Apostrophe zu thun. Man sehe, wie Johannes della Casa in seinem *Galateo*, worinnen er unter dem Nahmen eines alten Jbioten einen jungen Menschen unterrichtet, und Annibal Caro, welcher in seiner Apologie unter dem

S 5

Nah

(*) L. VII. c. 30.

Nahmen Pasquin zum Castelvetro redet, in einigen Stellen ausdrücklich erklären, daß sie zu jedem Leser reden (*).

Es würde demnach in aller Rücksicht die Methode der Alten, den ganzen Ton der Rede an eine bestimmte Person zu richten, weit vortheilhafter seyn. Bey alle dem ist heutzutage der Gebrauch allgemein worden, daß man außer den Aufsätzen, die die Briefform haben, alle andere Schriften ohne besondere Anrede verfertigt; oder, wenn sie an eine bestimmte Person gerichtet sind, so pflegt man dieses in einer besondern Zuschrift, Epigramm, oder Inscription, zu thun, die mit dem Werke sonst nicht zusammenhängt. Auch fehlt es diesem Gebrauch nicht an Gründen und Beyspielen des Alterthums. Wenigstens finden wir in Ansehung der Geschichte nicht, daß Thucydides, Sallustius, Livius, Tacitus, ihre Geschichten jemanden dedicirt, oder, besser zu sagen, an jemanden gerichtet hätten; ob man gleich zu ihren Zeiten andere Schriften zu dediciren pflegte.

Heroische oder erzählende Dichter richten gleichfalls ihre Rede an keine besondere Person. Weder die Ilias, noch die Odyssee des Homers, sind an eine bestimmte Pers

(*) S. 129. und 191.

Person gerichtet. Virgil, der seine *Georgica* dem Mäcenas dedicirte, hat uns seine *Aeneide* bloß mit einer Anrufung an die Muse hinterlassen. Auch ist es nicht einmahl nöthig, daß man Bücher, die zum Unterricht bestimmte sind, an bestimmte Personen richte. Denn man setzt ohne Zweifel voraus, daß eine Abhandlung, die man durch Abschriften, oder durch den Druck verbreitet, von mehrern und allerley Personen gelesen werden soll. Doch wir wollen jetzt von den neuern Dedicationen reden.

S. 2.

Verschiedene Bewegungsgründe, warum man Bücher dedicirt.

Ludovicus Castelvetro, der in seinen Zusätzen zu den Prose des Bembo (*), seiner Gewohnheit nach, diese Materie etwas umständlich, aber eben so spitzfindig behandelt, nimmt nur zwey Bewegungsgründe an, aus welchen man vernünftiger Weise eine Schrift einer angesehenen Person dediciren kann: entweder, daß sie solche verbessern, oder sich ihrer annehmen soll. Wir werden bald sehen, daß er selbst die von ihm bestimmten Grenzen überschritten hat, und behaupten unter dessen, daß diese Bewegungsgründe vielerley seyn könnten.

Der

(*) Giunta 5.

Der erste ist, wenn die Person, der man, vermittelst der Dedikation, ein herausgegebenes Buch überreicht, im Stande ist von dem Unterricht des Schriftstellers zu profitiren, und sich gefallen läßt, daß ihr Name an der Spitze des dedicirten Buchs stehe. Dieser Bewegungsgrund ist unter allen der natürlichste, älteste, vernünftigste, und dem ersten Begriff von Dedikationen gemäße. Und in der That, was will man denn anders, wenn man jemanden eine Schrift überreicht, als ihm etwas in die Hände geben, das ihm entweder Nutzen, oder Vergnügen schafft? Ihr sucht und verlangt Unterricht, sagte Sokrates, ihr wünscht zu lernen, und ich bin bereit zu lehren; daher übergebe ich euch diese meine Schrift. Eigentlich sollten alle Dedikationen von der Art seyn: „Sie, mein Herr, sind wißbegierig, und finden Geschmach an dieser Wissenschaft, an dieser Art von Kenntnissen. Ich habe mich damit abgegeben, ich habe sie in meiner Gewalt, und überreiche Ihnen hiermit die Früchte meines Fleißes, wo sie vielleicht das finden werden, was sie suchten.“ Ob gleich der Gedanke dreist, und unhöflich, und nicht gegen jedermann ohne Unterschied schicklich scheint, so kan man doch mit diesen Gedanken ein Buch auch einem großen Fürsten dediciren; denn dieser müßte nicht klug seyn, wenn er sich einbilden wollte, alle Wissenschaften in gleichem Grade zu verstehen, als einer, der sich damit ganz insbesondere abgegeben hat. Vitruvius und Plinius

Plinius bedachten sich nicht, in ihren Zuschriften, der einen an August, der andern an Vespasianus, sich merken zu lassen, daß in diesen ihren Werken, über die Baukunst und Naturgeschichte, Dinge wären, deren Kenntnis hoffentlich diesen Kaisern nützlich, oder angenehm seyn dürfte. Aus gleichem Grunde dedicirte Vaco seinem König sein Werk: *de augmentis Scientiarum*. Und wenn der Verfasser ein alter angesehener Gelehrter, der Fürst aber noch jung, und vielleicht gar sein Zögling wäre, wie der Kaiser Artadius von Sinesius, und der Dauphin vom Bossuet, so ist ein solches Anerbieten noch mehr von Stolz und Unhöflichkeit entfernt. Galileo Galilei dedicirte seinen Traktat über den Compaß dem Prinzen von Toskana, und führt zur Ursache an, daß er bemerkt hätte, der junge Prinz fände ein Vergnügen an solchen Instrumenten.

Man kan aber auch Schriften noch in einer andern ganz verschiedenen Absicht dediciren, nemlich, wenn man den Mäcen, selbst in der abgehandelten Materie, als dem Verfasser selbst überlegen betrachtet, und dieser sich dadurch bewogen findet, ihm sein Werk zu überreichen, in der Absicht, daß er es verbessern, oder doch die Fehler daran bemerken möge. Castelvetro verwirft mit theils sophistifischen, theils aber auch tüchtigen Gründen, Dedikationen dieser Art, als solche, welche sowohl den Verfasser, als auch sein Werk selbst herabwürdigten, dessen Ansehen zu erhalten democh so nöthig ist;

ist; nicht zu gedenken, daß es viel vernünftiger zu seyn scheint, daß ein Schriftsteller, der bey Verfertigung eines Werks die Einsichten anderer benutzen will, sich diese vor dessen Herausgabe zu verschaffen suche. Aber es fällt uns bey dieser Gelegenheit ein entgegengesetzter Rath des Bayle bey, nemlich: daß ein Verfasser von der ersten Auflage seines Werks nur wenige Exemplare drucken lassen, und unter Einsichtsvolle gute Freunde zur Beurtheilung austheilen sollte, um es hernach verbesserter und berichtiger wieder auflegen zu lassen. Nach diesem Vorschlag würde es so ungereimt nicht seyn, daß man jemanden ein Buch dedicirte, und ihn ersuchte, es zu verbessern. Und ob es gleich auf diesen Fall vielleicht noch rathfamer scheinen dürfte, es im Mspt. zum Durchlesen zu übergeben, so antwortet man doch weder auf der andern Seite, daß der Druck zur Erleichterung, und statt der Abschreiber diene, und daß man immer etwas gedrucktes lieber liest, als etwas geschriebenes. Auch ist kein Zweifel, daß es leichter ist, eine richtige Kritik von Zufällen zu erhalten, welche auch nur durch eine kleine Anzahl gedruckter Exemplare bekannt worden, als wenn man sie uns im Mspt. anvertrauen wollte; und, wenn man daher gleich die Schrift an jemanden insbesondere richtet, so hindert dieses doch nicht, daß man nicht auch auf anderer Theil darüber aufmerksam seyn sollte. Uebrigens sehe ich nicht, was man für Unschicklichkeit, oder Mistre: dit zu befürchten habe, wenn man zu einem großen Mis: nister

nister, einer obrigkeitlichen Person, einen berühmten Gelehrten, dem man ein Buch dedicirt, ganz bescheiden sagt, man verspreche sich von seiner Klugheit, Erfahrung, und Gelehrsamkeit neues Licht über die Materie, mit der sichs beschäftigt, zu erhalten.

Aber, um auch von andern Bewegungsgründen der Zuschriften zu reden, so scheint es nicht, daß man jeden mit Rechte sogleich tadeln dürfe, der einem Fürsten, oder einer andern mächtigen Person, ein Buch dedicirt, und durch diese Respektsbezeugung ihr Patrocinium und Gewogenheit zu verdienen, oder sein dankbares Andenken empfangener Wohlthaten zu bezeugen sucht. Castelvetro, der den Eigensinnigen, und den Cyniker spielen will, wenn er von solchen Dedicatien redet, bequeme sich doch selbst darzu, da er dem Kaiser Maximilian II. seine Poetik dedicirte. Inzwischen ist es wahr, daß, wenn man von solchen Zueignungen Rechenschaft geben soll, man solche als etwas ganz zufälliges in Ansehung des Buchs selbst zu betrachten hat, so daß ohne sie dasselbe nichts das geringste von seinem Wesen verlieren würde.

§. 3.

Nützliche und unnütze Dedicatien.

Ein Buch dediciren heißt gegenwärtig nichts anders, als sich einer durch den Gebrauch autorisirten Gelegenheit bedienen, der Person, der man es dedicirt, ein öffentliches

öffentliches Lob zu geben. Wenn dies nun vielleicht zum Vortheil der Gelehrten und der Gelehrsamkeit gereicht, so mag doch dieser Gebrauch immer in Gottes Namen sich beständig erhalten. Aber wenn er die entgegengesetzte Wirkung thun sollte, wie ich glaube, daß es nur allzuoft der Fall ist, so wäre es den Schriftstellern wohl anzurathen, daß sie es unterliesen. Durch abgeschmackte Lobeserhebungen, womit man einen gedruckten Boggen anfüßt, ein Geschenk erbetteln wollen, ist in der That etwas, das kaum einem Buchdrucker oder Buchhändler zu verzeihen wäre, geschweige denn einem Gelehrten; ist nicht allein für den Vertrieb des Werks unnütze, sondern auch sowohl dem Verfasser selbst, als auch dem litterarischen Fache überhaupt nachtheilig, wenn jener so niederträchtig ist, dieses aber so arm und verachtet erscheint, daß es jedem für wenige Studii schmeicheln muß.

Noch eitel, und auf das einfältigste sich täuschend sind diejenigen Schriftsteller, welche gestehen, daß sie ihre Schrift angesehenen Personen um deswillen dediciren, um sich solchergestalt für boshaften Kritikern zu sichern. Wo ist ein Land, wo die Leute ein Werk deswegen nicht tabelten und kritisirten, weil es einem angesehenen Cavalier, oder einem ehrwürdigen Prälaten, oder einem großen Herrn dedicirt ist? Haben wir nicht verwickenes Jahr (*), ein kleines Büchelgen kanonisch

(*) S. Gazzetta letteraria di Milano. 15. Agosto. 1775.

sehen Inhalts schrecklich mishandeln sehen, obgleich es dem regierenden Pabst dedicirt war? Und wenn ja dergleichen Schriften nicht kritisirt würden, so würde es doch nicht aus dem Grunde geschehen, den die Verfasser zur Absicht hätten. Ein berühmter witziger Kopf unserer Zeiten sagte, indem er über den Titel: *Poesie sacre*, eines gewissen Verfassers scherzte, sehr beißend: *Ja in der That sacre, weil sie niemand anrührt.* Und vielleicht, so oft ein Schriftsteller in der Dedikation sich merken liese, als ob er glaubte, der Name seines Mäcens werde das Buch ehrwürdiger machen, so dürfte dieses allein schon hinreichend seyn, daß man es ganz und gar liegen liese. Der unsterbliche Plinius gab zwar in der Dedikation seiner Naturgeschichte an den Kaiser Vespasianus zu verstehen, daß er kaum Kritik und Widerspruch befürchtete, aber deswegen lies er sich nicht merken, daß der Schatten eines so großen Fürsten, Freundes und Beschützers, ihn davor bewahren und sichern sollte.

Aber wenn ein Verfasser sich durch schuldige Gesinnungen der Dankbarkeit und Hochachtung gegen die Person, deren Namen er ein Werk zueignen will, dazu bewogen findet, so muß das mit Recht beyden, sowohl dem Mäcen, als dem Schriftsteller, Ehre machen. Es ist das ein schuldiger Tribut, den die gelehrte Republik ihrem Wohlthätern zollt. Hierbey aber muß man bemerken, daß dergleichen Dedikationen desto mehr

Empfehl-

Empfehlung verdienen, je mehr man, ohne Zwang und Verdrehung, zwischen dem zugeeigneten Werke, und dem Gönner, dem es zugeeignet wird, ein näheres Verhältnis zeigen kan, z. E. wenn ein Fürst, Prälat, oder anderer Herr, durch seine Verwendung, oder durch seine Freygebigeit, den Verfasser in Stand gesetzt hätte, sich auf diese Wissenschaften zu legen, davon das Buch die Frucht wäre. Ja, selbst dies würde, meiner Meynung nach, noch nicht genug seyn, um die Dedication schicklich genug zu finden, woserne nicht die Materie und der Titel des Werks selbst von der Art wäre, daß es würdig wäre, den Nahmen einer solchen Person an seiner Stirn zu tragen. Ein verständiger Censur würde nicht leicht zugeben, daß ein Buch, welches von Krankheiten, oder andern unangenehmen, niedrigen Dingen, oder, woran man ungerne wieder denkt, handelte, einem Fürsten, oder einer angesehenen obrigkeitlichen Person, dedicirt würde. Aber wenn sich zwischen dem Buch, dem Gebrauch, den man davon machen könnte, und der Person, der es dedicirt wird, ein näheres Verhältnis fände, so würde man dies nicht unschicklich finden können, wenn auch gleich das Fach und die Materie ganz heterogen wäre.

Castor Durante dedicirte dem Pabst, Sixtus V. ein Werk, medicinischen Inhalts, Thesaurus sanitatis, betitelt, und setzte auf das Titelblatt gleich unmittelbar nach dem Titel die sechs unten angeführten Verse

Verse (*), darinnen er, mit einem sehr artigen Compliment, den Grund berührt, warum er Ihm ein solches Buch überreiche. Zum wenigsten ist so viel gewiß, wenn eine Schrift kein offenbares Verhältnis und Beziehung auf die Person hat, der man es dedicirt, so sollte man ihren Nahmen in diesem Fall wenigstens nicht aufs Titelblatt, sondern besonders setzen. Noch viel mehr muß ein gesetzter und einsichtsvoller Schriftsteller sich davor hüten, eine Schrift zu dediciren, deren Titel in Verbindung mit dem Nahmen der Person, welcher es zugeeignet wird, den Gedanken irgend eines persönlichen Fehlers, Mangels, oder andern Fleckens von jeder Art erregen könnte.

§. 4.

Von Dedikationen an Heilige, und andern dergleichen.

Seitdem es häufig, und fast allgemein Mode wurde, die Bücher mit einer besondern Epistel, oder einem von der Vorrede abgesonderte Elogium, zu dediciren, fehlte es nicht an solchen, die, an statt ihre Schriften einer

L 2

mensch-

(*) Hoc tibi vivendi praescripta est forma libello,
Sancte pater, possis quo superesse diu.
Perlege, vivacis fumes documenta senectae;
Hac poteris veteres exuere arte dies.
Hoc pia Roma rogat Pastori, hoc spondet Olympus,
Si tibi non curas vivere, vive gregi.

menschlichen, und noch lebenden Person zu dediciren, es für gut befanden, solche göttliche Personen, oder einem Schutzheiligen zuzueignen. So finden wir einige, dem ewigen Vater, dem göttlichen Erlöser, der heiligen Mutter Gottes, dem h. Joachim, zugeeignet. Zum Unglück sind wenige solche Bücher, und ihre Verfasser berühmt; und daher kan man sich nicht auf solche Beispiele gründen, um zu beweisen, daß dergleichen Zueignungsschriften im Verhältnis gegen geschmackvolle Gelehrsamkeit eben so Beyfall verdienen, als sie von der Seite löblich sind, da sie von frommen und guten Absichten der Schriftsteller einen Beweis abgeben.

Inzwischen, wie ein Gelehrter von jeder Art, meinem Ermessen nach, nicht zu tadeln wäre, wenn er, weil er seine Kenntnisse, und seinen Ruhm einem klassischen Schriftsteller, oder einem h. Kirchenvater zu danken hätte, aus einer gewissen litterarischen Höflichkeit, um mich so auszudrücken, durch ein in Form einer Dedicatation seiner Schrift vorangesetztes Elogium erklären wollte, daß er sich zur Verfertigung desselben durch das fleißige Studium der Werke jenes Mannes qualificirt habe; so thut auch ein Mönch, ein Ordensbruder, der sich, bey seinen Wachen, bey der Stille, und andern anständigen Vortheilen einer eingezogenen Lebensart, Kenntnisse erworben, und Mittel gefunden hätte, ein Werk zu schreiben, daß dem Publikum nützlich

sich und ihm rühmlich seyn dürfte, ein solcher, sage ich, thut gewisser mafen ein Werk der Dankbarkeit gegen den Stifter seines Ordens, der ihm diese Vortheile verschafft hat, wenn er es seinem Nahmen zusignet. So gar dedicirte Wilhelm Cave seine gelehrte Geschichte der Kirchenstribenten der englischen Kirche, ob er gleich dieser ersten, an eine ideelle Person gerichteten Zuschrift, noch eine zweyte an den Erzbischoff von Canterbury befügte. Desto mehr scheint mir die Frömmigkeit des P. Tonti und des P. Bianchi Empfehlung zu verdienen, deren ersterer seine Dogmata defensa der heiligen römischen Kirche, der andere aber seine Kirchenpolicy dem Fürsten der Apostel dedicirte.

Unter allen unvernünftigen und abgeschmackten Dedicatationen sind die unerträglichsten und unhöflichsten diejenigen, da man einer hohen Person ein Werk zusignet, dessen Inhalt das Lob einer niederen, von jener abhängigen, und ihr unterwürfigen Person wäre; es müßte denn seyn, daß man ihre Vorzüge und Ruhm als eine Wirkung des Schutzes, und der vorzüglichen Beurtheilungskraft seines Obern zu betrachten hätte, von welcher Art das Lob eines großen Generals, oder Ministers, seinem Fürsten zugeeignet, seyn würde, der ihn zu diesem Posten erhob, oder darinnen erhielt; so auch, wenn jemand eine Lobeserhebung des Prinzen Eugenius dem Kayser Carl VI. dedicirt hätte. Demobgeachtet, wenn es eine noch lebende Person beträf,

so wäre es doch immer etwas unsicheres, ich will nicht sagen, gefährliches. Und ich wüßte nicht, wer es zu unserer Zeit wie Claudian machen wollte, der dem Kaiser Honorius die übertriebensten Lobsprüche des Stilico dedicirte.

Ueberhaupt sollte man alle Aufsätze, die dem Lobe lebender Personen ausdrücklich gewidmet sind, entweder gar niemanden, oder nur derjenigen Person dediciren, auf welche alle die Elogen auf eben die Art zurückfielen, wie das Lob des Vaters oder Großvaters auf den Sohn, oder Enkel; und auch zuweilen das Lob eines Descendenten auf seine Vorfahren; das Lob eines Sohnes auf seinen Vater; weil man das Verdienst des Sohnes seinem Vater zum Lobe anrechnet. In dieser Rücksicht könnte man, wenn es mir anders erlaubt ist, ein Beyspiel aus einer so erhabenen Sphäre herzunehmen, sehr wohl dem Cardinal Bardi einen Panegyrikus auf unsern Pabst Pius VI, oder Ihre Heiligkeit einen Panegyrikus auf den Cardinal, ihren Oheim, dediciren. Wo aber keine ähnliche Beziehung zwischen dem Gegenstand, oder um mich so auszudrücken, dem Helden eines Panegyrikus, oder einer speciellen Geschichte ist, so kan man die Dedikation nicht gut heißen.

Und welcher verständige Mann belacht, oder beklagt nicht vielmehr den schlechten Geschmack seiner Landsleute, wenn ihm ein Sonnett, z. E. der h. Anna

na zu Ehren, einem Grafen, oder Marchese, oder eins auf den h. Hiob oder den h. Joseph, einer Prinzessin, oder einer andern Dame dedicirt, vorkommt? Welche Affectation, welche Eitelkeit, einen kurzen Aufsatz, dessen ganzer Umfang kaum zu einem Dedikationskomplimente zureichen würde, noch besonders dediciren zu wollen? Aber, wenn ja das kleine Gewerbe, das man mit solchen Dedikationen treibt, diesen Mißbrauch autorisiren kan, von welchem die Künstler vielleicht einigen Profit haben, warum erdenken und gebrauchen die Dichter nicht selbst eine vernünftigere, und richtigere Form, um das Lob ihres Mäcens zu singen, ohne dem Lobe eines Heiligen zu nahe zu treten? Warum will man einem sterblichen Menschen von einem so kleinen Tribut, als ein Sonnett ist, noch mittheilen?

Uebrigens, weil die Gewohnheit solche abgesonderte, und von dem dedicirten Werke unterschiedene Dedikationen so gemein gemacht hat, so möchte ich eben nicht die kritische Strenge so weit treiben, daß ich den Dichtern, und, wer sich ihrer Hilfe bedient, dieses Ceremoniell verbieten wollte; aber ich möchte ihnen doch vielmehr rathen, wenn es nöthig ist, die gewöhnliche Form, 14 Zeilen auf gros Folio drucken zu lassen, abzuändern, und an statt der einfachen Formel: *Dedicirt dem unvergleichlichen Verdienste*, wünschte ich, daß man lieber mit 4, oder 6 Versen, die den Grund einer solchen Zueignung enthielten, einer andern, dies

sem Heiligen geweyheten Person, oder dem Protector der Kirche, oder der Gesellschaft, einen solchen Aufsatz dedicirte, darinnen der Name dieses Heiligen erhoben, oder dieses Fest gefeyert wird. Etwas noch eitelers und unnützers thun diejenigen, die, wenn sie einen Aufsatz zu irgend jemand's Lobe ans Licht stellen, noch eine eigne Dedikation an die nemliche Person, oder an den nemlichen Heiligen beyfügen; gleichsam, als ob durch eine solche Erklärung das Lob mehr Gewicht bekäme; oder das Sonnett, wenn es nicht dedicirt würde, seine ganze Vollkommenheit nicht hätte.

§. 5.

Von vervielfältigten Dedikationen.

Eine sehr unanständige Verdoppelung, und gleichsam eine Art von Betrügerey ist es, deren sich einige bedient haben, indem sie dasselbe Werk zwey oder mehreren Personen dedicirten, und einer gewissen Anzahl gedruckter Exemplare den Nahmen und das Lob des einen, einer andern Quantität hingegen Nahmen und Dedikation an einen andern Namen vorsetzten, und zwar aus niedrigen Ehrgeiz, oder einem andern niedrigen Interesse.

Es schickt sich nicht, daß man eine Schrift, die nach Art der Alten an eine bestimmte Person gerichtet ist, noch einer andern Person dedicire, und Pignori, sonst ein sehr gelehrter Mann, that sehr Unrecht,

recht, daß er seine *expositionem mensae Isacae*, die an einen gewissen Welscher gerichtet war, dem Cardinal Baronijs dedicirte (*). Aber das ist unverwehrt, wenn man mehrere, schon besonders gedruckte oder auch ungedruckte Werke, mit ihrer eigenen Dedikation, in einen Band bringt, daß man diesen jemand anders dediciren kan, so daß die vorigen einzelnen Dedikationen bleiben. Auch mögte ich die mehreren Dedikationen auch desselben Werks nicht verwerfen, wenn es in mehrere Bücher getheilt ist. Petrus Valerianus, z. E. dedicirte seine 58 Bücher *Hieroglyphicorum* eben so viel berühmten Männern seiner Zeit. Banello dedicirte jede seiner Erzählungen, die eine diesem, die andere jenem. Auch der Cardinal Sforza Pallavicino dedicirte seine drey Bücher *del bene* drey verschiedenen Gönnern, oder Freunden, ob sie gleich alle zusammen kaum einen kleinen Band ausmachen. So hat es auch der Graf Algarotti mit seinen kleinen Werken, gemacht; und ich habe eine Uebersetzung des Horaz gesehen, darinnen jede Ode jemanden dedicirt ist (**). Es werden zwar wenige diese Art nachahmen wollen; aber, wenn es Werke von beträchtlicher Größe wären, so daß jede

Z 5

Abtheilung

(*) Man sehe p. 1. die Ueberschrift: *Mensae Isacae expositio* — — ad Cardin. Baronium. Und gleich darauf fängt sich die Schrift selbst an: *Horroris me, M. Valere.*

(**) zu Florenz 1672.

Abtheilung, oder Buch, einen ziemlichen Band für sich ausmachen könnte, um so mehr, wenn sie abgefondert aus Licht träten, und die Elogen in den Dedikationen mit gehöriger Mäßigung und Ueberlegung abgefaßt, und an wahrhaftig ehrwürdige Personen gerichtet wären, so würde man an solchen Dedikationen nicht mehr und nicht weniger zu tadeln oder zu loben finden, als an Dedikationen überhaupt, die, wenn sie auch sonst keinen Nutzen schaffen, doch immer darzu dienen, den Namen, und manche besondere Notizen von gewissen Personen zu erhalten, die man sonst nicht kennen würde.

Mehrere Bände desselben Werks kan man daher mit mehrern Grunde verschiedenen Personen dediciren. Dies that Muratori, da er seine Sammlung von scriptoribus rerum Italicarum herausgab; dies hat neuerlich auch Herr Jabroni gethan, in seiner Sammlung von Lobesbeschreibungen berühmter italiänischer Gelehrten. Und es liegt nicht das geringste daran, daß man den zweyten oder dritten Tom einer vornehmern Person dedicire, als diejenige ist, der man den ersten zugesignet hat. Palladius, ein eben so großer Gelehrter, als vortrefflicher Baumeister, dedicirte das erste Buch seiner Baukunst einem gewissen Grafen Angarano, das zweyte und vierte niemanden, das dritte einem der größten Fürsten seiner Zeit, Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen. Meiner Meynung nach mißte in dem Buch, oder Band, den man vielmehr dem einen,
als

als dem andern Mäcen zuignet, ein solcher Inhalt oder Materie vorkommen, die sich für diesen insbesondere mehr, als für jenen, schickte.

Ein politisches Korpus wird selbst von den gemeinen Gesezen als eine Person betrachtet; daher findet sich kein Bedenken dabey, daß man ein Buch mehrern Individuen, die eine Gesellschaft, oder ein Kollegium ausmachen, dediciren könne, so daß man auch jeden insbesondere nennt. Das Beispiel eines wahrhaftigen Gelehrten, wie Vossius war, würde allein schon hinreichend seyn, eine Regel abzugeben.

§. 6.

Verschiedene Arten von Dedikationen.

Hier behaupten wir, daß alle Gründe und Gesinnungen, die einen Verfasser bestimmen, einen Aufsatz, von jeder Form und Materie, einer angesehenen Person zu dediciren, auf dreyerley Art ausgedruckt werden können; nemlich, in einer prosaischen Epistel, oder in Form einer Inscription, oder durch vier, sechs, oder mehr Verse, in Form eines Sinngedichtes. Die erste Art, in Form einer Epistel, ist die gewöhnlichste, indem man darinnen am leichtesten, und in jeder Wendung, die uns die Sprache, darinnen wir schreiben, gestattet, seine Gedanken ausdrücken kan, ohne durch eine gewisse Anzahl von Seiten, oder Zeilen gebunden und eingeschränkt zu seyn. Auch haben wir da auf weiter nichts

nichts, als auf die allgemeinen Regeln des Schicklichen Rücksicht zu nehmen, vermöge deren man nichts sagen darf, als, was sich für die angerebete, redende Person, für den Gegenstand, oder die Beschaffenheit des dedicirten Buchs schiekt. Die Dedikationsepisteln des eben angeführten Virruvius, und Plinius, die an Personen von so erhabenen Range gerichtet sind, sind von ganz anderer Art, als die, welche Cicero an M. Terentius Varro schrieb, als er ihm seine *Quaestiones Tusculanas* (*) schickte, und die Zuschrift des Quintilians an seinen Verleger, als er ihm seine *Institutiones oratorias* schickte, die man gleichwohl als Muster von Dedikationen in Form der Briefe aufstellt.

Diese Regeln des Schicklichen waren es vielleicht, welche die Dedikationen in Form der Inschriften veranlaßten. Denn da man diese insgemein großen Fürsten, oder andern großen Männern zu Ehren verfertigt, mit kurzen Elogiis, die sich auf Person, Gelegenheit, und Begebenheiten, worauf sie gemacht werden, beziehen, und meistens auf Bögen, Thoren, und Eingängen anbringt, so schienen sie auch sehr geschickt jemanden ein Kompliment zu machen, dem man Ehren halber ein Werk überreicht; indem man auch gleichsam über den Eingang desselben ein Elogium, oder Inschrift setzt.

Wenn

(*) Es muß heißen: *quaestiones Aeademicae*. Denn die *Tusculanae* sind an Brutum gerichtet.

Wenn man aber nun Bücher auf diese Art dedicirt, so müßten nicht allein der Name und Titel des Mäcenaten, sondern auch die Bewegungsgründe der Dedikation, die sich oft sehr gut in wenig Worten ausdrücken lassen, auf einer einzigen Seite enthalten seyn. Denn es ist unbequem und unschicklich, daß man eine Inschrift nicht mit einem Blick übersehen soll, sondern mehrere Blätter umwenden muß, um dasjenige zu lesen, was man sonst im ordentlichen Druck auf einer halben Seite lesen könnte. Daher würde in solchen Fällen die Briefform vorzuziehen seyn.

Das enkomiaistische Sinngedicht ist nicht sehr von Inschriften verschieden, ausgenommen, so ferne es Sylbenmas erfordert. Statt des lateinischen Sinngedichts läßt sich offenbar das italiänische Sonnett, oder das Madrigal, substituiren; und in der That finden wir viel Werke auf diese Art dedicirt. Aber wenn die Sache doch passend herauskommen soll, so muß man diese poetischen Formen der Dedikationen bey Sammlungen von Gedichten brauchen, wie z. E. Catull in der Dedikation an Cornelius Nepos; und hingegen jede andere Art von Schriften, in Prosa, entweder in Form einer Epistel, oder einer Inschrift dediciren. So oft nun die Dedikation ein kurzes Epigramm in zwey, vier, oder sechs Versen ist, kan sie eben so gut auf dem Titelblatt, als auf der folgenden Seite angebracht werden. Doch billige ich auf alle Weise die

Meys

Meynung des Hn. Justus Fontanini (*), daß die Dedikation, sie sey, so lang, und von welcher Art, sie wolle, ganz außer dem Titelblatt stehen müsse. Er beklagt sich im entscheidenden Ton, und schreyt, nicht ohne Grund, darüber, daß man den Raum des Titelblatts mit den langen Titulaturen des Mäcens einnimmt, da es doch von Rechts wegen entweder ganz einfach, und, so zu reden, geschmeidig aussehen, oder nur nützliche das Werk betreffende Nachrichten enthalten sollte, wie wir kurz vorher gesagt haben. Jeder aufmerksame Leser wird leicht bemerken können, daß nur sehr wenige berühmte Schriftsteller zu dieser Klage Anlaß gegeben haben; weil sie alle in ihrem Urtheil mit Fontanini übereinkamen; da hingegen einige erbärmliche Verfasser kleiner Schriften uns eine Pyramide von Titeln aufrichten, darunter der wahre Titel des Buchs, wie begraben liegt; welches noch öfterer von Buchdruckern selbst geschieht, wenn sie die Bücher wieder auslegen, und dediciren.

Wir behaupten auch, daß die Sprache, die in den Dedikationsepisteln gebraucht wird, überhaupt die nemliche seyn muß, in der das Buch geschrieben ist. Inzwischen, wenn ein Werk lateinisch, oder in einer ausländischen Sprache geschrieben ist, so geht es gar wohl an, in der Dedikation die Muttersprache der Person

(*) Bibliot. Ital.

son zu gebrauchen, der man etwas dedicirt. Ja es scheint sogar, daß dieser Gebrauch etwas Ehrerbietiges und Höfliches habe. Mir ist bis jetzt nur ein einziger Mönch, Philipp vom Florenz, bekannt, der dem Herzog Cosmus ein in der Muttersprache geschriebenes Werk (*) mit einer lateinischen Dedikation überreichte.

Wenn man Lateinisch schreibt, so ist es ohne Zweifel am besten, daß der Verfasser an statt der Unterschrift, die sich kaum allemal in einer lateinischen Wendung machen läßt, seinen Nahmen vor die Dedikation nach den Nahmen des Mäcenaten setze, so wie der junge Modus Mamutius ihn zu Ende setzte. Nach dem neuern Styl scheint es schicklicher, die Unterschrift zu gebrauchen, deren man sich in einem Brief bedienen würde; ob gleich das Genie der italiänischen Sprache, und die Beispiele einiger guten Schriftsteller es erlauben, daß der Verfasser seinen Nahmen gleich nach den Nahmen der Person, der das Werk dedicirt ist, setze. Und weil wir nun einmal uns in diese Kleinigkeiten eingelassen haben, so wollen wir nur noch schlieslich bemerken, daß es eine Art indirekter Dedikationen gebe, welche zuweilen den Verfassern und Herausgebern zu statten kommen, und doch dem Mäcen eben so sehr zur Ehre gereichen könnten, als eine Dedikationsepistel, ja zuwei-

(*) della facoltà de' semplici. Firenze 1572.

zuweilen noch mehr, weil das Elogium auf ein noch gültigeres, und auf alle Fälle doppeltes Urtheil sich gründen könnte.

Johannes Nevizzano hatte seinen sehr gelehrt geschriebenen *Selva nuziale* einem guten Freund Achilles Allion communicirt. Dieser schrieb an ihn, er munterte ihn zur Herausgabe, und gab ihm zugleich unter den Fuß, das Werk dem Kanzler von Savoyen, Gabriel di Lodi zu dediciren. Nevizzano, der den nemlichen Brief mit abdrucken lies, erzeugte diesem Herrn mehr Ehre, als wenn er ein besonders an ihn gerichtetes Schreiben, oder Elogium vorgelegt hätte. Mir passirte es, da ich von den Brüdern Soulis, berühmten Buchdruckern in Glasgow, um einige Zusätze zu einer neuen Ausgabe meines Werks: *le vicende della letteratura*, ersucht wurde, so gab ich ihnen, da ich die Zusätze überschickte, zu verstehen, wie ich gewünscht hätte, daß dasselbe Mylady Matengies dedicirt würde, aus Gründen, die ich in diesem Brief angeführt hatte. Die Herausgeber druckten den Brief mit ab, und setzten auf die vorhergehende Seite unter die Zuschrift an Mylady Matengies: *ex voto auctoris*.

Ich finde berühmte Schriftsteller, welche die Dedicationsepistel lieber zu Ende, als zu Anfang gesetzt haben. Joachim Sforzio, ein sehr gelehrter Humanist des XVI. Jahrhunderts dedicirte seine kurze Rhetorik

mit dem Peter Stella. Auch dürfte es diesem Gebrauch nicht an Gründen fehlen. Denn es kömmt wahrscheinlicher heraus, daß man erst alsdenn daran denke, jemanden ein Buch zu dediciren, wenn es fertig ist, als, wenn man erst anfängt; und weil doch alle Welt weiß, daß man die Dedicationen erst nach Beendigung des Buchs schreibt, so kan man es nicht tadeln, daß sie die Stelle einnehmen, die sie eigentlich nach der Strenge haben sollten. Noch andere haben sich einer doppelten Dedicacion bedient, einer zu Anfang, und der andern am Ende (*).



Viertes Kapitel.

Von der Vorrede, und dem Konspektus der Kapitel.

S. 1.

Ob allemal eine Vorrede nöthig sey?

Wenn die Zuschriften, die die Dedicacion ausmachen, an Gelehrte, oder an solche Personen gerichtet sind, die von gleichen, oder nicht viel höhern Range sind, als der Verfasser, so können sie zugleich die Stelle

(*) Man vergleiche, was der Herr W. ganz am Schluß dieses zweyten Theils noch angemerkt hat.

Stelle der Vorrede, oder des Prooemii vertreten, so daß man ohne andere Erinnerung oder Rücksicht sich sogleich in ein Raisonement über den Inhalt des Werks einlassen kan. Aber in andern Fällen ist ordentlicher Weise noch ein anderer Discursus praeliminaris oder praeparatorius nöthig. Es ist wahr, gleichwie nicht jede Rede ein Exordium haben muß, so brauchen auch nicht alle Bücher eine Vorrede zu haben. Und wozu dient es auch vor solche Werke erst noch ein praeeambulum zu machen, die sich schon durch den bloßen Titel, als wichtig, und geschickt, die Aufmerksamkeit anderer rege zu machen, ankündigen.

Die stoischen Schriftsteller, überzeugt, daß sie nützliche und nothwendige Wahrheiten vortrugen, bedienten sich keiner Vorreden, so wie man in dem strengen Areopago keine Exordia brauchte, und einige strenge Jüglinge von Porto Reale, selbst der einsichtsvolle und ernsthafte Nicole, haben jene stoische Ernsthaftigkeit angenommen, und sich selten der Vorreden bedient. Auch die ebräischen Schriftsteller haben sich durchgängig derselben wenig bedient. Viele der vornehmsten Historiker haben ganz ohne Vorrede angefangen. Herodotus fängt auf orientalische von der Manier der Propheten wenig unterschiedene Art an. Xenophon und Cäsar, jener in seiner *Expeditione Cyri*, dieser in seinem *bello Gallico et civili* fangen ihre Erzählungen gleichsam *ex abrupto* an. Denn der bloße Titel in Verbindung

mit dem Nahmen des Schriftstellers reichte zur Empfehlung hin. Bernhard Davanzati machte vielleicht aus eben dem Grunde keine Vorrede vor sein *Scisma d'Inghilterra*, denn die Materie zeigte sich schon an sich, als interessant, und es war nicht nöthig, daß der Verfasser anzeigen, aus welchen Quellen er die Materialien genommen habe, weil er von lauter erst gesehenen Dingen handelte.

Demohngeachtet, seitdem der Bücher so viele worden sind, giebt es wenige, bey welchen nicht einige Vorrede nöthig schien. Möchten doch nur die Gelehrten hierinnen gewisse Grenzen beobachten, an statt, daß viele unter dem Nahmen von Vorreden, nur ihre Gelehrsamkeit, ohne alle Rücksicht auf die Beschaffenheit des Buchs, dem sie sie vorsetzten, haben austramen wollen. Und obgleich auch Cicero und Sallustius uns Beyspiele von Vorreden hinterlassen haben, die mit dem Inhalt des Werks, dem sie sie einwebten, nichts gemein haben, so muß man deswegen nicht behaupten, weder daß diese Schriftsteller hierinnen Nachahmung verdienten, noch auch, daß dergleichen Abhandlungen als Vorreden zu empfehlen wären, deren Zweck kein anderer seyn muß, als den Nutzen des Werks und die Hülfsmittel anzugeben, deren man sich bey Ausarbeitung desselben bedient hat.

§. 2.

Welches der Hauptzweck der Vorrede sey?

Nach dem Aristoteles soll der Redner sich die Idee eines ehrlichen Mannes zu erwerben suchen. Hierbey könnte jemanden der Zweifel aufsteigen, ob auch jeder Schriftsteller nöthig habe, seinen Lesern die Idee von Güte und Wohlwollen von sich einzuführen, indem man voraussetzet, daß Wohlwollen nicht in dem Maße gegen alle die Personen nöthig ist, die ein Buch lesen, als gegen diejenigen insbesondere, zu denen man bey Deliberationen, oder in einer andern Versammlung redet. Wir könnten antworten, daß die christliche Liebe, und die Menschenliebe, oder Menschlichkeit, welche die neuern Philosophen an die Stelle der christlichen Liebe setzen, ohne Zweifel so ein gewisses allgemeines Wohlwollen in sich schließt. In der That sehen wir, daß sogar Buchhändler und Buchdrucker die Sprache der Autoren annehmen, und vorgeben, daß sie die Ausgabe dieses oder jenes Werks um des gemeinen Besten willen, oder aus Liebe zu den Gelehrten und Lehrbegierigen unternommen hätten; und es würde, soll ich sagen, Unhöflichkeit, oder Unverschämtheit seyn, zu gestehen, daß man schreibe, um Geld zu verdienen, oder einem Feinde Lort zu thun.

Aber, wenn wir auch annehmen, daß es überflüssig sey, viel Worte zu machen, um zu zeigen, daß man

man bloß aus Liebe zu den Lesern schreibe, so würde es doch immer unanständig seyn, das Gegentheil merken zu lassen; so daß also ein Autor sich wenigstens einige Präsumtion von Güte seines Herzens erwerben muß, wenn er wünscht, wie es denn ganz vernünftig und natürlich ist, daß man seine Schrift gerne, und mit Nutzen lese. So mußte der berühmte Massillon, so lange er lebte, und predigte, nach allen Regeln, dahin sehen, daß er den Ruf eines eifrig frommen Mannes behauptete, der die Grundsätze der Moral, die er andere lehrte, so viel, als möglich, selbst beobachtete. Eine entgegengesetzte Meynung würde gewiß die Kraft seiner Reden geschwächt, und die Aufmerksamkeit und Ueberzeugung vermindert haben, welches doch die beyden nächsten Zwecke des Redners sind. Seine Reden, die wir jetzt gedruckt lesen, haben die Natur eines Andachtsbuchs erhalten. Wer wird sie aber nicht lieber und mit mehr Nutzen lesen, wenn der Ton der Rede uns die Ueberzeugung gestattet, daß er auf eben die Art dachte und handelte, wie er schrieb?

Daher die wichtigste und unter allen am unentbehrlichste Meynung, die sich ein Schriftsteller zu erwerben suchen muß, diese ist, daß er wahrhaftig und aufrichtig sey, Eigenschaften, die besonders den Geschichtschreibern notwendig, aber eben so bequäm sind, Schriften von jeder andern Gattung in Achtung zu bringen. Und ob man sich gleich diese gute Meynung

weit gegründeter und sicherer durch die That selbst im Verfolg des ganzen Werks erwirbt, als durch jede andere Versicherung zu Anfange desselben, so kan doch ein mit guter Ueberlegung abgefaßter Eingang sehr viel darzu beytragen.

§. 3.

Wie fern ein Verfasser sich selbst loben dürfe.

Wenn nun aber die Versicherungen und Erläuterungen, (in der Vorrede) den Verfasser gar leicht veranlassen, von sich selbst zu reden, was für Regeln wird er in einem so klüglichen und delikaten Punkt zu beobachten haben. Plutarch, der diese Frage insbesondere abgehandelt hat, ob, und in wie ferne jemand sich selbst loben dürfe? nimmt zum Grundsatz an, daß dies alsdenn erlaubt sey, wenn unsere Wohlthat und unsere Ehre es nothwendig macht, z. E. bey Vertheidigungen und Apologien. Mir scheint ein solches Selbstlob noch mehr zu entschuldigen zu seyn, wenn es auf den Nutzen anderer abzweckt. Daher kan man einen Schrifsteller unmöglich tadeln, wenn er in bescheidenen Ausdrücken, und mit Bestand der Wahrheit, zu verstehen giebt, er habe die Materie, die er behandelt, wohl untersucht und durchgedacht, wie z. E. Cicero sagt: quoniam in eo studio aetatem consumsi. Uebrigens ist das, was ein Verfasser von sich selbst sagen, erzählen, oder andeuten kan, entweder etwas gutes, oder böses, oder gleichgültiges. Gutes von sich zu sa-

gen,

gen, d. i. so viel, als sich selbst loben, ist meist unerträglich. Selbst Cicero misfällt in diesem Stücke seinen verständigen Bewunderern noch jetzt nach 2000 Jahren gar sehr, da doch auf keine Weise an Meid zu denken ist, und unser Stolz wegen der Entfernung der Zeit und des Orts sich gar nicht beleidiget finden kan. Und Montaigne kam nicht ohne Tadel weg, weil er uns eine so starke Sammlung seiner Handlungen und Gedanken hinterlassen hat.

Außerdem, wenn eine in irgend einer Rücksicht merkwürdige Person ihre Schicksale erzählt, und ihr ganzes Herz aufrichtig und freymüthig entdeckt, so kan ein solches Buch gar leichtlich gefallen und unterhalten, so wenig auch sonst die Erzählung lebhaft und rührend seyn mag. Den Cicero, der uns ennunirt, wenn er in seinen andern Werken mit den Thaten seines Konsulats prahlt, liest man mit Vergnügen in den Briefen an seinen guten Freund Attikus. Und das berühmteste, und vielleicht schönste Werk des h. Augustinus sind seine *Confessiones*. Allein dies betrifft vielmehr den gewählten Inhalt, als den Eingang des Buchs; und es gehört meistens zu den Ausschweifungen, wenn man sonst im Verfolg eines Werks von sich selbst redet. In der Vorrede sollte man nichts vorbringen, als was den wesentlichen Zweck des Buchs betrifft. Daher ist es auf keine Weise auszustehen, wenn einige die unnützen Entschuldigungen machen, daß sie das Buch in wenig

Zeit verfertigt hätten, daß sie noch jung wären. Was ist denn dem Publikum daran gelegen, eingebildeter Wisfling, daß du nur 4 oder 5 Lustra zählst? Wenn du deine Schwäche kennst, wer zwingt dich etwas drucken zu lassen? Und wenn dich deine Eitelkeit doch dazu drängt, warum willst du, außer andern Grobheiten, noch durch eine Vorrede, oder Postskript versichern, daß du noch jung, und, welches weit ärger ist, daß du verwegen bist, und nicht erst lernen willst?

Wenn man von dem Nutzen des Werks spricht, das ans Licht tritt, so muß man sich vor Gemeinplätzen, d. i. solchen Sachen in Acht nehmen, die schon überflüssig bekannt, und noch von niemand bezweifelt worden sind. Diodorus Sikulus konnte mit Grunde im Prooemio zu seiner *Bibliotheca* den Nutzen der Geschichte anpreisen. Aber was brauchte der gute Marchese Ottieri nach 20 Jahrhunderten das nemliche schon so oft gesagte in einer Vorrede zu wiederholen? warum machte er es nicht lieber, wie ein geschmackvoller Thucydides, oder Tacitus, oder Guicciardino, die sich darauf einschränkten, den besondern Nutzen desjenigen Theils der Geschichte ins Licht zu setzen, den sie durchgingen. Oder, worzu ist es nöthig, in einem Buch, das vom Ackerbau handelt, einen Cyrus, Cincinnatus, Cato, Deiotarus aufzustellen, die sich mit demselben abgegeben haben, nachdem schon 20, 30 Schriftsteller über den Ackerbau in ihren Vorreden das nemliche wiederholt

derholt haben? Wir wollen jetzt keine andere Beispiele von ähnlichen unnützen Aeußerungen geben, und keine Worte über die abgeschmackte Eitelkeit und Affectation derer verlieren, die, wenn sie ein eigenes Werk drucken oder ein fremdes wieder auflegen lassen, übersetzen, und darüber commentiren, es so außerordentlich herausstreichen, als ob es das einzige wäre, welches gelesen zu werden verdiente.

§. 4.

Anderer in der Vorrede anzuzweigende Dinge.

Allemal aber muß ein Schriftsteller sich durch Proben in den Kredit setzen, daß er die abzuhandelnde Materie wohl durchgedacht, und durchstudiert habe; und dies trifft gerade mit der Lehre des Aristoteles zusammen, daß ein Autor sich die Präsumtion eines geschauten Mannes, d. i. eines, der von dem, was er sagen will, wohl unterrichtet ist, erwerben müsse. Versichert er bey einem Gedicht, oder wenn er von der Dichtkunst redet, daß er sie nicht studiert habe, oder daß er nicht die Anfangsgründe der Wissenschaft kenne, in welche die Materie einschlägt, (wie einige wirklich thun, die im ganzen Ernst sich einbilden, sie wüßten das, was sie schreiben, vermöge einer besondern Gabe, und gleichsam Offenbarung,) so verzeihet man noch der Einfall eines solchen Schriftstellers, um seiner Aufrichtigkeit willen.

Die Citationen (*), die man seit einem Jahrhunderte braucht, die bey'm Aufschlagen des Buchs gleich in die Augen fallen, müssen zwar schon hinlänglich seyn, den Leser zu belehren, auf welchen Grund der Verfasser baut. Aber wenn man aus gewissen vernünftigen Ursachen nicht für gut befindet, Autoritäten und Zeugnisse anderer ausdrücklich allenthalben anzuführen, so muß der Leser in der Vorrede davon Nachricht bekommen. So glaubte der P. Bougeans in seinem vortreflichen historischen Traktat von Westphalen es machen zu müssen, indem er erklärte, daß er die Materialien seines Werks aus Originalurkunden, Depeschen, und Korrespondenzen gezogen habe, und im übrigen nicht jede Person insbesondere bey jeder Stelle citirte. Ohne die Nachricht in der Vorrede hätte man diese Geschichte für einen halben Roman halten können, weil die öffentlichen Zeitungen ihm ohnmöglich den Inhalt solcher geheimen Negotiationen liefern könnten. Selbst Romanenschreiber, um ihrer Erdichtung das Ansehen einer desto größern Wahrscheinlichkeit zu geben, pflegen in ihren Vorreden vorzugeben, als ob sie ungedruckte Nachrichten abgeschrieben und zusammengetragen hätten. Denn ein jedes Werk der Einbildungskraft muß durch eine Art von Wahrscheinlichkeit unterstützt werden, wenn es nicht seines Zwecks verfehlen soll. Die Verfasser, sowohl der lettres Persans, als auch des Zuschauers,

(*) S. unten das 1ste Kap. des 3ten Buchs.

schauers, Originalwerke in dieser Art, die hernach vom Köpfen des zweyten Rangs nachgeahmt worden sind, haben diesen Kunstgriff nicht vernachlässiget. Möchten sie doch in andern Rücksichten auch so sehr Empfehlung verdienen! Und obgleich blos poetische, und in Versen geschriebene Werke, von anderer Beschaffenheit sind, weil man sie so betrachtet, als ob sie durch eine Art von Inspiration diktiert wären, und, wie einige glauben (*), selbst durch das metrische sich als Dichtungen ankündigen, so könnte es doch auch hier zu statten kommen, eine Vorrede von der Art, wie wir von den nur gedachten persischen Briefen (**), und den Gesprächen des Phocions finden, voranzusetzen. Man sehe, daß ein Katholik ein Gedicht über die Gründung von Petersburg, und die wunderbare Geschichte Peters des Großen verfertigte, so könnte er, aus Gründen, die ich hier nicht zu entwickeln brauche, vorgeben, als ob er das Werk aus dem Original eines neugriechischen Schriftstellers genommen, und übersetzt hätte.

Endlich ist die unerlässliche Pflicht jedes Eingangs eines Buchs, oder einer Rede, oder eines Gedichts, den Inhalt des Werks, wo nöthig, zu entwickeln und vorzutragen. Und wenn es ein weitläuftiges Werk wäre, daß man unter mehrere Titel bringen müßte, so würde

(*) Castelvetro.

(**) S. oben das erste Kap. S. II. und 12.

würde die gehörige Einrichtung des Aufsatzes erfordern, die Abtheilung gleich nach dem Eingang vorzulegen.

§. 5.

Von Eingängen, die mit Anrufungen gemacht worden.

Dichter, und diejenigen, die poetische Werke in Prosa schreiben, z. E. Romanen, fangen zuweilen mit dem bloßen Thema an, und zuweilen tragen sie dieses Thema nur indirekte, vermitteltst einer gewissen Anrufung vor. Der Anfang der Iliade und der Odyssee, beyder mit Anrufungen, ist bekannt genug. Hesiodus fängt seine *égya nay hmeas* auf eben die Art an. Die Lateiner trennten das Thema von der Anrufung, aber in der Anrufung, oder in der Apostrophe an eine Person von Range, sind dennoch die Bewegungsgründe der unternommenen Arbeit enthalten. Wir haben hier über verschiedene Beispiele bey Dichtern, z. E. Virgil, Lukrez, Ovid. Tasso redet die himmlische Muse an:

Erleuchte meinen Gesang, und verzehle,
Wenn ich unter das wahre allerley Zierrathen
einwebe, und zum Theil

Diese Blätter mit andern, als deinen Reizen,
ausschmücke.

Du weißt, daß die Welt dahin zuläuft, wo der
schmeichelnde Parnas

An

An meisten von seinen Süßigkeiten überströmt,
Und daß Wahrheit, in sanfte Verse eingehüllt,
Die größten Verächter angelockt und überzeugt
hat (*).

Die Apostrophe an Bolingbrocke, mit welcher Pope seinen Versuch über den Menschen anfängt, enthält sehr nachdrücklich dasjenige, was ein kalter Schriftsteller in einer Vorrede sagen würde, um die Wichtigkeit der abgehandelten Materie zu zeigen. Viele Arten von Schriften können ähnliche unerwartete Eingänge haben.

Junge Gelehrte, und solche, denen es entweder an Einbildungskraft, oder Kunst fehlt, und die gleichwohl Genie und Lektüre haben, wissen nicht, wie sie ihre Gedanken anders vorbringen sollen, als daß sie Briefe an einen Freund erdichten; und ermüden den Leser mit unnützen Geschwätz, ehe er wissen kan, was von geredet werden soll. Andere erdichten aus gleichem Grunde einfältige Gespräche, um uns mit großer Mü-

he

(*) Tu dichiara il mio canto, e tu perdona,
Se inteso fregi al ver, se adorno in parte
D'altri diletta che de' tuoi le carte.

Sai, che là corre il mondo, ove più versi
Di sue dolcezze il Iufinghier Parnaso,
E che 'l vero condito in molli versi
I più schivi allettando ha persuaso.

he auf den Punkt zu bringen, den sie berühren wollen. Weder diese noch jene bedenken, daß der Leser es lieber sehen würde, wenn er ohne Umschweife einen Gedanken fände, der Aufmerksamkeit verdiente; und daß, je schneller und unerwarteter der Eingang poetischer Erzählungen ist, desto größer auch die Wirkung sey. Will man erst nach und nach durch einige Vorbereitung und bedächtlich auf die Hauptsache kommen, so fällt die Ueberraschung und Erschütterung weg.

Eine gewisse Erwartung ist die erste Quelle des Wohlgefallens bey dieser Art von Lektüre. Die Elogie (*) auf **Markus Aurelius** kan mehr, für ein in Prosa geschriebenes Gedichtgen, als für eine orationem panegyricam passiren, es müßte denn auch in einer Rede *ex genere demonstrativo* angehen, mit einem sinnreichen Ausdruck, oder *ex abrupto* anzufangen. Aber ein weniger beherzter Schriftsteller würde entweder die neue Manier, Reden in dramatischer Form zu verfertigen, in einer apologetischen Vorrede entschuldiget, oder er würde, nur sich nach den rhetorischen Regeln und Mustern zu richten, die dergleichen Prosopopöien gar wohl rechtfertigen, erst lange in oratorischer Form geredet, und hernach den **Apollonius** redend eingeführt haben. Das höhere Genie des **Herrn Thomas medias in res auditorem rapit.**

§. 6.

(*) von Herrn Thomas.

§. 6.

Abtheilungen der Materie.

Einige Lehrmeister der Rhetorik möchten sie auf das Ansehen des **Licero**, und das Beyspiel des **Demosthenes**, und anderer griechischer Redner, bey welchen man selten Abtheilungen findet, gänzlich verbannt wissen. Hätten wir noch die Reden des **Sortensius**, so würden vermöge seiner Autorität die Meinungen auch dererjenigen, die in allen Stücken auf das Ansehen der Alten Rücksicht nehmen, getheilt seyn; denn wir wissen, daß er den Inhalt sehr detaillirt abzuthellen pflegte. Allein der Gebrauch, oder die Regel der Alten, mag in diesem Stücke gewesen seyn, wie man will, so wird es doch nie möglich seyn, daß weltliche oder geistliche Redner der Abtheilungen ganz entbehren könnten, und noch viel weniger wird man der Eintheilungen der Bücher in Kapitel überhoben seyn können. Und in der That, wenn man es bequem findet, eine Rede, die man innerhalb einer Stunde ablesen soll, in drey oder vier Theile einzuthellen, so wird man es noch schicklicher finden müssen, ein Buch, daran man mehrere Tage zu lesen hat, in eben so viel Abschnitte einzuthellen.

Wir müssen aber bemerken, daß, ob es gleich nöthig ist, ein weitläufiges Werk abzuthellen, z. E. einen Traktat, der einen ganzen Band ausmachen, oder eine Geschichte, die deren mehrere enthalten soll, vorausgesetzt die Art, wie heutzutage die Bücher gedruckt werden,

den, so scheint es doch nicht nöthig, und nicht einmal nützlich, daß der Verfasser seine Einteilung im Zusammenhang des Werks immer ausdrücklich vorlege, wie die Redner zu thun pflegen. Wir setzen voraus, daß Reden ihrer Natur nach zum Anhören, und nicht zum Lesen bestimmt sind; daher ist es manchmal nöthig, daß der Redner im Kontext seiner Rede dem Zuhörer die Abtheilung der Materie anzeige, und den Uebergang von einem Theil seines Thema zum andern bemerke. Solchergestalt haben alle solche kurze Aufsätze, dergleichen ein didaktischer Brief, oder eine Dissertation seyn würde, keine Abtheilungen in Kapitel nöthig; und wenn die Materie, von welcher man schreiben will, einen weitläufigen Traktat zu machen gestattet, so würde die leichteste und natürlichste Ordnung seyn, es so einzurichten, daß jeder Brief das enthielte, was man sonst in einem Kapitel zusammen fassen würde. Die Dialogen erfordern in Ansehung der Abtheilungen eine ganz besondere Kunst, wenn man einen sehr reichhaltigen Stoff hat, und doch die Wahrscheinlichkeit beobachten will, die in dieser Art von Aufsätzen erforderlich ist; und Varchi würde auf keine Weise ein Muster seyn, welcher sein Gespräch über das Herculanum fünf oder sechs Stunden ununterbrochen fortwähren lies, und nicht die Vorsicht brauchte, das Werk in verschiedne Unterredungen einzutheilen.

Nächst den Alten scheinen mir, was die Abhandlung kritischer Materien in Dialogen, und die Abtheilung

lung des Inhalts in Kapitel und Rubriken betrifft, die geschmackvollsten und geschicktesten Schriftsteller Antonius Augustinus in seiner Verbesserung des Gracians, Franciscus Patricius in seiner *arte historica* und vielleicht noch mehr, als diese, der wichtige Verfasser der *Leitras provinciales* zu seyn; obgleich dieser die Materien nicht so offenbar unter gewisse Kapitel vertheilte. Bei andern Gattungen von Büchern, z. E. Geschichten, Romanen in historischer Form, und dogmatischen Schriften, ist die Abtheilung der Bücher und Kapitel ganz willkürlich. Doch ist sie überhaupt in dogmatischen Schriften nöthwendig. Und auf der andern Seite müssen alle solche Werke, sie mögen so lang seyn, als sie wollen, dergestalt zusammenhangen, daß der Leser auch ohne Überschrift der Kapitel dennoch die Folge einseheth.

§. 7.

Wie die Abtheilung in Bücher und Kapitel, und der Konspektus derselben, nach und nach aufkommen ist.

Die Einteilung sowohl der Kapitel, als der Bücher, ist vielmehr zur Ersparung, und aus Mangel des Papiers, der Häute, und der Tafeln, auf welche man schrieb, als aus überlegten Vorsatz entstanden. Es ist wahr, daß das, was Anfangs aus Noth geschah, wies in allen Dingen geht, zur Bequemlichkeit und

Zierrath vervollkommet wurde. Herodot, der älteste Schriftsteller, der ein Werk von beträchtlicher Größe, und mit ausnehmender Kunst verfertigt hat, theilte seine Geschichte in neun Bücher. Aristoteles, der durch sein Beyspiel und Anweisung die Kunst zu schreiben fast zur Vollkommenheit brachte, theilte doch seine verschiedenen Traktate in mehrere Bücher. Aber der erste, der, so viel ich mich erinnere, seine Schriften in Kapitel theilte, und zu Anfang seines Werks den summarischen Inhalt desselben, die Ordnung, und den Inhalt der Bücher und Kapitel, gleichsam als auf einer Tafel, oder in einem Gemälde vorlegte, war der ältere Plinius in seiner Naturgeschichte. Er sagt ausdrücklich, er habe es zur Bequemlichkeit des Vespasians gethan, denn er dieses große Werke dedicirte, damit er, weil er es wahrscheinlicher Weise nicht in einem Stücke forlesen konnte, oder wollte, so gleich aus den Ueberschriften der Kapitel abnehmen könnte, was ihm seiner Aufmerksamkeit am würdigsten schiene.

Die Wahrheit zu sagen, erforderte auch ein solches Werk, reich an so vielen und verschiedenen Materien, selbst zum besten solcher Leser, die nicht so beschäftigt wären, als ein in die Staatsgeschäfte verwickelter römischer Kayser, eine gewisse Abtheilung der Kapitel, um die Verschiedenheit der Materien anzudeuten. Man findet gewisse Abtheilungen in Manuscripten des Quintilians und einiger anderer Schriftsteller. Aulus Gellius

lius theilte vielleicht auch selbst seine Bücher in besondere Kapitel, und Photius in seiner Bibliothek unterschied die Codices, weil die Materien doch ganz verschieden waren; aber keiner von ihnen that es auf die Art, daß er den Inhalt der Bücher auf eine einzige Tabelle reducirt hätte, wie Plinius.

Die Scholastiker, welche, weil sie Klarheit und Präcision allzuängstlich suchten, ihre Abhandlungen in Distinktionen, Fragen, Artikel, mit Vernachlässigung aller gesunden Regeln der Wohlredenheit, eintheilten, und unterabtheilten, bekümmerten sich gar nicht um das zusammenhängende der Rede, und um die Uebergänge, welche so viel beitragen, den Leser zu unterhalten, und einen so merkklichen Vorzug der alten Schriftsteller ausmachen. Nach dem Beyspiel der Scholastiker waren auch die andern Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts gewohnt, ihre Bücher in Kapitel einzutheilen, und jedem seinen Inhalt vorzusetzen. Aber außerdem, daß diese Titel oder Summarien, gar nicht genau waren, nahm man gar keine Rücksicht auf gehörige Verkettung der Rede.

Bei der Wiederherstellung der Wissenschaften versiel man wieder auf das andere Extremum, und erneuerte die Gewohnheit in einem Stücke wegzuschreiben, nicht allein ohne Summarien, sondern ohne alle Abtheilung in Kapitel und Paragraphen. Die Gelehrten, welche

die ersten gedruckten Werke selbst dirigirten, wie sie in allen Stücken die Gebräuche der Alten beobachteten, brachten es auch dahin, daß man im Druck die Form der Handschriften nachmachte. Daher, wie man die griechischen und lateinischen Tragödien und Komödien ohne Abtheilung der Akte und Scenen druckte, so wurden auch ältere und neuere Werke ohne Abtheilung in Kapitel gedruckt. Erasmus und Vives, die ersten Lehrmeister der Schriftstellerkunst im 15ten Jahrhundert, haben fast kein einziges ihrer Werke in Kapitel getheilt, sondern ihre Materie in einem Zusammenhang der Rede verfolgt; und ich weis nicht, ob von so vielen Büchern, die aus der Presse der berühmten Buchdrucker dieses Jahrhunderts, Aldus und Paulus Manutius, Sebastian Greif, Frobenius, ans Licht getreten sind, irgend eins in Kapitel getheilt sey; diejenigen ausgenommen, welche aus unzusammenhängenden Stücken bestehen, z. E. des Manutius orthographia, des Valla seine Eleganciae, die Apophthegmata — Budäus selbst, der weitläufige Werke schrieb, wo die Abtheilung in Kapitel so wohl anzubringen gewesen wäre, fährt fort, ohne Abtheilungen, ohne Summarien, und besondere Titel.

Aber bald darauf steng man an die lateinischen und griechischen Werke in Kapitel einzutheilen, und diejenigen, die neue Bücher in diesen Sprachen schrieben, bequemten sich zur nemlichen Manier, und nach

und nach wurde die Gewohnheit, die Bücher in Kapitel und Titel zu theilen, allgemein. Es scheint, daß die Italiäner mit die ersten gewesen sind, die diese Methode bey Schriften in der Muttersprache anwendeten. Ich finde, daß die ersten Lehrer der Zeichenkunst, Bildhauer, Mahler, Baumeister, welche größtentheils Gelehrte waren, auch in der Einrichtung ihrer Bücher ein gutes Beispiel gaben. Die vier Bücher des Petrus Cataneus von Siena sind vielleicht unter allen Werken, die von neuen Schriftstellern herausgekommen sind, dasjenige, welches von Seiten der Abtheilungen, Ueberschrift, und Verknüpfung der Kapitel, am besten eingerichtet ist, und ich glaube gar, das erste. Auch Niccol Machiavelli theilte sein Werk *de principe* in Kapitel ein. Ludovikus Domenichi, und Thomas Porcachi, erwarben sich darauf in dieser Art von Arbeit nicht wenig Ruf. Aber, da in dem folgenden Jahrhundert die Gelehrsamkeit mit großen Fleiß von Franzosen und Flamländern getrieben wurde, so gaben jene vermöge ihres natürlichen Hangs zu Pracht und Zierrath, und diese vermöge ihrer angebohrnen Accurateffe und guter Einrichtung in allen Dingen, auch der äußerlichen Gestalt der Bücher die Pünktlichkeit, und Schönheit, die wir an dem Druck von Paris, Antwerpen, Amsterdam, Leyden, Utrecht, bewundern, und es scheint, daß jene Eigenschaften, in Rücksicht der Abtheilungen und Summarien, vom Gerhard Vossius bis zur höchsten und fast überflüssigen

Genauigkeit getrieben worden sind. Jetzt aber, da man kaum ein gedrucktes Buch ohne dergleichen Behelfe sieht, muß man die Summarien als etwas sehr wichtiges bey der Ausgabe eines Werks betrachten. Denn es ist gewiß, daß das erste Urtheil, welches Leute darüber fällen, noch mehr auf dem Konspektus, als auf der Vorrede beruhet, zwey Stücken, welche jederman zuerst, und ein guter Theil ganz alleine liest.

S. 8.

Doppelter Vortheil, der daraus entsteht.

Daher muß, meinem Ermessen nach, nicht nur der Verfasser selbst diesen Konspektus der Kapitel, oder der Summarien (der von dem alphabetischen Verzeichnis der Sachen und Nahmen unterschieden ist,) verfessigen, sondern er wird auch sehr wohl thun, wenn er ihn vorher entwirft, ehe er in der Ausarbeitung des Werks weiter fortgeht. Denn er muß nicht nur dem Leser zum Wegweiser, sondern auch dem Verfasser selbst, wie ein Skelet, zur Regel und Leitfaden für die Ordnung der Ausarbeitung dienen. In der ersten Hitze der Arbeit werden neue Ideen entstehen, und man wird noch vielen Dingen eine Stelle geben müssen, die in der ersten Anordnung der Kapitel uns nicht bengefallen waren, und man wird hernach nothwendig vielfältig bessern und ändern müssen, ehe die Arbeit ihre Vollkommenheit hat. Dergleichen Summarien und Abschweifungen der Kapitel werden zuweilen die Transitionsformeln

meln entschuldiglich machen, die man in Reden, oder andern dergleichen kurzen Aufsätzen, brauchen muß.

Nichts desto weniger würde eine gute Einrichtung erfordern, daß zwischen dem Schluß und dem letzten Gedanken eines Kapitels, und zwischen dem summarischen Inhalt, und dem ersten Perioden des folgenden, auch ohne die nemlichen Worte und Redensarten zu wiederholten, eine solche Verbindung statt fände, daß der Leser genöthiget wäre, die Lektüre, nicht allein ohne Aufenthalt, und Ueberdruß fortzusetzen, sondern selbst ohne erst überlegen und ausruhen zu müssen. Zu dem Ende wird es nöthig seyn, die Materien dergestalt zu ordnen, daß die Ueberschriften der Kapitel, Artikel, Lektionen, oder Paragraphen, eine zusammenhängende Reihe von Sachen, die auf den Inhalt und Titel des Buchs ihre Beziehung haben, vorstellen, und daß eben diese besondern Ueberschriften, an ihre gehörige Stelle im Kontext gesetzt, die Rede nicht entstellen, so daß man nicht begreift, wie sie hieher kommen; sondern, daß sie durch die Schlußgedanken des vorhergehenden Kapitels ganz natürlich herbeigeführt werden, und zum Anfang des folgenden, dessen Ueberschrift sie sind, einleuchtende Beziehung haben.

Außer dem muß der Leser, wenn er auch nicht auf die Ueberschriften der Kapitel Achtung gäbe, sondern die Lektüre von einem Kapitel zum andern, wie in ei-

ner Rebe von einem Perioden zum andern, fortsetzte, dennoch den Vortrag verkettete, und auf eine natürliche ungezwungene Weise verbunden finden. Um alles dieses gehörig auszuführen, wird außerordentliche Anstrengung des Geistes, Anwendung und Fleiß des Schriftstellers erfordert. Doch diese Dinge betreffen nicht den Konspeltus, und die Vorrede, sondern vielmehr die allgemeine Einrichtung eines Aufsazes.



Fünftes Kapitel.

Von dem ganzen Plan eines Werks.

§. I.

Wie schwer es sey, denselben zu entwerfen.

Als der große Präsident Montesquieu es unternahm sein berühmtes Werk vom Geist der Gesetze zu verfertigen, hatte er ohne Zweifel den ganzen Plan desselben in seinem Kopf entworfen und gefaßt, und nachdem er schon so vortreffliche Proben seiner Schreibart und tiefen Weltkenntnis in seinen persischen Briefen, und in seinen Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer abgelegt hatte, brauchte er in Ansehung der Sprache, weder mit der Grammatik, noch mit dem Lexikon zu kämpfen, und eben so wenig sich mit Büchern zu verschänzen, um daraus Autoritäten und beweisende Fakta für sein System zu sammeln.

Den

Bei alle dem wundere ich mich nicht im geringsten, daß er, nach seinem eigenen Geständnis, zwanzig Jahr damit zubrachte, und fast aus Verzweiflung, es in die gehörige Ordnung zu bringen, so oft willens war, es ins Feuer zu werfen.

Ich bin versichert, daß Thuanus, ob er gleich in einer fremden und toden Sprache schrieb, darinnen aber auf Reinigkeit sahe, und ob gleich die Summe der Notigen, die er zusammen tragen mußte, und die Pünktlichkeit, die eine Geschichte dieser Art erforderte, ungleich größer war, als die Kenntnisse, die Montesquieu nöthig hatte, dennoch seine Geschichte, die sechs mal mehr betrifft, als das Werk vom Geist der Gesetze, in kürzerer Zeit, und mit weniger Mühe geendiget hat. Aber Thuanus hatte nicht die Mühe erslich an Verbindung und Anordnung der Materialien zu denken. Denn da er der Zeitordnung folgte, brauchte er seine Einbildungskraft nicht abzumatten, den ganzen Inhalt erslich zu kombiniren, das Verhältnis einer Materie zur andern zu untersuchen, mit sich selbst zu streiten, ob er dieses oder jenes Faktum, diese oder jene Reflexion, vielmehr hier, oder dorthin stellen sollte, einen Entschluß zu fassen, ob er einen schönen Zug, der ihm bald schicklich, bald nicht schicklich schien, weglassen, oder anbringen sollte; lauter Dinge, die einem Montesquieu, und jedem andern Verfasser ähnlicher Werke, tausendmal begegnet seyn werden. Wer nie diese Mü-

he

he

blos verstecken, sondern gar weglassen, mit leichten und nichtbedeutenden Schwierigkeiten sich nicht abgeben, sondern sie nur andeuten, und im Vorbengehen auflösen, oder ganz davon abstrahiren, bringende und starke Schwierigkeiten hingegen, welche unsern System das Gleichgewicht halten, oder gar den Ausschlag dagegen geben könnten, wohl erwägen, und auf das gewissenhafteste untersuchen. Ja, wenn noch kein hinreichender Entscheidungsgrund vorhanden wäre, so würde es besser seyn, die Frage gerade zu als problematisch aufzustellen, und mit gleicher Unpartheylichkeit Gründe für und wieder dieselbe anzuführen.

Uebrigens ist es ausgemacht, daß ein Schriftsteller so gut, als der Redner, die Absicht haben muß zu unterrichten, und zu ergötzen, und seine Meinungen dem Leser beizubringen, welches eben so viel ist, als Zuhörer und Richter nach seinem Gefallen zu lenken; und diese drey Stücke sind wechselsweise so mit einander verbunden, daß man schwerlich eins ohne das andere erreichen kan; ob man gleich statt: ergötzen, lieber sagen sollte: den Zuhörer unterhalten. Herr von Voltäre sagt: die vornehmste Politik eines Dichters sey, gute Verse zu machen; und ich glaube, daß man mit gleichem Grunde sagen könnte: die vornehmste Maxime eines Schriftstellers sey diese, so zu schreiben, daß man ihn gerne liest. Vorausgesetzt demnach Wichtigkeit und Deutlichkeit der Schreibart, was für ein ander

res

res Mittel giebt es, die Aufmerksamkeit des Lesers zu unterhalten, oder mit andern Worten: lesbar zu werden, als dieses, daß man von Zeit zu Zeit einen Gedanken aufweckt, der ihn ermuntert, die Lektüre fortzusetzen, und ihn in ungewisser und unruhiger Erwartung von Etwas, das er gerne verstehen und wissen möchte, erhält? Das nur allzuanziehende der Romane, deren Lektüre man sich so ungerne entreißt, rührt von nichts andern her, als von der Erwartung, darein uns der Schriftsteller versetzt, doch einmal zu wissen, wer die Person sey, die auf den Schauplatz tritt, wie ein anderer sein Unternehmen zu Stande brachte, was dieser Liebeshandel vor einen Ausgang nahm.

Nicht alle Bücher sind von der Art, und es würde ein allzusehrer Mangel von Beurtheilung seyn, wenn man von ernsthaften Geschichtserzählungen, politischen Romanen, scientificischen Abhandlungen, eine so anhaltende und lebhaftige Erwartung und Nahrung verlangen wollte. Demohngeachtet ist es Pflicht, daß jeder Schriftsteller diese Dinge in dem Mase suche, und hervorbringe, als es möglich, und der Beschaffenheit des Buchs gemäß ist; denn darinnen besteht die ganze Kunst eines Aufsatzes.

§. 2.

Ueber die gehörige Vertheilung und Abwechselung der Materien in historischen Schriften.

Die Geschichte, welche eigentlich eine Reihe von Erzählungen ist, und keine weitläufigen Räsommements gestattet, die das Ansehen wissenschaftlicher Abhandlungen haben, kan dennoch die sättigende Einförmigkeit, welche aus den simplen und zu lange fortgesetzten erzählenden Ton entstehen könnte, auf zwey oder dreyerley Art abändern. Die erste, von den Alten und von Geschichtschreibern des XVIIten Jahrhunderts gebrauchte, besteht darinnen, daß man von Zeit zu Zeit Personen, die an den erzählten Handlungen Antheil haben, direkt redend einführt. Die Kunstrichter, welche dergleichen Reden, als den strengen Gesetzen der historischen Wahrheit zuwider, verwerfen, haben den Vortheil nicht überlegt, der daraus entsunde, nemlich: daß die Monotonie des erzählenden Tons unterbrochen wird.

Uebrigens, seitdem der Gebrauch davon ganz abgekomen ist, muß der Geschichtschreiber diese Abwechslung auf eine andere Art suchen, indem er bald schickliche Reflexionen einwebt, bald merkwürdige Aussprüche berühmter Personen anführt, bald Instruktionen und Briefe sammelt, bald die Form und den Ton der Erzählung ändert, und bald kurz und koncis erzählt, bald

weitläufigere und geründete Perioden braucht. Wenn er ganz spezielle Geschichte, oder das Leben großer Herren und anderer berühmten Männer erzählt, so kan er, wenn er die Materialien nach den Aemtern und Bedienungen dieser Personen, oder nach ihren vorzüglich bewiesenen Talenten und Eigenschaften, in gewisse Kapitel eintheilt, sehr viele Mannigfaltigkeit durch etwas ausführlichere Erzählungen anbringen. Will er die Geschichte eines Volks, oder eines Reichs, nach der Zeitordnung, wie insgemein geschieht, beschreiben, so kan er doch zuweilen die Ordnung unterbrechen, und durch einen kurzen Epilog die Dinge vom ihren ersten Anfängen her wiederholen, bald von politischen, bald militärischen, bald von gelehrten Sachen, bald auch manchmal von besondern Umständen aus der Naturgeschichte, und von physikalischen Materien reden, wenn es darzu eine ungezwungene Veranlassung giebt.

Außer den Charakteren und Schilderungen der Hauptpersonen kan man auch dergleichen von andern untergeordneten Personen beybringen, und die Reihe solcher Schilderungen durch ausführlichere Erzählungen von Handlungen unterbrechen. Denn auch die schönsten und interessantesten Theile einer Geschichte, wenn sie zu oft und zu anhaltend vorkommen, ermüden endlich, oder ennuyiren den Leser. Auf der andern Seite kan eine Erzählung von öffentlichen, und Kriegsbegebenheiten, die den größten Theil der Geschichte ausmachen,

ohne

ohne Einmischung anderer Anekdoten, und ohne Reflexionen, die uns auf die Erforschung des menschlichen Herzens und auf philosophische Betrachtungen zurück führen, den Leser unmöglich lange unterhalten.

Ich lobe und bewundere das ungekirrstelte in den Kommentarien des Cäsars. Aber dem ohngeachtet bin ich versichert, daß außer denen, die ihn um der Latinität willen lesen, oder um militärische Anmerkungen darüber zu machen, alle andere lieber die Annalen des Tacitus, oder eine halbe Dekade des Livius lesen werden, als jene an sich herrlichen Kommentarien, und dies aus keinem andern Grunde, als weil es ihnen an Abwechslung fehlt. In Ansehung der unzähligen neuern Geschichtschreiber kan man leicht die Bemerkung machen, daß alle diejenigen, die nicht die Vorsicht gebraucht haben, unter ihre Erzählungen Reflexionen und Charakterzeichnungen zu mischen, wichtige und aus der höhern Sphäre genommene Materien, mit einigen andern populären oder häuslichen, oder kritischen Betrachtungen zu mäßigen, Kriegsaffären mit solchen, die die Regierung betreffen, politische Begebenheiten mit den Intriguen des Hofes, merkwürdige rühmliche öffentliche Handlungen der Großen mit ihren Privatschwächen, lange Erzählungen von geräuschvollen Unternehmungen mit kurzen Anekdoten und witzigen Einfällen, eine feurige und sich erhebende Schreibart mit einer ruhigen und sanften abwechseln zu lassen, daß, sage ich, alle diese

diese ohne jene Abwechslung der Sachen und Schreibart die Aufmerksamkeit der Leser nicht lange haben unterhalten können.

In diesem Betracht hat man die französische Geschichte des P. Daniel sehr mangelhaft befunden, der, ob er gleich seine Materialien sehr reichlich inne hatte, sich dennoch zu sehr mit Erzählungen von Kriegsbegebenheiten abgiebt, und nicht genug darauf bedacht war, dem Ton seiner Erzählung, weder durch gehörige Auswahl der Materialien, noch auch durch Kunstgriffe der Schreibart, Mannigfaltigkeit zu geben. In einen ganz entgegengesetzten Fehler verfällt der neueste Verfasser der Geschichte des englischen Parlaments, der, weil er auf jeder Seite eine Schilderung anbringen will, niemals ein Faktum gehörig verfolgt, und auseinander setzt; so, daß, wenn Daniel einer weitläufigen Bildergallerie gleicht, darinnen blos Dataillen abgemahlt sind, der andere einem Kabinett von kleinen Bildern ähnlich ist, welches wegen der allzugroßen Menge von Gemälden, mehr ermüdet, als ergötzt.

§. 3.

Wesentliche Eigenschaften der Romanen und erzählenden Gedichte.

Romanenschreiber, die sowohl Materie als Einleitung ganz frey haben, können leichter, als jeder andere Schriftsteller, den Leser anlocken, und in der Erwartung

wartung und Aufmerksamkeit erhalten. Demohingeachtet wird ein Autor, auch in dieser Gattung, wenn er die Absicht hat, ein solches Produkt nicht nur annehmen, sondern auch durch Einströmung von Grundsätzen, und andern nützlichen und gründlichen Kenntnissen, lehrreich zu machen, finden, daß, um es nur erträglich, geschweige denn angenehm, und gefällig zu machen, alle seine noch so ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse, ohne fruchtbare und lebhaftere Einbildungskraft, und ohne einen sehr zärtlichen und feinen Geschmack nicht hinreichend sind.

Dies beweisen der Sethos des Abt Terrasson, und so viele andere Romanen, im Geschmack des Telemaque, die, so gut und nützlich man sie auch gefunden hat, dennoch kaum von den wißbegierigsten, und solchen, die durch Hofmeister und Lehrer darzu genöthiget sind, gelesen werden. Der große Haller fand mit seinem Usong den Beyfall nicht, wie mit seinen andern Werken. Die Reisen des Cyrus haben den nemlichen Fehler, obgleich bey der Kürze dieses Romans die darinnen angebrachte Gelehrsamkeit weniger verdrüsslich wird. Dem ohngeachtet sind die didaktischen Stellen darinnen viel zu lang im Verhältnis gegen die angenehmen Erzählungen.

Diese Kunst durch das Unterhaltende solcher Schriften zu gefallen florirte gar sehr im verwichenen Jahr:

Jahrhundert. Die Romanen: Clelia, Astræa, Kleopatra, waren vielleicht eben so angenehm und vielleicht nützlicher, als die aus unserm Zeitalter. Denn ihre Verfasser wußten in den Hauptknoten, welcher eine mit Hindernissen kämpfende Liebe ist, viele nützliche Kenntnisse und Reflexionen einzusprengen. Wenn man heutzutage die in Form der Briefe geschriebenen Romanen gemeinlich lieber liest, als andere in Form einer Geschichte, oder eines epischen Gedichts, so ist der Grund der, daß bey gleicher Fähigkeit und Fruchtbarkeit der Ideen des Verfassers, die Briefform weit mehr Mannigfaltigkeit gestattet. Jeder Brief, wenn er gleich die Materie der vorhergehenden fortsetzen muß, giebt doch Gelegenheit zu ganz andern Gedanken, Einfällen, und Bildern, welche im Ton einer historischen Erzählung gar nicht Platz finden, oder zu gesucht herauskommen würden. Ueberdem kan der Schriftsteller in einer Reihe von Briefen leichter von einem Punkt auf einen andern, und von diesem wieder auf den ersten zurückkommen, ohne daß man ihm Mangel des Zusammenhangs vorwerfen darf. Daher, obgleich diese Form von Schriften sowohl in Werken der Gelehrsamkeit, und der eigentlichen Wissenschaften, als auch in Werken des Geschmacks die Wirkung einer schwachen Phantasie ist, so hat sie doch noch immer ihren guten Grund, und dieser ist eben die Leichtigkeit, in den Gedanken und Wendungen abzuwechseln. Der Erfindungsgeist neuerer Schriftsteller fand noch ein anderes Mittel, die Schreib-

ich die nemliche Empfindung, wie bey einem musikalischen Werke von einem großen Meister, welches durch die abwechselnde Melodie, welche von Zeit zu Zeit eine neue Wendung nimmt, mir nicht erlaubt, lange zerstreut zu seyn, oder verdrüsslich zu werden, wie hingegen bey den Werken solcher Meister geschieht, denen es an Phantasie fehlt. Die Abtheilung der Gesänge des Dante trägt auch außerordentlich viel darzu bey, da sie nur mittelmäßig lang sind, und jeder mit neuen Ideen anhebt. Ariost und Tasso haben gewiß diesen Vorzug auch. Aber die Mannigfaltigkeit, die den Leser zur Lektüre ihrer Gedichte anlockt, ist von anderer Art, als die des Dante, oder in den Verwandlungen, und Fabeln des Ovids, und nicht so allgemein brauchbar für jede Gattung von Aufsätzen.

§. 4.

Betrachtung über die Mannigfaltigkeit deren der Dialog fähig ist.

Der Dialog, der mit jeder andern Gattung prosaischer sowohl, als poetischer Aufsätze, vieles gemein hat, ist gleichfalls vor allen andern einer großen Mannigfaltigkeit fähig. Er hat etwas vom Historischen, vom Roman, vom epischen Gedicht, und vom Dramatischen an sich. Denn ein großer Theil von Dialogen ist weiter nichts, als wahre, oder erdichtete Erzählung fremder, oder eigener Reden. Er hat die Form von Nachrichten

richten und Geschichte, wenn er erzählend ist, wie der Dialog des Cicero *de oratore*, der *Cortigiano* des Castiglione, und die *lettres provinciales*. Denn die Verfasser reden darinnen selbst, und erzählen von Zeit zu Zeit die Reden anderer. Er hat die dramatische Form, wenn die agirenden Personen direkte redend eingeführt werden, wie in Tragödien und Komödien; und von der Art sind die Dialogen des Plato, auch großen Theils des Lucians und Fontanelle, ingleichen die Dialogen des Sperone Speroni. Zuweilen fängt der Dialog im erzählenden Ton an, und fällt darauf ins Dramatische; wie im Dialog des Cicero *de amicitia*. Endlich sollte der Vortheil, den uns die Natur des Dialogen gewährt, lange Reden durch kurze Fragen und Antworten zu unterbrechen, und unter lange fortgesetzte Repliquen und Widersprüche Scherz und Spas zu mischen, das Forteilende des dramatischen Gesprächs mit dem erzählenden etwas anhaltenden und weitläufigern Dialog zu verwechseln, verschiedene Charaktere von Personen aufzustellen, und sie nach verschiedenen Grundsätzen, und mit eigenthümlichen Costume reden zu lassen, alles dieses, sage ich, sollte den Dialog angenehmer und unterhaltender machen, als jede andre Art von Schriften.

Demohngeachtet sind gute, nützliche und angenehme in der dialogischen Form abgefaßte Schriften, (zumal von einiger Wichtigkeit und Ausführlichkeit) selten.

ner, als andere. Denn es gehört darzu eine gewisse Artigkeit der Gedanken, eine sehr zierliche und reichhaltige Schreibart, ohne welche Eigenschaften der Dialog über jede Materie weit unerträglicher ist, als eine Schrift darüber in jeder andern Form. Auf der andern Seite ist es keine leichte Sache, die Mannigfaltigkeit von Charakteren, Gedanken und Sachen, die Flüchtigkeit und den schnellen Gang der Behauptungen, die der Dialog mit sich bringt, mit der Ordnung zu vereinigen, welche so nöthig ist, uns den Gegenstand gehörig zu entwickeln und auseinander zu setzen. In der That, wenn der Dialog außerordentlich bequem ist, die Systeme anderer durch eine angenehme und gefällige Art des Widerspruchs zu widerlegen und zu entkräften, so ist er andern Theils sehr unbequem ein System zu befestigen, oder eine jede Wissenschaft ordentlich und genau vorzutragen (*).

§. 5.

Verschiedene Formen wissenschaftlicher oder dogmatischer Abhandlungen.

Nachdem einmal die principia der Wissenschaften festgesetzt waren, verließen die Schriftsteller bey allen gelehrten Nationen, wenn wir von Griechen und Lateinern den Anfang machen, die dialogische Form, um

(* Siehe oben Kap. 1. §. 7.

die lehrende und methodische Form zu gebrauchen. Man liest die Dialogen des Cicero noch jetzt um des Lateins willen, aber, da die griechische Sprache ausgestorben ist, und der Bewegungsgrund, die Verehsamkeit des Plato zu erlernen und nachzuahmen, wegfällt, so ist nicht leicht jemand, der nicht lieber den Aristoteles läse, der in einer andern Methode geschrieben hat.

Die zwey verschiedenen Methoden, abstrakte, strenge und höhere Wissenschaften, dergleichen die mathematischen sind, abzuhandeln, die analytische und die synthetische, sollte man, meines Erachtens, blos den Wissenschaften überlassen, welche strenger und evidentere Demonstrationen fähig sind. Solche Wissenschaften, und solche Gegenstände, wo auch die ersten und vornehmsten Sätze auf Meynung und Wahrscheinlichkeit gebaut sind, schicken sich sehr übel für die geometrische Lehrart. Bis jetzt haben wenige Schriften aus der Logik, Metaphysik, aus dem *Jure publico*, oder *Civili*, oder der Kritik, die in dieser Lehrart geschrieben sind, Leser gefunden. Ich erinnere mich wohl eines großen unter den tief sinnigsten Geometern in unsern Tagen berühmten Genies, welches die Werke des Wolfens, seine natürliche Theologie, sein Natur- und Völkerrecht, seine Psychologie, und die übrigen Theile der Philosophie durch gelesen hat. Aber dieses war auch für die Geometrie geboren und gemacht, und fand an dieser Methode Geschmack, es mochte lesen, und studieren, was es wollte.

Dem sey, wie ihm wolle, wenn wir unter der mathematischen Methode dies verstehen, daß man die Paragraphen unterscheidet, und zählt, und die Materien dergestalt anordnet, daß die folgenden Sätze ihre Beweise ganz oder zum Theil in den vorhergehenden finden, und immer so mit häufigen Beziehungen aufeinander verkettet fortgehen, so will ich nicht in Abrede seyn, daß jedes Werk, welches Vorschriften enthält, logik, Moral, Rhetorik, Poetik, Kritik, auf diese Art abgehandelt werden könne, eine Methode, die wir auch von Gerhard Vossius in vielen seiner Werke und von Heineccius fast in allen seinen Schriften gebraucht finden, wo man die Hauptsätze von den Anmerkungen abgesondert antrifft, welche die Beweise davon enthalten, oder zu Korollarien dienen.

Uebrigens ist diese Abtheilung der ganzen Reihe eines philosophischen oder kritischen Traktats etwas ganz willkürliches, und dient fast zu weiter nichts, als dazu, demjenigen, dem daran gelegen ist, die vorkommenden Punkte zu bezeichnen; wie man etwa die Seitenzahlen sonst angeben würde; oder um die Anzeige zu erleichtern, so oft man sich auf etwas vorhergehendes beziehen muß. Das thut man aber heutzutage nicht nur in allen Arten von Büchern, sondern auch in Memorialen, und in andern gerichtlichen und öffentlichen Aufsätzen, die man in Artikel, Paragraphen, und Nummern eintheilt.

Ueber den Plan eines Lehrbuchs oder wissenschaftlichen Traktats.

Und ob gleich wissenschaftliche Abhandlungen, welche den Unterricht, nicht das Vergnügen der Leser, direkte zur Absicht haben, vor allen andern Vorzügen Klarheit, Bestimmtheit, und Ordnung fordern, so verträgt sich deswegen doch diese Ordnung mit einer gewissen Abwechslung der Gedanken, Begriffe und Wendungen. Es ist wohl wahr, daß zur Verfertigung eines wissenschaftlichen und lehrenden Traktats, wenn er auch von solchen gelesen werden soll, die nicht genöthiget sind, solche Materien zu studieren, nicht allein ein großes Kapital von Kenntnissen, sondern auch sehr viele Kunst erfordert wird, ja, alle diese Kunst ist nicht hinlänglich, ohne einen gewissen natürlichen Scharfsinn, und eine fruchtbare Phantasie, welche ein ziemlich großes Ganzes zu umfassen fähig ist. Zwischen der Verfertigung eines schönen, zierlichen und geistvollen, auch Gelehrsamkeit verrathenden Briefes von drey bis zwanzig Seiten, und hingegen einer Abhandlung von zwey bis drey Hundert Seiten, ist ein eben so großer Unterschied, als zwischen der Komposition einer Motette, und hingegen ein ganzes Drama oder eine Messe in Musik setzen; und, um mich eines nähern Vergleichs zu bedienen, zwischen Verfertigung eines Bandes von Oden und Sonnetten, und hingegen eines langen Gedichts.

Alle Kritiker haben bemerkt, daß *Sorotius*, dieser sonst so schöne Geist, vielleicht niemals würde im Stande gewesen seyn, ich will nicht sagen, die ganze *Aeneide*, sondern ein einziges Buch zu verfertigen, welches dem *Virgilianischen* gleich käme. Wir haben davon einen handgreiflichen Beweis, wenn wir mit den *Georgicis* die *Episteln*, oder *Sermones* des *Soraz* vergleichen, welches Aufsätze von einerley Art, obgleich von verschiedenen Inhalt sind. Den Vers weggerechnet, müssen solche Schriften, die von Künsten und Wissenschaften z. E. von philosophischen, kritischen, politischen und moralischen Materien handeln, mit eben der Kunst verfertiget werden, und erfordern, ich möchte fast sagen, die nemliche Stärke der Einbildungskraft, als didaktische Gedichte, so, wie nach Proportion für eine lange Geschichte eben die Festigkeit und Ausgedehntheit der Vorstellungskraft nöthig ist, die zu einem epischen Gedicht erfordert wird, dahingegen um eine *Nelation* oder einen besondern Lebenslauf zu verfertigen, nur mittelmäßige Kultur der Wissenschaften, und gesunder Menschenverstand hinreichend ist.

Wenn ich, mit Voraussetzung natürlicher Talente, nach den allgemeinen Erinnerungen, die jeden angehen, der sich auf die schönen Wissenschaften legt, neulich seinen Verstand zu bereichern, und durch die Lektüre der besten Schriftsteller zu bilden, noch näher bestimmen sollte, was für Werke diejenigen studieren, und nach-

nachahmen müssen, welche didaktische Bücher schreiben wollen, so würde ich sagen, daß die *Georgica* des *Virgils*, und andere Lehrgedichte von dieser Art, z. E. der Ackerbau von *Mamanni*, die *Poetik* des *Vida* und des *Boileau* sehr nützliche Muster seyn würden. Sonst ist gewiß, daß Schriften, die nicht die erzählende, oder dramatische Form haben, sich nach eben der Vorschrift richten, wie *Reden*, besonders *ex genere deliberativo*, und *demonstrativo*, und wenn die Schrift kritisch, oder apologetisch wäre, gehört sie zum *genere judiciali*. Dieser dient nicht nur die ganze Theorie der Beweise, sondern auch alles dasjenige, was zur Ausschmückung, Abwechselung, und Energie des Vortrags gehört, außerordentlich zur Abfassung solcher Schriften; z. E. *Prosopopäien*, lebhaft und redende Beschreibungen, *Apostrophen*, *Wiederholungen*, und alle so genannten *figurae sententiarum*. Wir verweisen aber den Leser auf das, was er über diese Dinge, die in die *Rhetorik* gehören, in den ersten Schulen gelernt hat, oder mit leichter Mühe aus *Elementarbüchern* lernen kan; rathen ihm aber, die Beispiele sowohl von *Figuren*, als *Beweisarten*, die er bey den *Theoristen* angeführt findet, im *Original* und im *Zusammenhang* nachzulesen.

S. 7.

Von Digressionen.

Ob man gleich *Digressionen* sogar in vertrauten *Unterredungen*, geschweigs denn in *Schriften*, die mit *Muse*

Muse überdacht, und fertiget werden, überhaupt tadelt, so ist es doch gewiß, daß man sehr viele Beispiele davon in den besten und klassischen Schriftstellern findet; und ordentlich sind das gerade die schönsten und merkwürdigsten Stellen in diesen Werken. Von der Art ist die Stelle beym Virgil im sechsten Buch der Aeneide, wo er den Tod des jungen Marcellus berührt; des Cicero in seiner *Oratione pro Muraena*, wo er sich über Cato und die stoische Sekte lustig macht, und in der Rede *pro Archia Poeta*, wo er das Studium der Wissenschaften anpreißt; des Titus Livius in seiner Parallele des Alexanders mit den Römern; des Sallustius in seiner Erzählung von den Phileniern, und dergleichen mehr, welche eben so interessant oder vielleicht noch interessanter sind.

Die Schönheit und Nützlichkeit dieser Stellen oder Digressionen kömmt meines Erachtens daher, daß ein verständiger Autor, der sich von seinem Gegenstand entfernt, um Dinge zu sagen, die so nöthig nicht sind, solches nicht thun würde, wenn er nicht dazu von einem gewissen Affekt bestimmt würde, oder, weil er so etwas für würdig hält, gesagt zu werden; so, daß es ohnmöglich ist, daß es nicht in der That interessant, und schön seyn sollte, entweder wegen Energie der Gedanken, oder um eines andern besondern Umstands willen. Anderntheils ist es gar nicht ohne Nutzen für die ganze Einrichtung des Vortrags, daß der Zuhörer oder Leser

Leser manchmal durch einen unerwarteten Zug, der ihn entweder durch etwas nachdrückliches rührt, oder durch eine Erzählung, oder Reflexion, welche zufälliger Weise und ungezwungen aus dem Hauptinhalt entsteht, angegriffen werde.

In epischen oder erzählenden Gedichten machen die Digressionen fast das Ganze des Werks aus; denn man läßt da einen Zufall aus dem andern entstehen, so daß alles nothwendig scheint, obs gleich von der Einbildungskraft und Willkühr des Dichters herrührt. Die Summe der eigentlichen Handlungen, die den Inhalt der Illade und Odyssee des Homers und der Aeneide des Virgils ausmachen, läßt sich auf wenige Worte zurückbringen, und das nemliche findet bey den besten Tragödien statt. Demohgeachtet sind die Dinge so zusammenhängend, daß sie als nothwendige Theile zur Vollständigkeit der vorgestellten oder erzählten Handlungen erscheinen. In Oden, Elegien, und andern dergleichen Gedichten, wo die Ordnung freyer und willkührlicher ist, sind Digressionen weit häufiger, und werden darinnen auch ohne merkliche Ursachen gemacht. Pindarus öfnete zu solchen Digressionen die Bahn, welche man in der poetischen Sprache Ausflüge nennt (*), weil es scheint, daß der Dichter den Gegenstand, wor-

(*) Voll.

von er zu singen anfieng, verlasse, und seinen Flug ganz wo anders hinnehme.

Es ist gewiß, wenn man diese Digressionen aus seinen Oden wegnähm, gerade das schönste wegfallen würde, und die nemliche Bewandniß würde es mit den vergülichstn Sorazischen Oden haben, dergleichen die dritte (*) und fünfte (**) des dritten Buchs, und die dritte des vierten Buchs (***) ist, und man würde den *Georgicis* des Virgils großen Schaden thun, wenn man die Fabel von Aristäus und Orpheus (****), die gleichwohl nichts mit den Hauptinhalt des Werks zu thun hat, daraus wegnehmen wollte. Die Digressionen des Dante über Florenz (†) und des Alamanni in seiner *Coltivazione* über den unglücklichen Zustand Italiens (††), sind die schönsten Stellen dieser Gedichte. Wir haben ein Terzet vom Ariost

(*) *Iustum & tenacem propositi virum &c.*

(**) *Coelo tonantem credidimus Iovem Regnare &c.*

(***) *Qualem ministrum fulminis alitem &c.*

(****) *Georg. L. IV.*

(†) *Wie z. E. die im 6ten Gesang des Segefeuers, die sich so endiget:*

*Fiorenza mia, ben puoi esser contenta
Di questa digression, che non ti tocca.*

(††) *L. I. und IV.*

Ariost (*), welches in Verhältnis gegen den Hauptinhalt nicht viel sagen will, aber der Dichter nimmt von seinem damaligen Aufenthalt zu Florenz Veranlassung eine herrliche Schilderung von dieser Stadt zu machen, welche alles übrige in diesem kleinen Gedichte weit übertrifft.

Bei alle dem ist hier eine Einschränkung nöthig, und wer durch solche Beispiele dreuste gemacht, bei jeder Gelegenheit sich von seinem Gegenstande entfernen wollte, würde ein ganz unerträgliches Werk liefern. Und jeder Verfasser eines Buchs vergesse nicht, daß nur diejenigen Digressionen schicklich, und zu empfehlen sind, welche dazu dienen, den Leser von solchen Dingen zu unterrichten, die zur Verständlichkeit des Hauptinhalts erforderlich sind.

Meistentheils rühren Digressionen in dogmatischen Schriften her von der Nothwendigkeit, oder dem Vorsatz des Verfassers entgegen gesetzte Meinungen zu widerlegen. Von Kritiken, welche ausdrücklich über ganze Bücher geschrieben werden, ist anderwärts geredet worden; hier meinten wir blos besläufige Widerlegungen, man mag sie nun beybringen, entweder, wenn

(*) *Tom. II. p. 351. und unter den Werken des Tass. p. 448.*

man genöthiget ist, eine wesentliche Schwierigkeit zu heben, die man uns entgegen setzt, oder um die Monotonie des Lehrtons zu unterbrechen, wie auch durch Citationen geschieht (*), und um Prosopopöien, Schilderungen der verschiedenen Charaktere, Meinungen und Gewohnheiten, Platz zu machen. Wir haben davon sehr schöne Beispiele im Buch der Weisheit. Man findet dergleichen bey didaktischen und lyrischen Dichtern, und es ist kein unwichtiger Theil schriftstellerischer Kunst, solche Einwürfe und ihre Antworten gehörig zu behandeln. Solche, die nur beyläufig beygebracht werden, müssen ganz kurz seyn, andere hingegen, die den Hauptinhalt des Buchs angehen, können uns manchmal zu einem weitläufigen Raisonnement verpflichten, und zu Digressionen von dem Hauptzwecke des Werkes Anlaß geben.

§. 8.

Vom Epilog oder von der Wiederholung.

Um der Verwirrung, und dem Verdruß zum Theil vorzubeugen, welchen Digressionen und Widerlegungen zu verursachen pflegen, und um denjenigen Lesern zu willfahren, welche, durch weitläufige Abhandlungen verwirret, zerstreut und ermüdet, zum Beschluß doch gerne wissen möchten, was man hat fest setzen wollen, muß ein vorsichtiger und sorgfältiger Schriftsteller

(*) S. das erste Kap. des dritten Buchs.

ler nach Art der Redner das Gesagte wiederholen, und in wenigen Perioden die ganze abgehandelte Materie wieder durchgehen. Dergleichen Rekapitulationen finden nicht bloß am Ende des Werks statt, sondern noch öfterer zu Anfange eines jeden Buchs nach den ersten; wie wir dieses bey Cicero in seinen Büchern *de officiis*, bey Varro in seinen Büchern von der lateinischen Sprache, und selbst von Verfassern erdichteter Erzählungen beobachtet finden, wie man dieses bey Caritone Affrodiseo (*) antrifft.

Xenophon, der im zweyten, dritten, vierten, und fünften Buch *de expeditione Cyri* den Inhalt der vorhergehenden wiederholt hatte, geht sie im siebenten Buche alle wieder durch, und fängt auf die Art an: „Wir haben in den vorigen Büchern dasjenige „berührt, was die Griechen bey dieser Unternehmung des Cyrus bis auf den Tag der Schlacht, „und nach dem Tode des Cyrus, auf dem Marsch, „bis sie nach Pontus kamen, gethan haben, „nächst dem, wie sie zum Theil zu Schiffe, theils „zu Fuß Pontus verließen, bis auf ihre Ankunft „zu Chrysopolis, einer Stadt in Asien, außerhalb der Meerenge von Pontus.“

(*) S. das 5te Buch und das 8te zu Anfang.

Es ist wahr, die Alten hatten zu diesen Epilogis einen Grund, der bey uns wegfällt; denn, da man gemeinlich die Bücher in eben so viele Hände von einander absonderte, so geschah es oft, daß einem das dritte, fünfte, sechste Buch in die Hände fiel, ohne die ersten; daher war es sehr gut, daß man zu Anfang der folgenden den Inhalt der vorhergehenden angezeigt fande. Daher würde man diese Mode bey weitläufigen und in mehrere Tomos getheilten Werken zu beobachten haben, damit man, wenn einem ein Theil in die Hände fiel, der nicht der erste wäre, doch einige Spur des fehlenden finden könnte. Uebrigens ist die Gefahr, die ersten Bücher eines Werks nicht zu bekommen, heutzutage sehr entfernt, und um das vorhergehende zu wissen, wenn es uns nicht gefällig ist, das Werk von vorne zu lesen, oder wieder durchzugehen, sind die Verzeichnisse der Kapitel und Summarien, die bey wenig Büchern fehlen, hinreichend. Daher würde der vernünftigste Grund dergleichen Recapitulationen von Zeit zu Zeit bald zu Anfange der Bücher, bald am Ende anzustellen, meines Erachtens dieser seyn, Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit in das Ganze des Werks zu bringen, und solchergestalt die Aufmerksamkeit der Leser immer wieder anzufrischen, welchen eine kurze und flüchtige Erinnerung dessen, was man vorher gelesen hat, niemals unangenehm und verdrüsslich seyn kan. Doch wollen wir bemerken, daß, wie diese Wiederholungen, sparsam angebracht, eine Schrift angenehmer

mer und unterhaltender machen, eben dieselben, so häufig gebraucht, unangenehm und verdrüsslich werden würden.

In Ansehung solcher Epilogen, die man am Ende des Werks der Vollständigkeit wegen anbringt, kan man frey behaupten, daß sie nicht immer nothwendig sind, und auch nicht häufig gebraucht werden. Geschichten, Dialogen, Heldengedichte, endigen sich gewöhnlicher Weise ohne Epilog; nemlich solche Geschichten, welche blos erzählend sind; denn wenn es eine apologetische, kritische, oder auf irgend eine Art mit weitläufigen Reflexionen und Raisonnements durchwebte Geschichte wäre, so gestattet sie nicht nur, sondern erheischt so gar bisweilen eine Art von Epilog oder Schluß.

Bey andern Arten von Aufsätzen und Schrifften ist es gänzlich willkürlich, ob ein Schriftsteller sein Werk mit demjenigen Theil der Materie beschließen will, die ihm noch am Ende übrig ist, oder mit einer Apostrophe, so wie er es für den Inhalt schicklich findet. Ist das Buch mit einer absonderten Dedikation an eine besondere Person gerichtet, wie die meisten neuern zu thun pflegen, so scheint ein besonderer Schluß nicht im geringsten nöthig zu seyn. Wenn aber die Dedikation dem Werke selbst eingewebt, und in Form einer Apostrophe, oder so eingerichtet ist, daß sie die Stelle der Vorrede vertritt, so muß gleichfals das Ende dem Eingang entsprechen, und das Buch mit einer Apostrophe

endigen, welche die Stelle des Beschlusses vertritt. So endiget Cicero seine Bücher *de officiis*, indem er die Rede wieder an seinen Sohn richtet, dem er diesen Unterricht gewidmet hatte; so Quintilian durch eine kurze Apostrophe an den Marcellus; so endigte auch Bossuet seine Abhandlung über die Universalgeschichte mit einer kurzen Ermahnung an den Dauphin, für welchen er schrieb.

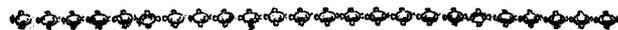
Ich habe oben (*), da ich von Dedikationen in der Briefform handelte, zu bemerken vergessen, daß, wenn man den Datum darinnen setzt, sie dazu dienen, die Zeit zu bestimmen, wenn das Buch fertig ist. Jetzt will ich daher nur noch dies bemerken, daß man das nemliche durch den Epilog bewerkstelligen kan, es sey nun, daß derselbe sich auf die Dedikation mit einer Apostrophe an eine bestimmte Person beziehe, oder daß man darinnen im allgemeinen redet. Daher gefällt mir die Art, wie Virgil seine *Georgica* endiget; indem er darinnen den Hauptinhalt des Werks wiederholt, und zugleich anzeigt, wenn und wo er es fertigete habe:

Haec super aruorum cultu, pecorumque canebam,
Et super arboribus, Caesar dum magnus ad altum
Fulminat Euphratem bello
Illo Virgilium me tempore dulcis aiebat
Parthenope (**).

(*) S. oben des 3ten Kap. §. 6.

(**) L. IV. v. 559. seq.

Dritter



Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Von Citationen, Anmerkungen und Randglossen.

§. I.

Von indirekten Anführungen.

Dasjenige, was wir in diesem dritten Theil abhandeln werden, läßt sich gewissermaßen als die Außenseite bey Fertigung eines Buchs betrachten; aber in anderer Rücksicht sind es Dinge von solcher Wichtigkeit, daß man kaum ohne sie etwas thun kan; und selbst ihrer eigenen Natur und Ursprung nach gehören sie, genau zu reden, zur Oekonomie eines Aufsazes. Wir wollen zuerst von Citationen reden (*). Jede Anspielung, die man auf Worte, Gedanken, Geschichte eines Schriftstellers, oder auch einer andern Person macht, kan man eine Citation nennen. Es sind wenig Bücher, die nicht von solchen indirekten Citationen voll wären. Plato und Aristoteles haben häufig Ausdrücke gebraucht, die wir bey Homer, Hesiodus

3 4

dus

(*) S. Fromont Memoires de l'Academie des Inscriptions & belles lettres Tom. V. p. 74.

Dies und andern Poeten finden, und weit mehrere werden san, die wir nicht einmal bemerken können, weil sie aus verlohrengegangenen Schriftstellern genommen sind. Cicero spielt oftmals auf Ausprüche des Plauto und anderer Griechen, auf Ausprüche des Ennius, Lucilius, Terenz, an. Quintilian, dessen Schreibart originell, und in der That männlich stark und Gedankenvoll ist, scheint zuweilen ein Gewebe von Ausdrücken aus Cicero, Horaz, Virgil, und allen vorhergehenden lateinischen Schriftstellern; so wie die Werke der heiligen Väter und vieler neueren geistlichen Schriftsteller oftmals an einem Stücke weg mit Sentenzen und Redensarten aus dem alten und neuen Testamente verbrämt sind; manchmal gar nicht aus Noth, auch nicht als beweisende Auführungen, sondern blos um dem Vortrag mehr Würde und Annehmlichkeit zu geben; indem der Zuhörer, oder Leser Worte und Gedanken eines berühmten, oder göttlichen Schriftstellers darinnen erkennt. Die Werke der toskanischen Schriftsteller aus dem letzten Jahrhundert sind gleichfalls voll von Anspielungen auf Ausdrücke des Dante, Boccaccio und Petrarca. Der Galateo des Casa, die Reden, Discurse und Vorlesungen des Bart Dati, Salvini; und so vieler andern Mitglieder der Akademie sind davon voll.

Die Dichter thun es, zur Ausschmückung, und des Verses und des Reims willen, zur Abwechslung in

in den Wendungen. Wir finden Beispiele davon im Dante (*) Petrarca (**), auch solche, die andern in den Mund gelegt werden; auch beym Ariost, Casa. Dergleichen indirekte Allegationen, oder Citationen, thun in gewisser Mase eben die Wirkung, wie Figuren, vermittelt deren sich die Ideen im Leser, oder Zuhörer verbielfältigen. Denn aufer dem, was der Autor zu förderst andeuten will, erregen sie den Gedanken von noch etwas andern. Bey alle dem machen die allzuhäufigen Anspielungen eben so sehr, als der Mißbrauch der Figuren, die Schreibart schwerfällig, verworren und dunkel.

Wenn man Schriftsteller mit Mißbilligung anführt, so ist es keine bloße Anführung, sondern kan eine Widerlegung genennt werden, und dient zu mehr, als einer Absicht. Denn auch ohne, daß man gendigt wäre, einen entgegengesetzten Gedanken oder

3 5

Grund

(*) E se tu ben la tua fisica note,
Tu troverai — — —

Ist. c. 11.

— — — — E così canta
L'alta mia Tragedia in alcun loco.

Ibid c. 20.

(**) Ed ei l'ha detto alcuna volta in rima.

Canz. c. 48.

Grund zu bestreiten, sondern blos um ihn anzuführen, und dadurch dem Vortrag einen gewissen Nachdruck zu geben, oder in den Uebergangsformeln, von einem Gedanken zum andern, abzuwechseln, oder ein *Résumé* zu beschließen, weist man zuweilen gleichsam im Vorbengehen jemanden zu rechte, oder verwirft gewisse Aussprüche oder Handlungen. Man kennt die Wendungen des Cicero (*): Daher ist die Meinung des Aristo, — des Pyrrho mit Recht verworfen worden — — Daher versteht es jener unrecht — — auch darf man nicht auf die Meinung derjenigen achten, die da glauben — — Von der Art ist auch die Stelle des Virgils in seinen *Georgicis* (**):

Nec sibi tam prudens quisquam persuadeat
auctor.

Lukretius ist davon ganz voll, und es fehlt auch nicht an Beyspielen in den berühmtesten italiänischen Dichtern (***), geschweige denn bey profaischen Schriftstellern in jeder Sprache.

§. 2.

(*) De officiis im ersten Buch, und anderwärts.

(**) L. II. v. 315.

(***) Qui della storia mia che non sia vera,
Federigo Fulgoso è in dubbio alquanto.

Ariost. c. 42.

§. 2.

Ungerechte Klagen, und falsche Beschuldigungen des Plagiums.

Direkte und eigentliche Citationen aber erfordern verschiedene Cautelen. Einem dreysten Betrüger fällt ein Manuskript in die Hände, er schreibt es ab, oder läßt es mit einiger Veränderung, als seine Arbeit drucken; dies ist ein unlängbares und wahres Plagium (*). Von der Art war des Giambattista Pigna seines, welcher die von Girolamo Falletti verfertigte Geschichte der Fürsten von Este, die er jenem vor seinem Tode anvertraut hatte, als sein Werk bekannt machte. Zu viel Glücks für ihn, daß sein Diebstahl allererst 2 Jahrhunderte darnach entdeckt wurde! Ein deutscher, französicher, englischer guter Kopf kommt nach Italien, bey dem Umgang mit ihm theilt ihr ihm einen gewissen poetischen Einfall, oder einen Versuch aus andern Wissenschaften mit. Wenige Worte sind für ihn hinreichend den Umfang und Absicht davon zu begreifen. Es keimt in ihm die nemliche Idee auf, er ist in Stande ein Werk darüber zu schreiben, welches dem, das ihr vorhabt, den ganzen Vorzug der Neuheit raubt. Freylich würde es ein Beweis von wahrer Freundschaft und Rechtschaffenheit seyn, wenn er euch nicht zuvor kommt;

(*) S. Zeno Annotaz. alla Biblioteca Ital. del Fontanini.
T. II. p. 245.

kommt; aber wenn er es thut, worüber könnt ihr euch beschweren? Euer Umgang würde ihm nachtheilig seyn, wenn es ihm nicht erlaubt seyn sollte, von dem Gebrauch zu machen, was er von ohngefehr von euch hörte, und worauf er vielleicht von sich selbst gefallen wäre.

Oft giebt auch bloß die Unwissenheit so vielen, die von Büchern reden hören, ohne sie jemals gelesen zu haben, oder der Neid anderer, die alles mit kritischer Auge zu lesen vorgeben, sowohl dem einen, als dem andern, wenn sie den Titel eines neuen Buchs hören, oder den Konспектus davon durchlaufen, die Rede ein: O, der Verfasser hat es aus dem, oder jenem genommen. Wie blind, und unverständig sind nicht solche Leute? Sie mögen doch sagen, wo sich irgend ein berühmtes Werk finde, welches aus lauter Dingen bestünde, die bloß ganz ursprünglich aus dem Gehirn des Verfassers entstanden wären. Die höhere Mathematik weggerechnet, mögte ich kaum den Homer, und etwa ein und den andern griechischen Dichter nennen; nicht, als ob ich glaubte, sie hätten das, was sie schreiben, vor sich selbst erfunden, sondern, weil wir keine älteren Schriftsteller haben, um denjenigen anzugeben, den sie etwa benutzt haben können; auch sind wir auf keine Weise im Stande zu wissen, was sie etwa in ihren Gedichten nur weiter ausgeführt haben, nachdem sie es vorher kurz, selbst vor gemeinen Leuten, in ihren Unterredungen, und auf ihren Reisen gehört hatten.

Das

Das Verdienst eines Schöpfers besteht fast ganz in Anordnung und Verbindung der Dinge, und wir können die Summe von Kenntnissen, die zur Abfassung eines Buchs nöthig ist, sehr richtig mit den Materialien eines Gebäudes vergleichen. Welcher Baumeister kan mit seinem Kopf Stein, Kalk, und Holz schaffen? Oder welches Gebäude kan ohne das, was er aus Gebirgen, Wäldern, und Feldern graben, und abhauen, oder von den Ruinen alter Gebäude aufbewahren läßt, aufgeführt werden? Und nichts desto weniger gehört das ganze Lob des neuen Baues ihm zu, wenn er nur dem Zweck, worzu er bestimmt ist, gehörig entspricht. Gerade so muß man auch von Schriftstellern und ihren Werken urtheilen. Die Ideen und Kenntnisse, die man sich täglich durch die Lektüre, durch Unterricht lebender Lehrmeister, und aus Unterredungen verschafft und vermehret, sind in Ansehung der Verfertigung eines Buchs nichts anders, als rohe Baumaterialien. Anordnung, Entwurf, Licht, und ein, ich weiß nicht, was von Einbildungskraft und Geist, das die Aufmerksamkeit und Neugier der Leser anzieht, ist das, was einem Buche sein Wesen giebt, und ein System ausmacht. Ist dieses angenehm und nützlich, was verschlägt es zu wissen, woher der Verfasser die Summe von Kenntnissen nahm, die zur Verfertigung desselben erfordert wurden? Und wenn jedermann die Quellen kennt, woraus er die Materialien zu seinem Werke nahm, wer wird ihm den Ruhm streitig machen

chen können, wenn er allein einen so guten Gebrauch davon zu machen mußte?

Wenn unter so vielen Lateinern, die die Odyssee und Iliade lasen; der einzige Virgil die Aeneide daraus zu nehmen verstand; wenn unter so vielen Italiänern, die die lateinischen Dichter gelesen hatten, ein Ariost und Tasso allein einen *Orlando* und *Goffredo* daraus zu verfertigen wußten; wenn unter so vielen Franzosen, die den Horaz, Juvenal, und Ariost lasen, der einzige Boileau so witzige und artige Satyren zu verfertigen wußte; wenn aus den Schriften des Bodinus, Tholosan, und so vieler andern italiänischen Politiker, die sich in allen öffentlichen und Privatbibliotheken befanden, Montesquieu allein den Geist der Gesetze herauszuziehen wußte, ist es nicht offenbar, daß die Geschicklichkeit zu ordnen, zu kombiniren, über gemeine Dinge zu reflectiren, es alleine ist, welche ächte Schriftsteller ausmacht, und gute Schriften erzeugt? Es ist wahr, daß es zuweilen die natürliche Billigkeit, und selbst das Interesse der Schriftsteller erfordern kan, daß man die Quelle weis, woraus die Kenntnisse von Thatsachen, ja zuweilen selbst die Reflexionen geschöpft sind. Aber diese Nothwendigkeit ist sehr verschieden, nach Verschiedenheit der Werke selbst.

§. 3.

Von nützlichen und nothwendigen Citationen.

In historischen Werken, und in allen Untersuchungen und Berichtigungen, Beweisen von Thatsachen, sind Citationen unentbehrlich, es mußte denn der Verfasser zu erkennen geben, daß er von Dingen schreibe, die er selbst gesehen, gethan und beobachtet. In jedem andern Fall muß der Verfasser anzeigen, auf welchen Grund die Sachen, die er festsetzt, oder erzählt, gebaut sind, welches auf verschiedene Art geschehen kan. Viele begnügen sich damit, daß sie im Anfang ihrer Geschichte erklären, sie hätten sie aus zuverlässigen, oder solchen Dokumenten gezogen, die auch schon von ältern Historikern als glaubwürdig aufgenommen worden wären. Andere citiren blos bey den schwersten, sonderbarsten und zweifelhaften Dingen Zeugnisse und Meynungen anderer Schriftsteller. Noch andere, nicht damit zufrieden, auf eine so allgemeine Art zu verfahren, zeigen zu Anfang oder zu Ende eines jeden Buchs die Quellen deutlich an, aus denen die Sachen genommen sind; wie, nach dem Beyspiel des Plinius, Peter Mesia in seinen Lebensbeschreibungen der Kaiser, und der Präsident, De Thou gethan haben. Die sorgfältigsten und genauesten Schriftsteller aber haben für gut befunden, bey jedem Kapitel, ja bey jedem besondern einigermaßen merkwürdigen Umstand, zu bemerken, aus welchem Autor, oder aus welchem Denkmal sie

sie die Nachricht davon gezogen haben. Und bis ist heutzutage allgemein gebräuchlich worden, seitdem die Vervollkommenheit der Buchdruckerkunst die Bequemlichkeit verschafft hat, auch sehr häufige Citationen anzubringen, ohne den Zusammenhang zu verwirren, und die Lektüre aufzuhalten.

Nachdem der Gebrauch aufgekommen war, alle Arten von Büchern in Kapitel abzutheilen, Bögen, Seiten, und Kolumnen zu numeriren, wurde auch die Gewohnheit allgemein, die Schriftsteller nicht nur mit Anzeige des Buchs, sondern auch des Kapitels, der Seite, anzuführen; da man hingegen ehemals nur das Werk überhaupt, oder höchstens das Buch citirte. Aber diese Genauigkeit im citiren ist nicht allenthalben nöthig. Wenn man den Schriftsteller, oder den Titel des Werks angeführt hat, kan ein jeder mit leichter Mühe, vermöge der Ueberschriften eines jeden Buchs, und der chronologischen Anzeigen, wenn von historischer Materien die Rede ist, das Buch und Kapitel finden. Inzwischen in Ansehung gewisser besonderer und erheblicher Anekdoten, die dem Leser leicht entgehen können, oder die nicht an ihrer eigentlichen Stelle stehen, sind die möglichst genauesten Citationen nöthig, um demjenigen, der sich davon vergewissern will, die Mühe zu ersparen, ganze Bücher durchlesen zu müssen. Uebrigens geben die Aussprüche berühmter Schriftsteller dem Vortrag ein gewisses Gewicht, und Nachdruck, und geben

geben, wie jeder weiß, eine Art von Beweisquellen ab, so daß sie auch in dogmatischen Schriften und wissenschaftlichen Abhandlungen einen ansehnlichen Theil ausmachen.

Die Lehre, die Quintilian (*) dem Redner giebt, die Stellen und Zeugnisse berühmter Autoren auswendig zu lernen, geht jeden Schriftsteller an. Ein junger Gelehrter, der etwas kritisches, oder sonst über einen wichtigen Punkt schreibt, würde sich Vorwürfe zuziehen; wenn er gewisse eigene Grundsätze austramen, oder gewisse Punkte selbst entscheiden wollte. Wenn er aber Worte anderer gebraucht, weicht er wenigstens größtentheils dem Meide aus, und verschafft seiner Behauptung Grund und Nachdruck; wenn er es anders mit Beurtheilung und gutem Verstande thut. Selbst die angesehensten Männer, wenn sie zuweilen bei der Verschiedenheit der Systeme und Parteyen ihre eigene Meynung nicht entdecken wollen, erzählen die Meynungen anderer nur historisch. In allen diesen Fällen ist es vernünftig, daß man keine verhassten, oder unbekanntem,

(*) Accedit his et jucunda in fermone bene a quoque doctorum relatio, et in causis utilis. Nam et plus autoritatis afferunt ea, quae non praesentis gratia litis sunt comparata, et laudem saepe majorem, quam si nostra sunt, conciliant.

Quintil. L. II. c. 7.

kannten, oder keine solchen Schriftsteller anführe, die bey denen, die wir gerne überzeugen wollen, in keinem Ansehen stehen.

Kluge Verfasser von Kontroversschriften verkennen und vernachlässigen diese Kunstgriffe nicht. Bossuet in seine Werke, über die verschiedenen Meinungen der protestantischen Kirchen citirt fast niemals andere Schriftsteller, als Lutheraner, und Calvinisten. Petavius gründet seine Dogmata auf Schriftsteller, die auch bey Griechen in Ansehen stehen. Diejenigen, welche von solchen Punkten handeln, die *jurisdictionem ecclesiasticam* betreffen, begnügen sich nicht mit einem Gerson und Clemangis, sondern nehmen ihre Zuflucht, wenn sie etwas Beyfälliges finden, zum h. Bernhardus, zum h. Thomas, und nicht bloß zu katholischen Schriftstellern, sondern auch andern, die von allen Katholiken gebilliget und gerühmt werden. Ein englischer Geschichtschreiber wird sich gerne auf eine französische Geschichte beziehen, wenn er von den Streitigkeiten und Kriegen unter beyden Nationen handelt, und ein Franzos wird in eben der Rücksicht das Zeugnis eines renommirten englischen Schriftstellers nicht übergehen. Die Regier sind nur allzubeforgt und geschäftig gewesen, aus beyr Schriften der Catholicorum alles dasjenige aufzufischen, was ihrer Empörung zu einem scheinbaren Vorwand dienen konnte.

Endlich

Endlich pflegt man Zeugnisse und Worte anderer nicht bloß aus Noth anzuführen, um einen Satz oder Thatsache zu beweisen, oder um über Schwierigkeiten und Gefahr bey streitigen und kühlichen Punkten leicht wegzukommen, und ihnen auszuweichen, sondern oft um den Uebergängen eine verschiedene Wendung zu geben, und auf diese Weise Mannigfaltigkeit in eine Schrift zu bringen; zu welcher Absicht sie, vermittelst der Randanmerkungen, um desto bequemer dienen, da man im Kontext durch Umschreibung, oder figurlicher Weise so, wie man es am schicklichsten findet, einen Schriftsteller anführen, und ihn hernach, denjenigen zur Nachricht, die es nicht genug verstehen dürften, auf dem Rande nennen kan. Die schriftstellerische Kunst würde daher erfordern, sich alle Mühe zu geben, daß eine von den beyden angeführten Absichten die andere befördert, nemlich: daß, indem man durch nachmentliche Anführung eines Autors im Kontext Grund von etwas angeben, oder ihm sonst ein Kompliment machen wollte, man dieses auf eine solche gute Art thäte, daß es auch dazu diene, dem Vortrag Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit zu verschaffen.

§. 4.

Von Schriften, worinnen Citationen unnöthig, oder wohl gar unschicklich sind.

Niemand verlangt von Dichtern, daß sie ihm die Quellen angeben sollen, worauf sie ihre Erzählungen

Ha 2

grün

gründen, weil man sich solche als inspirirt, oder durch außerordentliche Wege unterrichtet denkt. Eben so fordert auch niemand, daß sie uns dasjenige bemerken sollen, was sie aus andern Schriftstellern nachgeahmt, oder entlehnt haben. Weit gefehlt, daß ihre Gedichte dadurch einen Vorzug bekommen sollten, so würden sie vielmehr denselben schmählern, und das Vergnügen der Leser hindern. Man sehe, daß zu Virgils Zeiten Zusätze auf dem Rande Mode gewesen wären, deren wir uns heutzutage so bequem zu Citationen bedienen, ohne diese in den Kontext bringen zu müssen, (welches nur mehr zerstreuen würde) was würde es uns helfen, wenn uns Virgil bey jedem Vers wissen lies, dieser Gedanke, dieses Gleichnis, oder Bild, sey aus diesem Gesang der Iliade, oder der Odyssee genommen? Und wer würde den *Orlando furioso*, oder das befreyte Jerusalem hinauslesen können, wenn er Stelle vor Stelle wissen wollte, woher Arist, und Tasso diese Strophe, jene Sentenz, jene Fabel, oder jene Unterredung genommen haben? Und wenn nun der ganz von der Lektüre begeisterte und angezogene Leser sich nicht darum bekümmert, warum sollten denn die Verfasser den Lauf ihrer Imagination und ihrer Rede immer abgebrochen haben, um sich, und uns an alles das zu erinnern, wovon sie vermuthen könnten, daß sie es schon anderwärts gelesen hatten?

Ein Verfasser philosophischer, kritischer und politischer Reflexionen, deren viele, aller Wahrscheinlichkeit nach,

nach, schon von andern gemacht worden sind, braucht sich dem ohngeachtet nicht die Mühe zu geben, sie anzuführen, ausgenommen, wo er etwa glaubte, daß das Ansehen eines andern Schriftstellers seinen Gründen mehr Gewicht geben könnte, oder es aus der Ursache für gut befände, um den Ton des Vortrags zu verändern, wie wir schon oft bemerkt haben. Wenn die Schrift von einer mächtigen und starken Phantasie belebt ist, so merkt man nur auf das Ganze des Systems, und auf den Zweck desselben, ohne von dem Verfasser zu verlangen, daß er uns über den Ursprung seiner Ideen Rechenschaft geben soll. Wenn man ein großes Schiff bewundert, und untersucht, gesetzt, daß man auch etwa zuweilen fragte, aus welchem Berg oder Wald dieses große Zimmerholz genommen sey, so bekümmert man sich doch nicht darum, wer es abgefägt, oder herausgebracht habe.

In Elementarbüchern bedarf es im geringsten keiner Citationen, aber aus einem ganz verschiedenen Grunde; nemlich, weil man in solchen Büchern voraussetzt, wie auch nothwendig ist, daß fast alles aus andern Büchern genommen sey; indem die Natur und Absicht solcher Schriften es mit sich bringt, daß man darinnen fast bloß bekannte, und gemeine Dinge vortrage.

Von überflüssiger, oder beschwerlicher Genauigkeit im Citiren.

Gegenwärtig zweifelt man, mit welchem Grade der Genauigkeit Verfasser und Schriften citirt werden müssen, aus denen man lange Stellen nimmt. Die Alten machten sich über dergleichen Entwendungen kein Gewissen. Um des Appianus Alexandrinus und anderer Griechen und Römer nicht zu gedenken so dachte Giovanni Villani nicht daran, zu berichten, daß er bis aufs Jahr 1280 blos die ganze Chronik des Ricordano Malespini abschrieb; und der h. Antonius meldete nicht, daß er bis auf 1348. blos die Geschichte des Villani ins Lateinische übersezte (*). Aber eine solche Freyheit wird heutzutage auf keine Weise geduldet. Jedermann tadelt z. E. einen Bzovius, daß er in seinen Annalen den ganzen Artikel: *Amadeus Pacificus*, aus einem savoyardischen Geschichtschreiber, Peter Monod, ausschrieb, ohne ihn nur zu nennen. Und der Verfasser der *Storia civile del regno di Napoli* citirt zwar häufig genug den Angelo da Costanzo, und versichert, daß er ihm der Länge nach gefolgt sey, aber er hätte sagen sollen, daß er daraus von Wort zu Wort

(*) Die *Histoire de Coni* des Marquis von St. Simon ist ganz aus den *Secoli* des Cuneo genommen, ohnegachtet dieses Werk dort nicht einmal genannt ist.

Wort bald 5, 6, bald 10 Seiten an einander weg blos abschrieb, so daß man einen halben Band mit „ hätte anstreichen können, wie diejenigen zu thun pflegen, die fremde Aufsätze ihren Schriften einverleiben, wie Kollin gethan hat.

Uebrigens kan ein Buch, welches in Form mosaischer Arbeit, oder eines offenbaren Mischmasches, ganz aus zusammengetragenen Stücken, und Citationen zusammengesetzt ist, dennoch in mancher Rücksicht brauchbar seyn, wie es Stobäus, Gellius, und Athenäus sind; selten und schwerlich hingegen wird es angenehm und schön ausfallen können. Sparsam vertheilte Aussprüche anderer Schriftsteller erwecken und fixiren die Aufmerksamkeit, kommen auch dem Gedächtnis der Leser zu statten. Aber wenn sie an einander fortgehen, wie im Traktat des Gendre de l'opinion, und im Jugement des Savans des Baillet, so thun sie eine konträre Wirkung, weil man eine über der andern vergift.

Die Schriften des Vosius, Lipsius, thun den Gelehrten von Profession gute Dienste, wenn sie die Gedanken der Alten geschwinde unter gewissen Kapiteln übersehen wollen; so wie die Naturgeschichte des Aldobrandi den Naturliebhabern alles an einem Orte vorlegt, was vor ihm über eine Pflanze, ein Mineral, ein Thier geschrieben war. Aber die meisten werden lieber

ber, und vielleicht mit mehreren Nutzen die Reflexionen, z. E. über die Dichtkunst, eines Kapin, Gravina, Zanotti, und die Naturgeschichte des Hn. von Buffon lesen. Und wie viele sind deren heutzutage, denen solche Schriften nicht zum Ekel wären, worinnen für jede Zeile 3 oder 4 Schriftsteller citirt sind, ohne die Stellen hinzusetzen. Viele Schriften aus den drey letzten Jahrhunderten würden brauchbarer seyn, (und unter diesen des Nevizzano selva nuziale) wenn ihre Verfasser sich nicht diese Mühe gemacht hätten.

§. 6.

Willkürliche Anführungen, und ihre Folgen.

Bei bloß nützlichen und willkürlichen Citationen muß es uns frey stehen, (wenn sie nemlich alle zu demselben Zweck gleich gut sind) z. E. in der Kirchengeschichte einen Panvinio, Baronius, Henry, Orsi, oder Tillemont zu citiren; so wie es auch, wenn wir den Leser auf einen Schriftsteller verweisen wollen, der die ersten Gründe der Religion festgesetzt hat, in unserer Willkür stehen muß, einen Abadie, Duguet, Clarke, Gerdil, oder Valsecchi, zu citiren. So auch, wenn wir von der Dichtkunst, oder Historik handeln, dürfen wir auf gleiche Weise Castelvetro, Vossius, Dacier, Marmontel, Mascardi, oder Nاپione, anführen. Eben so, wenn die Rede von lateinischen Schriftstellern ist, würden wir ohne Unterschied Scaliger, Giraldi, Ballet, St. Raphael, oder Tirabo-

raboschi, kurz, den anführen können, der uns gerade jetzt am besten gefiel, oder der uns jetzt in die Gedanken käme, oder gelegentlich in die Hände fiel. Denn wenn würden wir uns außerdem in Ansehung eines passenden Beyspiels oder Zeugnisses entschließen können, wenn wir allemal erst das Verdienst der Verfasser, oder ihre Schriften, mit der Goldwaage abwägen müßten, um durchaus den würdigsten aufzustellen.

Es ist wahr, daß solche Citationen, wie auch Beyspiele, die in vortheilhaften Ausdrücken angeführt werden, zu vielen Klagen Anlaß geben können, indem sich diejenigen beleidigt finden, die entweder gar nicht angeführt, oder doch nicht so gelobt werden, wie sie es wünschten. Daher würde es vielleicht in dieser Rücksicht das beste Mittel seyn, gar keiner neuen Schriftsteller Erwähnung zu thun. Aber warum soll man gleichwohl an ihnen eine solche Ungerechtigkeit begehen, wenn sie es verdienen, und die Gelegenheit dazu sich sehr ungezwungen darbietet, oder warum sollen wir uns selbst, und unsern Schriften Schaden thun, wenn die Beschaffenheit unsers Buchs es erfordert, daß man eines solchen neuen Schriftstellers rühmlichst gedenke? Warum sollen wir einen neuen und lebenden Schriftsteller für einen alten und verstorbenen übergehen, besonders, wenn dieser nicht einmal so gut in eben der Materie ist?

Ja, wenn wir es auch nicht eben aus Noth thun müßten, warum wollen wir vielmehr den strengen Ernst

mancher Schriftsteller, als die Gefälligkeit eines Cicero, Horaz, und anderer lateinischen Schriftsteller, eines Darchi, Bembo, Castiglione, Fleury, Kolin, selbst Ariosts, Boileau, und Pope, nachahmen, welche hin und wieder solche Schriftsteller, und Gelehrte mit Elogen anführen, die ihre Bekannte und Freunde waren? Warum will man aus der gelehrten Republik jene Freymüthigkeit und auch jenes liebreiche Wesen verbannen, welches man im feinem Umgang ausübt, und anpreist? Ich kan es auf keine Weise billigen, wenn es in niedrige Schmeicheley ausartet, und eine gelehrte Feder sich so weit wegwirft, und verächtlich macht, daß sie das Mittelmäßigste, was man nur denken kan, lobt, und der Verfasser bringt sich nicht nur selbst durch solche Schmeicheleyen um Achtung, sondern er verringert auch dadurch den Werth des rechtmäßigen Lobes, daß er denen, die es mehr verdienen, geben will, und soll. Auf der andern Seite aber raubt das allzusehr zurückhaltende, und Karge der Gelehrten, wo nicht einen wesentlichen Vortheil, wenigstens ein gewisses Vergnügen und Wohlgefallen, welches Eifer und Fleiß gar sehr beleben kan.

Was ich jetzt sagen werde, betrifft vielmehr die Leser, als Verfasser; ausgenommen, daß auch diese wissen müssen, was der Leser billiger Weise fordern könne. Nämlich: Es ist die Regel einer vernünftigen Rhetorik, ein Gleichnis müsse nicht nach allen Rücksichten, sondern

sondern nur nach der Absicht verstanden werden. Z. E. wenn wir einen tapfern Mann einen Löwen nennen, so sieht man blos auf Unererschrockenheit und Stärke, nicht aber auf andere Eigenschaften dieses Thiers. Auf gleiche Weise muß man auch, wenn man Schriftsteller auführt, entweder um sich ihrer Zeugnisse, oder ihres Beyspiels, zu einer gewissen Absicht zu bedienen, so fern es dazu bequem ist, von andern Eigenschaften derselben abstrahiren. Z. E. wenn Buommattei, oder ein anderes Mitglied der Akademie, die Beredsamkeit des Boccaccio, oder die Schreibart des Segretario Fiorentino lobet, so folgt daraus nicht, daß sie die Moral des einen, und die Politik des andern gut heißen. Eben so, wenn wir als ein Beyspiel figürlicher und sonderbarer Titel den Leviathan des Hobbesius nennen, hören wir deswegen nicht auf, das irreligiöse dieses Werks zu verabscheuen. Auf gleiche Weise citiren manchmal die eifrigsten Katholicken heterodoxe, oder überhaupt gefährliche Schriftsteller, ohne daß sie deswegen ihre Lehren billigen, und ihre Lektüre anpreisen wollten, als etwa nur von einer gewissen Seite, und in einer bestimmten Rücksicht. Einer, der die Poetik abhandelt, oder ein anderer Schriftsteller, kan den Ariost loben, oder von Romanen sprechen, wie auch der Bischoff von Avranches (*), der gelehrte Verfasser der *Demonstrationis Evangelicae*, gethan hat, und weis deswegen doch

(*) Suetius.

doch mehr als zu wohl, wie schädlich diese Art von Schriften überhaupt sey. Der P. Kapin, der die historische Kunst des Sarpi lobte, hatte gewiß nicht die Absicht, auch seinen Meynungen bezupflichten.

§. 7.

In welcher Sprache man die Reden anderer anführen müsse.

Hierüber finde ich verschiedene Meynungen und Praxis. Ein Theil verlangt, man solle sie in der Originalsprache des angeführten Schriftstellers herbringen, ein anderer hält es für besser, sie in die Sprache, in der wir schreiben, zu übersetzen. Das Beispiel des Cicero könnte beyden Meynungen fast gleiches Gewicht geben, oder mit einigen Unterschied entscheiden (*). In den Reden *pro Plancio et pro Dejotaro* übersetzte er einige griechische Sprüchwörter, die ihm eben gelegen kamen, ins lateinische, und in seinen philosophischen Schriften, sie mögen die dialogische, oder dogmatische Form haben, citirte er die griechischen Schriftsteller beständig lateinisch, ausgenommen in einigen Stellen, wo er es für nöthig hielt, das Wort selbst anzugeben, womit die Griechen dies oder jenes, was er lateinisch nennete, oder doch erklärte, ausdrückten. Aber in seinen vertrauten Briefen, und in denen an Pomponius Atticus,

(*) *Vires de ratione dicendi* L. II.

Atticus, führt er die griechischen Sentenzen, Mottos, und Sprüchwörter in der Ursprache an, weil er wußte, daß er an Personen schrieb, denen das Griechische eben so geläufig war, als das Lateinische.

Hieraus könnte man also schließen, daß man in Schriften gelehrten Inhalts, wenn man lateinisch schreibt, die griechischen Stellen, und, wenn man in der Muttersprache schreibt, die lateinischen Stellen, im Original anführen könne; indem man voraussetzt, daß solche Schriften für gelehrte und der alten Sprachen kundige Leser sind. So finden wir, daß Aulus Gellius, Macrobius, Lactantius, die Stellen aus griechischen Schriftstellern griechisch anführen. Das nemliche haben Schriftsteller in neuern Sprachen in Ansehung lateinischer Stellen gethan. Inzwischen ist es doch auch in solchen Schriften, die für gelehrte und studierte Personen bestimmt sind, besser, die Zeugnisse anderer in die Sprache, darinnen man schreibt, zu übersetzen, als sie in einer alten und fremden Sprache anzuführen; es müßten denn nur wenige Worte seyn, so, daß man an statt z. E. eine griechische Stelle in den lateinischen Text, oder eine lateinische Stelle in einen Aufsatz in der Muttersprache einzuschalten, und auf den Rand die Uebersetzung beizufügen, (wie Vossius immer thut,) lieber das Original auf den Rand, oder unter den Text, und die Uebersetzung in dem Text brauchte. Aus stärkern Gründen glaube ich, daß man, wenn man lateinisch

nisch schreibt, die Sprüche oder Titel aus Büchern in der Mutterprache ins Lateinische übersetzen, und die originellen Worte auf den Rand setzen müsse.

§. 8.

Wie man in Dialogen, und andern poetischen und rhetorischen Werken citirt.

In einigen Gattungen von Schriften, z. E. in allen nachahmenden Werken, würde die Genauigkeit in Citationen, und noch vielmehr die Anführung weitläufiger Stellen aus andern Schriftstellern, unvernünftig und ungereimt seyn. Cicero läßt die sich in seinen Dialogen unterredenden Personen niemals über zwey, drey Verse anziehen. Wenn man eine etwas weitläufigere Stelle aus dem Sophokles in den quaestionibus Tuscularis angeführt findet, so muß man bedenken, daß es Verse waren, die er übersezt hatte, und bey dieser Unterredung, als seine eigene Gedanken vorträgt. Im zweyten Buch *de Natura Deorum* läßt er den Balbus aus dem Aristoteles eine Stelle von ohngefehr einer halben Seite anführen, aber dieses ist vielleicht nicht sowohl eine genau angeführte Stelle aus dem griechischen Philosophen, als vielmehr seine Gedanken nur so im Ganzen lateinisch erzählt. Unter unsern Schriftstellern haben Sperone Speroni und Torquato Tasso diese sehr vernünftige Mode sehr gut beobachtet, daß sie niemals mehr, als wenige Verse, oder nur aus wenig Worten bestehende Aussprüche anführen

führen lassen. Tasso, der gerne ein ganzes Sonnett einschalten wollte, weicht der Schwierigkeit dadurch aus, daß er es dem in den Mund legt, der es auswendig konnte (*). Eben so machte es Suetius in einem gewissen Gespräch über die Art zu übersezen. Benedikt Varchi, dessen *Ercolano*, als Dialog betrachtet, so schlecht ausgeführt ist, als ich nur immer eines kenne, bedachte sich nicht, lange Stellen anzuführen.

Bei alle dem fehlt es nicht an unbedenklichen und schicklichen Wendungen, daß man auch in Dialogen nicht nur Sentenzen und Worte anderer, sondern auch die Seite und Verszahl auf das genaueste und pünktlichste anführen kan. Das erste Mittel ist, daß man die Unterredung an einem solchen Ort halten läßt, wo man, wenn Zeugnisse anzuführen nöthig sind, gleich das Buch zur Hand nehmen, und herlesen kan. Pascal brauchte diese Vorsicht, indem er sich von seinem Jesuiten in die Bibliothek führen läßt. Eben so machte es auch der zierliche Verfasser der Gespräche über die Malerey, indem er die sich unterredenden Personen, Maratta, und Belcolore nach den Lebensbeschreibungen eines Vasari, und Baldinucci, zweyer berühmter Maler, greifen läßt.

Ich wundere mich, daß der gute Corticelli es nicht eben so in seiner *Giornate sopra l'eloquenza* machte,

(*) *del piacere questo par. 2.*

te, da er es so leicht bewerkstelligen konnte, indem er nur singiren durfte, daß der Versammlungsaal eine Bibliothek oder ein an die Bibliothek stoffendes Zimmer wäre. Wenigstens, da er sich blos auf die Erzählungen des Boccaccio, und anderer klassischen Schriftsteller, einschränken mußte, war es leicht, und wahrscheinlich vorauszusetzen, daß die anwesenden, der einen, der andere jenen, so gut als auswendig wußten. Was die Citationen der Seitenzahlen betrifft, so kan man sich, auch ohne anzunehmen, daß man mit dem Buche in der Hand rede, durch Randanmerkungen helfen, die, wenn man sie als von dem Herausgeber des Dialogs hinzugesetzt betrachtet, nicht gegen die Wahrscheinlichkeit anstoßen, und die Rede nicht verwirren. Antonius Augustinus (*), dessen Dialogen auch in anderer Absicht sehr wohl ausgearbeitet sind, giebt uns auch hierinnen ein gutes Beispiel, dem hernach der kurz vorher angeführte Bischoff von Avranches gefolgt ist (**). Aus eben dem Grunde, und auf eben die Art könnte man die eigenen Worte des Schriftstellers bringen, den die dialogisirenden Personen nur oberflächlich, und nicht mit der Genauigkeit angeführt haben, welche in ordentlichen Abhandlungen vernünftig und notwendig ist, weil man von diesen voraussetzt, daß sie mit

(*) de emendat. Graecian.

(**) *Humor* de optimo genere interpretandi.

Muse am Pulte, mit Büchern vor uns, aufgesetzt worden sind. In Romanen, welche erzählende Gespräche sind, muß die nemliche Regel beobachtet werden, so daß, wenn man Personen von wissenschaftlichen und gelehrten Materien redend einführen muß, die Anführungen weder lang, noch häufig, noch auch so ängstlich genau seyn dürfen, wie in methodisch geschriebenen Büchern. Wenn aber der Verfasser das, was er in den erdichteten Unterredungen vorbringen läßt, durch Autoritäten anderer begründen will, so muß er es vermittelst ausenangebrachter Anmerkungen thun, als ob es Glossen des Herausgebers wären.

Die nemliche Methode zu citiren könnte auch in solchen Werken, die nicht zur nachahmenden Gattung gehören, gute Dienste thun, z. E. in Lehrgedichten, wo der Verfasser direkte in eigener Person redet. Weiß das Sylbenmas und die ganze Natur der edlen poetischen Schreibart, (denn im stile Bernesco duldet man noch andere Dinge mehr) weder Belege überhaupt, noch auch genaue Citationen, sondern nur freye und oft durch Umschreibung angebrachte Anführungen vorträgt, so kan man zu mehrerer Zufriedenheit des Lesers die Anzeige davon, wenn man sie zuverlässig und genau haben will, auf eben die Art bringen, wie wir gleich von Anmerkungen sagen werden.

Und nun begreift wohl auch ein jeder, daß das, was wir von Gedichten und andern ins Poetische fal-

lenden Werken, z. E. Romanen und Dialogen, sagen, auf gleiche Weise von rhetorischen Arbeiten sich behaupten läßt. Die Würde des Vortrags, es sey eine Predigt, oder Lobrede, oder akademische Vorlesung, würde sich sehr übel mit pünktlichen Citationen, und weitläufig aus andern Schriftstellern angezogenen oder nachgeahmten Stellen vertragen (und es würde auch unnütze seyn, da mans doch nicht behalten könnte). Nicht zu gedenken, daß eine Rede, die man auswendig hersagt, nicht das Ansehen haben muß, daß sie wörtlich ausstudiert sey, und daher eine weitläufige lateinische Passage sehr übel stehen würde. Wenn man dergleichen Reden durch den Druck bekannt macht, so setzt man die Citationen, gleichsam als eine Berichtigung des Herausgebers, hinzu.

§. 9.

Von Anmerkungen und Randglossen. Mißbrauch, den einige damit getrieben haben.

Der Gebrauch, fremden Werken Noten, oder Erklärungen bezzufügen, um einer schweren Stelle ein Licht anzuzünden, oder um sich über Anspielungen, Namen der Schriftsteller, die Bücher, die sich darinnen angezeigt befinden, zu erklären, ist viele Jahrhunderte alt; denn wir haben keinen lateinischen oder griechischen Schriftsteller, über welchen nicht schon vor dem Untergang des römischen Reichs Anmerkungen oder Kommen-

mentas

mentarien gemacht worden wären. Wer aber hernach angefangen habe, dies mit Werken von eigener Erfindung zu thun, würde ich mit mehrerer Gewisheit sagen können, wenn ich ein Buch eines deutschen Schriftstellers, von welchem ein sehr gelehrter und berühmter Dichter (*) mir Nachricht gegeben hat, und welches den Titel führt: *Micrologiae litterariae*, bey der Hand hätte.

Wir haben davon verschiedene Exempel aus dem 16ten Jahrhunderte. Unter den Italiänern setzte *Nurtius* gewisse kurze Anmerkungen zu seiner *historia sacra*, und *Gabriel Siamma*, der fast zur nemlichen Zeit seine geistlichen Gedichte (**) drucken lies, fügte ihnen eigene ähnliche Erklärungen bey, wie *Gesualdo* und *Vellutello* zu den Gedichten des *Petrarca* gemacht hatten. *Torquato Tasso*, ein Dichter von ungleich größerm Genie, als *Siamma*, dünkte sich nicht zu gut, ihm in diesem Stücke zu folgen; indem er seine Gedichte mit seinen eigenen, aber weit kürzern und besfern Erklärungen, wieder drucken lies.

Demohngeachtet schränkten sich fast das ganze vorrige Jahrhundert hindurch die Anmerkungen und Randglossen bloß auf Citationen und Summarien ein. Aber

Bb 2

beym

(*) Lessing.

(**) rime spirituali.

beim Wachsthum der Buchdruckerkunst erkannte man, wie sehr die Lektüre eines jeden Buchs erleichtert würde, wenn man das, was im Texte selbst mehr verwirrend, als bequem gewesen wäre, auf den Rand verwies. Ich bemerkte, daß in den Reden des Flechier, in welchen viele Männer von Wichtigkeit durch Umschreibungen angedeutet waren, ihr Nahme auf den Rande bemerkt war, für die Nachkommen, oder diejenigen, die nicht genug davon unterrichtet waren. Nicht lange darauf wurde der Gebrauch der Anmerkungen von Peter Bayle bis zu einer außerordentlichen und abgeschmackten Ausschweifung getrieben. Dieser berühmte Vorgänger der neuern Sceptiker und Ungläubigen wollte von seiner Belesenheit Nutzen ziehen, und den Buchhändlern einen unförmlichen Mischmasch von kritischen, philosophischen, politischen, großen Theils frechen und gottlosen Bemerkungen, verkaufen, verfertigte daher sein historisches Wörterbuch von Leuten, die größtentheils sehr unbekannt waren, und fügte jedem Artikel von einem halben Bogen in Form einer Anmerkung ein weitläufiges Geschwätz bey, oft von ganz und gar nicht dahin gehörigen Dingen. Demohngeachtet reichete die Aufnahme, die dieses Werk wegen der außerordentlichen Freyheit fand, mit der es geschrieben ist, hin, die Gewohnheit, auch der ersten Ausgabe des Werks Anmerkungen und Erklärungen beizufügen, unter den Schriftstellern dieses Jahrhunderts einzuführen und gemein zu machen. Montesquieu folgte ihm in seinem berühmten

berühmten Werke: vom Geiße der Gesetze, und in seinen Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer, aber auf eine Art, die gar nicht verdrüsslich und beschwerlich war. Viele andere aber giengen damit nicht so sparsam zu Werke, und wir sehen gewisse kleine Werkgen dergestalt mit Anmerkungen überschwemmt, daß der Anhang den Hauptinhalt weit übertrifft; und man bedient sich eines kleinen Aufsatzes oder einer kurzen Abhandlung, um schicklich oder unschicklich, die ganze Summe der Gelehrsamkeit auszukramen, die ein Schriftsteller gesammelt hat.

Zwar scheint ein berühmter Schriftsteller unserer Zeit (*) diese Gewohnheit besonders bey *Elogiis* zu rechte fertigen. Allein die Elogen auf den Marschall de Saxe, auf den Dauphin, auf den Marcus Aurelius, worinnen keine, oder doch nicht so häufige Anmerkungen vorkommen, sind deswegen nicht weniger schön. Und was waren denn bey den *Elogj degl' illustri Toscani* Anmerkungen nöthig? Oder wenn ja die Verfasser den Herrn Thomas nachahmen wollten, warum schränkten sie sich in ihren Anmerkungen nicht auf dasjenige ein, was Leben und Thaten der panegyrisirten Personen aufklärte: Was war es nöthig, um uns italiänische Schriftsteller, von zwey oder drey Jahrhunderten her, kennen zu lernen, diese Anmerkungen mit Citationen neuerer Philo-

(*) Mfr. Thomas.

soffen anzufüllen, und hingegen zu vergessen, uns von jener ihren Werken Nachricht zu geben, welches gleichwohl nöthwendiger und die Hauptsache gewesen wäre?

Bei einer Reihe von Anmerkungen, dergleichen man jezo über kleine poetische oder rhetorische Aufsätze zu machen gewohnt ist, welche zuweilen weit mehr, als der Text betragen, könnte ein Verfasser, der sie drucken läßt, ungewis seyn, ob er sie unter die Seite, auf welcher die Worte stehen, worauf sie sich beziehen, setzen, oder sie vielmehr mit den nöthigen Verweisungen zu Ende des ganzen Bandes versparen solle, und diese Ungewisheit, oder dieser verschiedene Geschmack (*) stimmt ebenfalls vor, wenn man Commentarien über anderer Schriften drucken lassen soll. Wäre der Text von der Art, daß er ohne Noten nicht verstanden werden könnte, und diese wären sehr kurz, so würde es besser seyn, sie unter den Text, oder auf den Rand zu setzen, aber wenn der Text an sich verständig ist, nicht nöthwendig Erklärungen erheischt, sondern diese blos zu mehrern Unterricht berer, die weniger Kenntnisse besitzen, obet neugieriger sind, beigelegt werden, so ist es schicklicher, sie bis zu Ende zu versparen. Dies sind freylich mehr typographische, als gelehrte Kleinigkeiten.

Über

(*) S. die Eloges des Msr. Thomas, *Elogio di Montecucoli, del conte Paradisi*, die lateinischen Reden des P. Gerdil. *Elogio del Frugoni*.

Aber wer weis nicht *parvis quoque magna iuvare*? Bei Werken, wo der Text, nach der Absicht des Verfassers selbst, den kleinsten Theil des ganzen Bandes ausmacht (*), ist die Sache offenbar. Was wäre ein Sonnet, wenn man es erst auf sechs oder siebenmal durchlesen könnte?

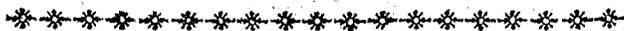
Historie, kritische und gelehrte Dissertationen, wo mehr, als anderwärts, Citationen nöthig sind, haben der Anmerkungen nicht so nöthig, weil uns nichts hindert, in den Text selbst gewisse episodische Kenntnisse einzuschalten, welche in freye und forteilende Reden eingeschaltet, diese verunstalten würden. Der Senator Philipp Buonarrotti, der Marchese Maffei, der P. Paciaudi, haben sich derselben nicht bedient. Der Kanonikus Mazzacchi, der Doctor Lami verstanden entweder die Einrichtung der Bücher nicht, oder waren nicht darauf bedacht, sie anzuwenden.

Die Randanmerkungen, welche den Inhalt des Buchs anzeigen, brauchte man auch vor Erfindung der Buchdruckerkunst, und der Gebrauch derselben hat vielmehr ab- als zugenommen. Denn wenn man sie sparsam und sehr kurz anbringt, vermittelt eines einzigen Rahmens, oder andern Ausdrucks, so können sie niemals

B h 4

(*) Man sehe II Dio von Corra, die *Ritratti poetici* vom P. Bonafede.

mals die Sache im Kontext deutlich genug andeuten; häufig und weitläufig hingegen, bedecken sie den Rand, und ziehen die Aufmerksamkeit von der Lektüre des Buchs selbst ab.



Zweytes Kapitel.

Von den Approbationen.

§. I.

Von der öffentlichen Bücherzensur.

Wäre dieser Traktat dreyhundert Jahre eher geschrieben worden, so würde er über diesen Punkt die größte Vollständigkeit haben. Vor der Erfindung des Drucks brauchte ein Verfasser, wenn er seinen Aufsatz reinlich abgeschrieben hatte, weiter keine Sorge zu tragen, um das Buch bekannt zu machen. Ein ganzes Jahrhundert nach Einführung des Drucks hatten weder Verfasser, noch Verleger, die öffentliche Autorität in anderer Absicht zu suchen, als nur um zu verhindern, daß das Buch, das sie ans Licht stellten, nicht zu ihren Schaden nachgedruckt, oder verkauft würde. Die ersten Privilegia, z. E. Julius II. und Leo X. wurden aus diesem sehr einleuchtenden und natürlichen Grunde verlichen, den Fleiß der Gelehrten dadurch aufzumuntern, daß man verhütete, daß ein anderer durch

einem

einem wider Willen und zu jener ihren Schaden unternommenen Nachdruck und Verkauf ihrer eigenen Werke, oder solcher, die sie zuerst der Vergessenheit entrisen, oder übersezt hätten, sie nicht der Früchte ihrer Arbeiten zu berauben suchte. Daher wurde kaum ein Buch eines ältern oder neuern Schriftstellers gedruckt, worüber man nicht von verschiedenen Fürsten ein solches Privilegium erhielt. Aber die nächsten 50 Jahre hindurch finde ich keine Approbation, die den Inhalt des Buchs betrafte. Sonst aber war es nichts unerhörtes, daß man ein Buch vor seiner Bekanntmachung angesehenen und verständigen, mit öffentlicher Autorität dazu verordneten Männern, zur Beurtheilung übergab. Lucius (*), behauptet, daß bey den Ebräern ein solches Gesetz oder Gebrauch wäre, und Plato (**), der in seiner Republik das nämliche vorschlägt, es von jenen entlehnt habe. Ein gewisser anderer alter Schriftsteller (***) redete deutlicher über diesen Punkt, und, so vieler unnützen und schlechten Bücher, die zum Vorschein kamen, überdrüssig, wünschte er ein Kollegium verständiger Männer, deren Beurtheilung alle Schriften erst vorgelegt werden müßten, um die Bekanntmachung

B b 5

(*) de praeparat. Evang. L. XII. c. 6.

(**) de republ. L. VII.

(***) Galenus contra Iulian. apud Theophrast. Raynaud de bonis et malis libris p. 278.

chung der guten zu erlauben, und die andern zu unterdrücken. Die regulären Orden, welche in vielen Stücken den guten Anordnungen der politischen Regierung zuvor kamen, hatten, vor allen kirchlichen und bürgerlichen Befehlen, schon verordnet, daß ihre Glieder keine Schriften ohne Erlaubnis der Obern bekannt machen sollten. Aber die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung machten auch in diesem Stück eine wichtige Epoche (*), und Paul IV. entweder aus eigenem Antrieb, oder um sich demjenigen zu konformiren, was bey der ersten Berufung dieser Versammlung festgesetzt worden war, verordnete, daß man jedes Werk erst vorlegen solle, ehe ihm das gewöhnliche Privilegium durch den ganzen Kirchenstaat erteilt würde; und er verfaszte es in der That aus diesem Grunde dem Bernhard Tasso für seinen Amadis (**).

Ich will hier keine Geschichte der öffentlichen Bücherzensur schreiben, noch auch weitläufige Betrachtungen darüber anstellen. Ich weis, daß auch mancher unter den freyesten und nicht katholischen Schriftstellern (***) solche der Vollkommenheit der Bücher und

(*) Concil. Lateran. IV. sess. 10. Concil. Trident. sess. 4.

(**) G. Fontanini und Zeno Tom. I. p. 271.

(***) G. L'homme, ouvrage posthume d'Helvetius, T. II. p. 134.

den Fortgang der Litteratur zuträglich hält (*). Aber was hätte Alexander Tassoni nicht sagen müssen, da wegen der Kabbala einiger Familien in Modena, die sich in seinem geraubten *Lymer* nicht genannt fanden, kein Vers darinnen war, der in Italien die Erlaubnis des Drucks erhielt, und dieses Werk, blos durch Begünstigung des Abts Scaglia, nach dreizehnjährigen Verdruß, zum erstenmale zu Paris gedruckt wurde (**). Die ganze gelehrte Geschichte seit zwey hundert Jahren ist voll von ähnlichen Beyspielen, und ich habe gelehrte Protestanten sagen hören, daß sie in gewisser Rücksicht zuweilen eben so große Hindernisse in ihren Landen finden, als man unter Katholicken antrifft (**).

S. 2.

Specielle und die Lehren betreffende Approbationen.

Aber wir andern Schriftsteller, die wir im Stande zu seyn glauben, die Leute mit unsern prosaischen, oder

(*) Rari quidem libri in Hispania, Italia, Sicilia, cunctantur, sed, quia sub censura prodeunt, plerumque veri et docti. Alibi scribunt indocti, doctique poemata, vbi-cunque libera sunt prela. Thom. Bartholinus de libris legendis dissertatio 4. p. 93.

(**) G. Zeno zu Fontanini Bibl. T. I. p. 292.

(***) Der würdige Verfasser wird an dem jetzigen Ort seines Aufenthalts darüber nicht klagen hören.

oder poetischen Auffäßen, zu unterrichten, oder zu beszaubern, könnten uns nicht überwinden, zu glauben, daß ein Censor, der vielleicht nicht die nemlichen Studia, wie wir, getrieben hat, mehr, als wir, sehen, und verstehen kan, und wir vergessen gerabe, wo wirs am meisten brauchten, aller der schönen Erinnerungen, und der vortrefflichen Beyspiele unserer ehrwürdigen Lehrmeister, welche uns rathen, unsere Schriften verständigen und Beurtheilungsfähigen Personen anzuvertrauen, und zu verlangen, und gerne zu sehen, daß diese freymüthig und unpartheyisch dasjenige bemerken, was keine gute Wirkung thun, oder zu verdrüßlichen Kritiken und Widerspruch Anlaß geben könnte. Vom Horaz sind die Belege zu bekannt. Der eben so gelehrte und einsichtsvolle, als witzige und artige Hieronymus Mutius (*), dessen Zeugnis eben so sehr angemerkt zu werden verdient, und alle diejenigen, die über die Dichtkunst in Versen geschrieben haben, sind in die Fußtapfen des Horaz getreten. Das nemliche muß ich von dem vorhin angeführten Tasso sagen. Am aller wenigsten ader dürfen wir das gewichtige Beispiel des heiligen Ambrosius (**), mit Stillschweigen übergehen, dem die Reher selbst den Vorz

(*) Poet. P. 3.

(**) Malo enim, tuo corrigantur iudicio, si quid movet, prius, quam foras prodeat, unde jam revocandi facultas non sit, quam laudari a te, quod ab aliis reprehendatur.

Vorzug eines braven Gelehrten nicht absprechen, ohne jetzt auf den Vorzug eines angesehenen Lehrers in Religionsfachen Rücksicht zu nehmen. Man sehe seinen vierzigsten Brief an Sabinus, Bischof von Lodi, dem er seine Schriften vor der Bekanntmachung zur Durchsicht überschickte.

So sehr aber diejenigen zu loben sind, welche mit bescheidenen und gelehrigen Gesinnungen ihre Schriften der Censur anderer unterwerfen, um sie vor ihrer Bekanntmachung zu corrigiren, und zu verbessern, so schädlich scheint mir hingegen die Eitelkeit derer, welche ein Buch, nur so im größten ausgearbeitet, und meistens schon gedruckt, andern Gelehrten in der Abicht mittheilen, nicht um Belehrungen und Verbesserungen, sondern Lobeserhebungen einzusammeln, und ihrem Buche zusammen vordrucken zu lassen. Dieser schon im 16ten Jahrhundert so gemeine Gebrauch war hauptsächlich in Italien im ganzen vorigen Jahrhundert allgemein. Der ganze Vortheil, den man jetzt davon hat, ist die Notiz von einigen Gelehrten, als Verfassern dieser den ersten Ausgaben fremder Werke vorgesetzten Elogen. Denn man lernt daraus die Zeit, wenn sie lebten, und sieht eine Probe von ihrer Poesie. Denn gewöhnlicher Weise verfertigte man diese Elogen in Form der Sinngebichte, oder Sonnetten und Madrigale. Die Bücher selbst aber, die mit solchen Elogen begleitet sind, haben deswegen nicht mehr Werth und Kre-

dit

dit bekommen; so daß der gute Geschmack unserer Zeiten dergleichen Eitelkeiten und gelehrte Pralerey fast gänzlich verworfen hat. Bey Ausgaben anderer Werke, sie mögen nun im Original, oder übersetzt, gedruckt werden, ist man dennoch gewohnt, die vortheilhaften Urtheile und Zeugnisse berühmter Männer, die deren gedacht haben, beizufügen, oder wenigstens das Titelblatt, oder eine der ersten Seiten, mit einem Motto, das dem Werke Ehre macht, zu zieren. Das älteste und schicklichste, das ich mich gesehen zu haben erinnere, ist dasjenige, was Franciscus Cattani seiner Uebersetzung der *Officiorum* des heiligen Ambrosius vorgesetzt hat (*). In einigen Fällen sind auch für neue Bücher die Approbationes, welche man doctrinales nennt, und die Elogen solcher Männer, die durch ihre Gelehrsamkeit berühmt sind, von grossem Gewichte, und die angesehensten und beurtheilungsvollesten Schriftsteller haben dergleichen gesucht; wie Bossuet für seine *expositionem fidei catholicae*.

§. 3.

Unvermeidliche Widersprüche und Kritiken.

Es wäre freylich zu wünschen, daß ein Schriftsteller, wenn er sich gutwillig vor der Herausgabe seiner Werke öffentlichen und privat Censuren unterworfen hat, sodann gänzlich für Verdruss und Kritiken sicher wäre.

(*) Aus dem Paradiſo des Dante, aus dem roten Gefange.

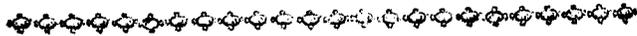
wäre. Aber der arme Tasso, nachdem er sein besreytes Jerusalem mit allen Gelehrten, die seine Bekannten waren, communicirt hatte, mußte doch sehen, wie übel dasselbe von den Mitgliedern der Crusca behandelt wurde (*), und nachdem er die Approbation darüber auf eine legale Weise von Rom erhalten hatte, mußte er doch hören, daß es zu Paris verboten und feyerlich verdammt worden war. Und dergleichen Beispiele könnten wir mehrere anführen. Werke, die durch die angesehensten Approbationen, durch den Gebrauch und Uebereinstimmung aller Rechtschaffenen gesichert zu seyn schienen, konnten demohngeachtet Kritiken und Schmähungen nicht entgehen.

Und was sollen wir nun hieraus schliessen? Ohne Zweifel, daß der sicherste Weg ruhig zu leben für einen Gelehrten dieser sey, in seinem Kabinette verborgen zu bleiben; so wie es für den Bürger am sichersten ist, sich nicht in den Gang der Affären und noch weniger in Reformen der Sitten, Geseze, und Regierung, zu mischen? Aber wenn alle miteinander diese Maximen angenommen und ausgeübt hätten, so würde die Welt noch in eben den Hefen der Unwissenheit und in der rohen Barbarey liegen. Wer sonst Eifer besitzt, oder im Publikum mit Ansprüchen auf Beyfall erscheinen will,

(*) Zeno Anmerk. zu Fontanini T. I. p. 274.

will, muß, wie jeder, der etwas neues versucht, gefaßt seyn, dergleichen Begegnungen zu ertragen.

— — — Nil sine magno
Vita labore dedit mortalibus (*)



Drittes Kapitel.

V o m D r u c k.

§. 1.

Lage der italiänischen Gelehrten in Ansehung des Drucks.

Die schönsten und am besten in die Augen fallenden Ausgaben der Bücher, sind ordentlich Weise diejenigen, die von ihren eigenen Verfassern, oder andern Gelehrten veranstaltet worden, durch deren Umgang vorzügliche Buchdrucker gebildet werden. Bey der ersten Wiederherstellung der Wissenschaften finden wir einen Erasmus, Bembus, Navagero, und andere Gelehrten von Ansehen, die den Druck und die Korrekturen selbst besorgen. Ich habe unter meinen Büchern einige Werke von diesem Navagero, gedruckt (**), wie es ausdrücklich heißt: *amicorum cura, quam fieri potuit, diligentissime*. Die erste sehr schöne Ausgabe der Werke Johannis della Casa besorgte einer

(*) Horatius.

(**) Benedig, 1530.

einer seiner Freunde (*). Herr Giacomelli, ein sehr gelehrter Prälat, um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, pflegte bey der Ausgabe der Werke seines Freundes, des P. Paciaudi, hülfreiche Hand zu leisten.

Daher obgleich die mechanische Bekanntmachung eines Buchs mehr zur Buchdruckerkunst, als zur gelehrten Beschäftigung gehört, so wird es doch nicht undienlich seyn, um der Vollständigkeit willen in diesem Werke davon zu reden, ob gleich für die Schriftsteller nicht viel tröstliches darinnen ist. Wer über die Lage nachdenkt, in der sich ein italiänischer Gelehrter in dieser Rücksicht befindet, muß nöthwendig alten Eifer und Munterkeit bey sich erkalten fühlen, der ihn sonst beleben könnte, für den Druck zu arbeiten und zu schreiben. Der Marchese Maffei sagte mit Recht, wenn Italien in der That Engelland und Frankreich in Ansehung der Menge und des Verdienstes seiner Gelehrten nachstünde, mit jener einzigen Betrachtung alle Verwunderung aufhören würde, nemlich, daß in diesen Ländern ein Gelehrter, wenn er etwas drucken läßt, davon Gewinn hat, und zuweilen reich wird, da er hingegen in Italien sich ruinirt. Man hat nicht nöthig sich zu beklagen, daß das Französische, und folglich auch französische Schriften, sich in einen weit größern Distrikt ausbreiten,

(*) Erasmo Gemini. 1558.

breiten, als italiänische. Wenn nur Italien, auch isolirt, und ganz allein, durchgängig der Industrie, und dem rechtmäßigen Gewinn der Schriftsteller, und untergeordneten Künstler offen stünde!

Allein Italien besteht aus mehrern Staaten, welche in Dingen, die das Kommercium betreffen, eben so sehr, und zuweilen noch mehr getrennt sind, als kaum ein Theil Italiens vom Kommercium mit auswärtigen Nationen. Unterdessen würde es ohne allen Zweifel ein großes und mächtiges Mittel seyn nicht allein den Wissenschaften fortzuhelfen, und die Gelehrten ohne Beschwerde des öffentlichen Fonds aufzumuntern, sondern auch die Buchdruckerkunst, und das gelehrte Kommercium unter uns Italiänern zu unterstützen; wenn die Privilegien, die im ersten Jahrhundert der Buchdruckerkunst gewöhnlich waren, wieder Mode würden, und man durch gegenseitige Verträge festsetzte, daß ein Buch, das z. E. zu Florenz gedruckt wäre, wenigstens binnen 10 Jahren, nicht in Mailand, und eins, das zu Neapel gedruckt worden, nicht in Genua und Turin, ohne Einwilligung des ersten Herausgebers, nachgedruckt werden dürfte.

§. 2.

Unnütze und schädliche typographische Pracht.

Die Form der Ausgabe muß der materiellen Größe eines Buchs entsprechen. Diese Regel ist so klar für sich,

sich, daß es überflüssig scheinen könnte, sie auch nur anzuzeigen. Kleine Büchelgen von wenig Bogen in sehr splendiden Bänden abdrucken zu lassen ist eine Unordnung, die den Studierenden sehr schädlich ist, zu deren größten Beschwerde auf solche Art der Preis der Bücher von Tag zu Tage steigt. Ich weis nicht, ob es nicht ein würdiger Gegenstand der politischen Oekonomie wäre, dieser unnützen Verschwendung des Pappiers Einhalt zu thun, welches in kurzen ein eben so verdrüsslicher, als notwendiger Handlungsartikel werden wird. Aber für gewisse Unordnungen giebt es fast kein Mittel, indem man nicht vermögend ist reiche Leute, die Bibliotheken nur zur Pracht anlegen, zu verhindern, prächtige Ausgaben zu kaufen, und vier Dukaten auf ein Buch zu wenden, welches auf andere Art, obgleich sehr gut gedruckt, kaum ein oder zwei Liren kosten würde; und die Buchhändler, die in dem Stück eben so, wie andere Kaufleute, denken, welche aus anderer Narrheiten Nutzen ziehen, suchen von dieser Thorheit zu profitiren. Aber wenn ein Verfasser, außer in einigen außerordentlichen Fällen, wo es das Ceremoniel, und die Würde des Gegenstands mit sich brächte, seine Werke so prächtig drucken lassen wollte, so würde er vielmehr Tadel, als Lob verdienen. Liest sich etwa das befreiete Jerusalem des Tasso leichter auf groß Folio gedruckt? Oder wozu ist es nöthig, die Gedichte, z. E. des Joh. Baptista Rousseau in Quart zu drucken, und viermal mehr Pappier daran zu wenden, als für eine

andere schöne und bequeme Ausgabe nöthig wäre? Wollt man nicht eben so gut die Tragödien des Crebillon, des Corneille, des Racine, in Oktav, oder Duodez? Herr von Voltäre legte auch in diesem Stücke keine geringe Probe seines guten Geschmacks ab, indem er nicht zülles, vielweniger gar veranstaltete, daß man seine Werke mit einer nicht nur überflüssigen, sondern schädlichen Pracht druckte.

Der wahre und eigentliche Vorzug der Ausgabe eines Buchs ist der, daß alles, was in den Druck kommt, darzu dient, daß man ihn leicht lesen kan, und nichts da ist, das die Lesüre hindert und aufhält. Als die Figuren, die man außer dem Titelblatt einschaltet, und welche nicht nöthig sind, um die abgehandelten Sachen klarer vorzustellen, dienen vielmehr zur Zerstreung und Beschwerde, als zur Erleichterung, und fallen allemal dem Käufer zur Last. Wenn man aber ja den Luxus mitmachen soll, so würde ich die Basservillische Ausgabe des Horaz mit dem bloßen Text allen den reizenden und zierlichen Kupferstichen vorziehen, womit die Ausgaben des Sandby, Fine, Justice, so kostbar ausgeschmückt sind. Ich tabelle dieses nicht, daß man es zuweilen thut, um den Personen, die bey einer gedruckten Schrift interessiert sind, eine Ehre zu erzeigen; wie neuerlich Herr Bodoni in seiner Sammlung der Gedichte auf die Vermählung Ihrer Königlichen Hoheiten zu Piemont gethan hat (*). Uebrigens unter-

(*) Epithalamia, exoticis linguis edita. Parma 1775.

stünde ich mich kaum zu bestimmen, ob es eben so nützlich sey, jedem Gesang epischer Gedichte die Vorstellung einer oder mehrerer darinnen erzählter Handlungen vorzusetzen. Die schönen Figuren, womit L'Alamanna von Franz Olivier aus der Druckerey des Valgrisi herausgekommen ist, und die Kupfer, bey *Maccabeo* des Silveira haben so wenig bengetragen, diese Gedichte in Achtung zu erhalten, daß ich kaum jemand finde, der ihrer gedenkt, auch da, wo der Inhalt es mit sich brächte. Und so giebt es unzählich andere Bücher, mit solchen Zierrathen, die man weder lieft, noch kennt. Die Porträts großer Herren, und anderer berühmten Männer, von denen man in einem historischen Werke redet, sind der natürlichste Zierrath, den man nur immer da suchen kan, weil sie doch zu etwas dienen. Demohngeachtet hat weder Thuanus, noch Guicciardini, noch Davila, Bentivoglio, und zu unsern Zeiten Herr Summe sich um solche Zusätze bekümmert. Dergleichen Porträts nehmen sich besser aus an den Wänden eines Kabinetts, als unter den gedruckten Bögen eines Buchs. Der einzige Nutzen der Kupferstiche schränkt sich auf Landcharten, Grundrisse von Städten, Gebäuden, auf mechanische Instrumente, physikalische Dinge, und Ueberbleibsel von Alterthümern ein. Der Stich wird in dieser Absicht immer von grossem Nutzen seyn. Aber bey so vielen Verfeinerungen in den zeichnenden Künsten, dürfen die Schriftsteller wohl wünschen, daß man die Kunst nicht vernachlässigte, in Holz oder etw.

beres Metall so zu schneiden, daß man davon abdrucken kan, wie es mit Holz geschieht; damit die Kosten der Ausgabe nicht verdoppelt werden, wenn Figuren nöthig sind, um den Dingen, die im Buche abgehandelt werden, mehr Klarheit zu geben. Ich bin überzeugt, daß sie nie eben die Feinheit haben werden, als wenn sie in Kupfer gestochen, oder mit der Kupferpresse gefertigt wären; aber Nutzen und Bequemlichkeit muß der ausgesuchten Feinheit vorgehen; und wenn man dadurch eine Rüstung, einen Mühlentrumpf, ein Rad, oder eine andere mechanische Bewegung reinlich genug abbilden kan, so ist das übrige, so schön und artig es ist, doch nicht nöthig. In so vielen Ausgaben, die die Gebrüder *Foulis* von klassischen, griechischen, lateinischen, und italiänischen Werken veranstaltet haben, sieht man selten, oder fast niemals Kupferstiche, und wo ist gleichwohl ein Künstler in ihrem Fach, dessen Drucker mehr geschätzt würde.

§. 3.

Von Verbesserungen und Zusätzen.

Außer dem sind noch viele andere Dinge beym Druck eines Werks zu beobachten, außer denen, die jedem bekannt sind, z. E. was die Genauigkeit der Orthographie, und Punctuation betrifft. Weil aber eine weitläufige Abhandlung darzu erfordert würde, um davon gehörig, und mit schicklichen Beispielen zu handeln, so könnte das der Gegenstand eines besondern Traktats unter dem Titel: *Micrologiae typographicae* werden.

Wer

Wer weiß, was Drucken heißt, muß sich gar nicht über die Druckfehler wundern; aber vielmehr wird er sich wundern müssen, wie es so korrekt gedruckte Schriften geben könne. Eine jede Seite ist aus mehreren tausenden unzusammenhängenden Stücken zusammengesetzt, die man auf tausenderley Art verwechseln kan, und jeder Bogen in der gegenwärtigen Form besteht aus 16 Seiten, die aus mancherley Unachtsamkeit unschicklich geordnet werden können. Kommen Anmerkungen, oder Marginalien darzu, so mehret sich die Gefahr der Irrthümer ins unendliche, indem man leicht die Noten, Zeichen, und Verwechslungen an einen unrichten Ort stellen kan, wodurch ein verkehrter Sinn, oder andere Mißhelligkeit entsteht. Ein Gelehrter von außerordentlichen Scharfsinn, und von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, der fast von seiner Jugend an Bücher zu drucken gehabt hatte, und den ich mehrere Jahre in dieser Schule, darüber ich jezt gesetzt bin, gehört habe (*), pflegte zu sagen, ein Gelehrter, der drucken lies, dürfte wenig schlafen, und müsse vielmehr den ganzen Tag über mit seinem Kopf bey der Presse stehen; so leicht sey es, daß ohngeachtet aller Verbesserungen einige Buchstaben verrückt werden, und den Verstand verwirren.

Zuweilen bemerkt man diese Fehler, wenn es nicht mehr Zeit ist, sie ohne große Unordnung zu verbessern. So

(*) *Bartoli*.

So viel man sich auch Mühe giebt jeden Theil des Manuscripts Stück vor Stück durchzusehen, ehe mans in die Druckerey schickt, so ist's doch nicht möglich, solches mit der erforderlichen Pünktlichkeit zu thun, und wenn man den Druck durchsieht, so gestattet die Eifertigkeit der Drucker, die Ermüdung und Ungedult der Setzer, die Gefahr, daß das Pappier verderbe, nicht die nöthige Zeit, ich will gar nicht sagen, etwas hinzuzusetzen und zu ändern, sondern nur ein überflüssiges Wort, oder Glied, auszulöschen.

Ein Autor, der den Druck seiner eigenen Werke besorgt, befindet sich just in dem Fall, wie einer, der Verse macht. Die Mühen, die man sich anthut, um die bestimmten und unveränderlichen Reime zu finden, läßt uns manchmal etwas schönes ausfinden, worauf man sonst nicht gefallen wäre; aber zuweilen sagt man auch etwas fast ganz überflüssiges, um ein Gedicht in rima ottava, oder ein Sonnett auszufüllen. Auf gleiche Weise verbessert man zuweilen ein Wort, oder Redensart, um eine gedruckte Zeile, daraus man ein oder zwey Worte weggenommen hat, wieder voll zu machen; manchmal häuft man überflüssige Synonyma und Epitheta. Oft gehen auch vom Anfang bis zur Vollendung des Drucks viele Monate vorbey, binnen welchen der Verfasser neue Einsichten bekommt, die ihn verpflichteten, wegzulassen, was er vorher geschrieben hatte, oder zuzusetzen, was vorher nicht da war; welches gleich-

gleichwohl nicht ohne neue Kosten thunlich ist, auch nicht ohne Aufenthalt, und ohne Entstellung des materiellen Ansehens des Buchs, durch verschiedenen Druck, der leicht daher entstehen könnte, und die Schwierigkeiten, die hernach bey'm Binden daraus erwachsen.

Es würde daher fast notwendig seyn, daß zu Ende jedes neuen Werks ein Verzeichnis nicht nur der Druckfehler, so viel man deren entdecken können, sondern auch der Zusätze und Verbesserungen stünde, die dem Verfasser beygefallen sind, nachdem er es schon in die Druckerey geschickt hatte. Der sehr genaue Gerhard Vossius that dieses in allen ersten Ausgaben seiner Werke, und zuweilen findet man zu einem einzigen Band in 4. am Ende 30 — 80 Seiten solcher Zusätze.

§. 4.

Von neuen Ausgaben.

Noch müssen wir auch darüber etwas sagen, was ein Autor nach der Bekanntmachung seines Werks thun kan, und muß. Gedult, Gelehrigkeit und Standhaftigkeit, damit man notwendig versehen seyn muß, um die, wie oben gedacht worden, unvermeidlichen Widersprüche und Kritiken, oder das demüthigende Schicksal, des Horaz (*) beschreibet, zu ertragen, gehört mehr für

(*) Ep. 20. L. I.

für die Moral, als für die Kunst, die wir hier abhandeln. Beantwortung, Bertheidigung, Widerlegung, und Vernichtung dessen, was ein anderer gegen uns schreiben mag, ist eben so gut, als die Abfassung einer neuen Schrift, für welchen Fall das hinreicht, was wir an seinem Ort darüber gesagt haben. Aber dies dürfte nicht überflüssig seyn, zu untersuchen, wie und wenn es rathsam sey, daß ein Autor sein Werk wieder umarbeite, verbessere und vermehre.

Wer kan mit einem Gelehrten zufrieden seyn, der, gleichsam als Diener eines Buchhändlers, und Sklave seines eigenen Interesses, studierende Personen, die er als Söhne und Brüder betrachten sollte, nun in Kontribution zu setzen sucht, und, weil sein Buch gute Aufnahme bey ihnen gefunden hat, ihnen nun zur Dankbarkeit doppelten Aufwand von Geld und Zeit verursachen will, um sein Buch noch einmal zu kaufen, und von vorne durch zu lesen, das sie schon besitzen, und gelesen haben; oder den Unwillen und Verdruß zu empfinden, den man ganz natürlich Weise empfindet, wenn man eine neue Ausgabe mit Verbesserungen und Zusätzen nennen hört.

Ich weis, daß viele neugierig sind solche Aenderungen und Abweichungen zu bemerken, und die Bücherliebhaber machen sich ein eignes Geschäft aus diesen Notizen. Aber wie viel Zeit rauben uns solche Untersuchungen

und Vergleichen zu anderer nützlicher Lektüre, oder andern nöthigen und angenehmen Beschäftigungen des menschlichen Lebens? Mancher dürfte wünschen, daß die erste Ausgabe des Werks dazu gebraucht würde, um dasselbe für die folgenden Ausgaben desto vollkommener zu machen; und die ersten wenigen Exemplare unter Einsichtsvolle Freunde ausgetheilt würden, um ihre Belehrung einzuholen. Gewis ein sehr nützlicher Vorschlag, wenn nur die Autoren so bemittelt wären, daß sie solche Versuche auf ihre Kosten machen könnten. Daher scheint es mir besser und sicherer zu seyn, dahin zu sehen, daß das Werk auf das erstemal so vollständig und vollkommen im Druck erscheine, als uns möglich ist; und wenn es hernach treffen sollte, wie es denn ganz wohl seyn kan, daß Verbesserungen und Zusätze nöthig sind, diese auf die Art eingerichtet werden, daß die erste Ausgabe nicht unnütze werde, sondern die Verbesserungen und Zusätze ein eigenes Buch ausmachen.

Das Register, oder alphabetische Verzeichnis, (denn vom Konspetkus der Kapitel; als einem notwendigen Stück ist oben genug gesagt worden) ist eine in vieler Rücksicht sehr bequeme Erfindung, aber an und vor sich unnöthig, und von den Alten nie gebraucht worden; auch ist da: vielmehr eine typographische, als gelehrte Arbeit. Cujacius sagte: Wer sich der Bücher nicht ohne solche Register zu bedienen wüßte, verstände

de sie gar nicht zu brauchen. Demohngeachtet ist bey starken, hauptsächlich historischen Werken, wenn sie nicht in Kapitel mit eigenen Ueberschriften eingetheilt sind, wenigstens ein alphabetisches Verzeichnis der eigenthümlichen Nahmen nothwendig.

Druckfehler:

- S. 59. in der Note statt Litteratura, lies: Letteratura.
 S. 88. Seite 6. von unten auf, muß das erstemal selbst ausgestrichen werden.
 — 106. — 3. ist Cinzio Giraldi eine Person, und muß das Komma ausgelöscht werden.
 — 121. — 2. von unten auf, statt: Romanzen, lies Romanen.
 — 264. in der Note: statt Scaligerana lies Scaligeriana.
 — 311. — 8. von unten auf, statt: Onicciardino lies Guicciardino.